Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn= und [illegible] bleibt selbe geschlossen.

Jos. Linda[illegible]

Fürstenfeld[illegible]

Die Bürger von Darlingen.

Sittengemälde

in zwei Zeitabschnitten

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Flämischen

von

Dr. C. Büchele.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1862.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Erster Zeitabschnitt.

I.

Einige Stunden von Brüssel, an der Eisenbahn, liegt eine kleine Stadt, die wir, um allen Mißdeutungen vorzubeugen, mit dem Namen Darlingen bezeichnen wollen. Sie zählt über vierzehntausend Seelen und besitzt verschiedene schöne Kirchen und Klöster, deßgleichen ein Hospital oder Krankenhaus, welches um des Alters und reinen gothischen Styls seiner Façade willen die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde im höchsten Grade verdient.

Stieg man vor etwa fünfzehn Jahren auf der Station von Darlingen ab, um sich in die Stadt zu begeben, so bemerkte man zuerst einige hohe, über ausgedehnten Fabrikgebäuden sich erhebende Kamine. Man war darum geneigt, Darlingen für einen gewerbsfleißigen, handelsthätigen Platz anzusehen; der Lärm, die Bewegung, das Gewühl von Leuten, denen man in den Fabrikvierteln begegnete, verstärkte noch diesen günstigen Eindruck. Aber kaum hatte man ein paar lange Straßen durchwandert, so fand sich,

daß die Bewegung allmälig abnahm und, je mehr man gegen die Mitte der Stadt vordrang, in eine auffallende Stille überging.

Es waren breite schöne Straßen, mit vielen großen Häusern, worin augenscheinlich sehr reiche Leute wohnten. Die Façaden dieser Häuser, seit Jahren nicht angestrichen, sahen grau und unsauber aus; die meisten Fenster daran waren durch hölzerne Läden verschlossen, und die Stufen waren mit Gras bewachsen, das als dichter Rasen sich bis mitten in die Straße ausdehnte. Nur dann und wann gewahrte man hier einen Vorübergehenden; es war so still und öde, als schliefe Jedermann den Tag über. Nichts hörte man, als das Anschlagen und Geläute von Glocken, das zu gewissen Stunden aus allen Gegenden der Stadt sich erhob. Außerhalb des Fabrikviertels, welches man das Armen-Quartier zu benennen pflegte, war es fast überall eben so still und einsam. — Auch genoß Darlingen des doppelten Ruhmes, eine ungewöhnlich reiche, und zugleich eine ungewöhnlich langweilige Stadt zu sein.

Die Gründe davon sind sonderbar genug, um eine Erklärung zu verdienen. In Darlingen waren damals die wohlhabenden Leute in zwei Parteien getheilt, welche mit großer Eifersucht einander gegenüber standen und sich gegenseitig haßten und verachteten. Die eine Partei bestand aus den Bewohnern der großen geschlossenen Häuser. Obwohl von Eltern stammend, welche durch Handel mit Dungstoffen, Eichenrinde, Getreide, Oel, oder durch Brauerei und Gerberei den Grund zu ihrem Reichthum gelegt hatten, dachten diese Leute sich doch unendlich erhaben

über alle andern Einwohner, aus dem einzigen Grunde, weil sie ihr Vermögen geerbt hatten. Während in Darlingen kein Adel bestand, glaubten sie als die rechtmäßige Aristokratie betrachtet werden zu müssen. Sie hatten jedoch weder die Eigenschaften des Adels sich anzueignen gesucht, noch dessen Pflichten auf sich genommen; denn sie waren der Meinung, daß es selbst bei dem Mangel aller sittlichen Würde genügend sei, ererbte Güter zu besitzen, um sich für auserwählt von Geschlecht und Natur zu wähnen und mit Stolz auf Jedermann herabsehen zu dürfen. Diese Leute widmeten ihr ganzes Leben der Vermehrung ihres Vermögens, obgleich sehr wenige derselben Etwas in dem Handel zu wagen Willens waren oder den Muth hatten. Ihr Besitzthum bestand in Pachthöfen und Ländereien; die Berechnung der Mittel, das Einkommen derselben beständig zu erhöhen und so wenig als möglich davon zu verzehren, war deren einzige Beschäftigung.

Sie hatten gewöhnlich nur wenige Kinder und gaben sich alle Mühe, sie vom Heirathen abwendig zu machen, um zu verhüten, daß das Vermögen der Familie allzu sehr getheilt würde. Heirathete jedoch eines ihrer Kinder, so war eine solche Ehe nicht die Folge einer besondern Neigung zwischen den jungen Leuten; diese Verbindung wurde nach gründlicher Schätzung des beiderseitigen Vermögens von den Eltern projektirt und beschlossen, ohne darauf zu achten, ob die Verlobten einander kannten, haßten oder liebten. Welches Leben bisweilen aus solchen unnatürlichen Heirathen sich ergeben mußte, ließ sich nur vermuthen; denn es blieb meist immerdar Ge-

heimniß der Hausgenossen, über deren Unglück der Familienstolz einen undurchdringlichen Schleier ausgebreitet hielt.

Diese scheinedeln Besitzer eines ererbten Vermögens — durch Neid oder Mißachtung, je nach dem Maaße ihres bezüglichen Reichthums, selbst unter einander gespalten — nannten sich die Altreichen, im Gegensatz zu der andern Partei, welche sie mit dem Spottnamen der Neureichen bezeichneten.

Was man unter Neureichen verstand, waren Leute, welche damals mit dem anfingen, was die Eltern der Altreichen gethan hatten, nämlich in Handel und Gewerbe die Mittel zur Erwerbung eines Vermögens suchten. Die Fabriken an der Eisenbahnstation gehörten solchen gewerbsamen Bürgern; viele von ihnen besaßen bereits Kapitalien, welche ansehnlicher waren, als das Vermögen der ältesten Reichen; aber es war genug, daß sie ihren Wohlstand durch eigenen Fleiß und eigene Arbeit gewonnen hatten, um von den erblichen Rentiers als Menschen einer geringern Classe angesehen zu werden. Ueberdieß trug noch die Unsicherheit der Kapitalien selbst, welche in dem Handel oder Gewerbe angelegt wurden, dazu bei, daß jene von den Grundbesitzern Darlingens gering geachtet wurden, als ob die sittliche und materielle Unthätigkeit einen Anspruch auf Vortrefflichkeit gewähren sollte.

Die Neureichen, welche vom Morgen bis zum Abend arbeiteten und sorgten, und dadurch leicht und im Großen Geld verdienten, hätten wohl gern von Zeit zu Zeit nach der Arbeit einige Erholung und Freude sich erlaubt. Sehr oft hatten die jungen Leute

dieser Classe Musik- oder Tanzunterhaltungen, oder andere gesellige Zusammenkünfte zu arrangiren gesucht. Sie wurden hiebei selbst von einigen Söhnen der Reichen unterstützt; und mit vereinten Kräften hatten sie einen schönen Garten angekauft, große Gebäude darin aufgeführt und eine vollständige Harmonie zu Stande gebracht. Die Abneigung der alten Familien vereitelte jedoch alle ihre Mühe; und da sie für sich selbst nicht stark genug waren, um eine genügende Gesellschaft zu bilden, ging die Harmonie ein, und der Park mit seinen schönen Spaziergängen wurde Unkraut und Disteln überlassen.

Die Altreichen von Darlingen weigerten sich, an irgend einer Gesellschaft Theil zu nehmen, und vermieden es, mit ihren Angehörigen bei Zusammenkünften zu erscheinen, aus Furcht, es möchten zwischen ihren Söhnen und Töchtern und zwischen den jungen Leuten der Neureichen Neigungen Wurzel fassen, welche vielleicht zu Heirathen führen könnten, die sie als entehrend für ihre Familie betrachteten. Da nun die Altreichen, sei es aus Sparsamkeit, sei es aus Mangel gegenseitiger Anhänglichkeit, sehr selten Freunde empfingen; und da die Neureichen sich gezwungen sahen, nach Brüssel zu gehen, um einige Erholung zu suchen, so war Darlingen eine Stadt ohne Gesellschaft, ohne Unterhaltung, und selbst ohne irgend eine merkliche Entwicklung.

Im Jahr 1845 stand zu Darlingen, in der St. Jansstraße, ein sehr großes Haus, das nunmehr von einer neuerrichteten Zuckerfabrik eingenommen ist. Es war damals von einem Altreichen, Namens Bonifacius Romys, bewohnt. Die lange, seit zehn Jah-

ren vielleicht nicht abgeputzte oder angestrichene Façade, die verschlossenen Fenster, das Gras vor der Thüre, Alles gab ihm ein kaltes und verlassenes Aussehen.

An einem der ersten Sommertage des gemeldeten Jahres saß eine Frau einsam und schweigend, mit Stricken beschäftigt, in einem großen, obern Zimmer dieses Hauses. Ihre Kleidung war beinahe ganz schwarz, so einfach und jeder Verzierung bar, daß sie von großer Sparsamkeit, wo nicht von Nachläßigkeit zeugte. Auf ihrem Angesicht lag ein Anflug passiver Langerweile und stillen Verdrusses; Etwas, das Herzensgüte, aber zugleich eine ausnehmende Muthlosigkeit anzudeuten schien. Die Frau mußte, obwohl ihre Wangen von Runzeln gefurcht waren und ihr Haupt grau zu werden begann, in ihrer Jugend schön gewesen sein, denn ihre Züge waren regelmäßig und fein und bewahrten noch Spuren früherer Reize.

Das Gemach, worin sie sich befand, war mit dunkelgrünen Papiertapeten ausgeschlagen, deren große Blumen hie und da durch Alter oder Feuchtigkeit der Wände beinahe verblichen waren. Die Stühle, schwer und wurmstichig, trugen noch Zeichen früherer Vergoldung; der Utrechter Sammet, womit sie überzogen waren, hatte keine erkenntliche Farbe mehr. Auf dem Kamingesimse stand zwischen zwei schweren Vasen von buntem Porcellan eine kupferne Uhr, groß und häßlich von Form, aber sehr alt. Zwei oder drei Gemälde ohne den mindesten Kunstwerth hingen an der Wand; Tisch und Kommode waren von Eichenholz.

Das ganze Zimmer zeigte, daß bei seiner Ausschmückung keineswegs der gute Geschmack zu Rath gezogen worden war; daß vielmehr seine Bewohner nur den Zweck vor Augen gehabt hatten, sich auf möglichst wohlfeile Weise mit Gegenständen, welche ein Ansehen von Alterthum hatten, zu umgeben.

Da die dunkeln Rouleaux der Fenster beinahe ganz herabgelassen waren, so drang das Tageslicht nur mit Mühe in das Gemach, und Alles wirkte zusammen, um es zu einem düstern und traurigen Aufenthaltsort zu machen.

Lange Zeit blieb die alte Frau an ihrer Arbeit sitzen, ohne sich von der Stelle zu rühren. Nur einmal hatte sie die Augen langsam im Zimmer herumgehen lassen, gleich einem Gefangenen, der seinen Kerker abmißt, mit der Gewißheit, daß er ihn nie mehr verlassen wird; aber wahrscheinlich war sie bei diesem matten Herumstarren gedankenlos geblieben, denn ihr Gesicht verrieth keine Erregung.

Es war so still in dem Zimmer, in dem Hause, auf der Straße, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören.

Endlich krachte die Treppe unter den Schritten von Jemand, der in dieses Stockwerk heraufstieg, und in der That, die Thüre wurde geöffnet. Ein Fräulein trat ein, wandte sich nach dem Fenster und setzte sich an einen Tisch, der zum Theil mit Kleidungsstücken beladen war, welche ohne Zweifel für Kinder, und wohl für arme Kinder bestimmt sein mußten; denn sie waren von groben Stoffen und sehr klein von Maaß. Eine wollene Jacke ergreifend,

begann sie daran fortzunähen. Sie lächelte sonderbar und schüttelte in Gedanken mißbilligend den Kopf.

Das Fräulein mochte ungefähr achtundzwanzig Jahr alt sein. Sie war lang von Gestalt und etwas mager. Wären ihre Wangen nicht der Farbe beraubt gewesen, sie hätte noch in den Augen mancher Männer für schön gelten können; aber ein matter, trockener Ton hatte von ihrem Gesicht die Blüthe der Jugend verscheucht, und auf ihren Lippen war ein bitteres Lächeln ausgeprägt, das ihrem Ausdruck etwas Hartes, etwas Widriges gab. Sie war gleich der andern Frau in dunkle Farben gekleidet; aber die Einfachheit, welche bei der alten Frau einigermaßen natürlich scheinen konnte, war bei dem Fräulein offenbar die Folge von Affectation und Mangel an Geschmack.

„Wie geht es mit des Schuhmachers Hannchen, Therese?“ fragte die Frau.

„Das arme Lamm, es ist noch so krank!“ antwortete das Fräulein mit tiefem Mitleid in der Stimme, „aber es erholt sich doch wohl. Ich habe versprochen, ihm schöne und warme Kleider für den Winter zu machen.“

„Und es ist gewiß darüber erfreut?“

„Die Hoffnung und die Freude tragen zu seiner Genesung bei, Mutter. Es verdrießt mich, daß ich so grobe Stoffe dazu nehmen muß. Ich hätte die Kleider gern ein Bischen schöner gemacht, um das Kind glücklicher zu sehen; aber der Vater hat sich dagegen erklärt. Er hat Recht, das Geld der Familie sorg-

fältig zu sparen; aber für arme, unschuldige Kinderchen dürfte er sich wohl etwas edelmüthiger erzeigen.

Es herrschte eine lange Stille. Das Fräulein verfiel in ihr früheres Nachdenken; ein scharfes Lächeln spielte auf ihren Lippen, und es schien, als ob sie gegen irgend eine Person oder einen Gegenstand ihren Spott ausließe.

Die alte Frau schaute sie eine Weile an und fragte dann:

„Du lachst in Dich hinein, Therese? Worüber lachst Du denn?"

„Wo es in der Welt gegenwärtig hinaus will, das weiß Gott!" antwortete das Fräulein. „Du kennst doch wohl die Tochter aus dem Gekrönten Elephanten, Mutter? die jüngste, die eine hohe Schulter hat?"

„Ja, ich kenne Philomena wohl, aber es ist ein wohlgestaltetes Mädchen und hat keine hohe Schulter."

„Gewiß, Mutter; sie stoppt ihre Kleider mit Watte aus, um es zu verbergen."

„Ist ihr etwas zugestoßen?"

„Das geht zu weit! Ich bin unten einen Augenblick in der Thüre gestanden, während die Magd das Fleisch von dem Metzger holte. Da sah ich Philomena vorübergehen, mit einem schreienden Shawl, der sicher seine dreihundert Francs gekostet hat; mit Blumen auf ihrem Hut, und mit Bändern und Schnüren an ihren Kleidern, gerade wie eine Puppe auf einem Jahrmarkte. Ach, ach, habe ich darüber gelacht; aber es ist doch eine wahre Schande. Die Tochter aus einer Schenke!"

„Aus einem Gasthofe, Therese; die Leute aus dem Gekrönten Elephanten besitzen ein ziemliches Vermögen, und sie haben die Mittel, um ihre Kinder gut zu kleiden."

„Aber ziemt sich solche Tracht für kleine Bürger, die recht betrachtet doch mehr die Diener von den Leuten sind, welche dort ab- und zugehen?"

„Das ist ihre eigene Sache, Therese. Warum sollten wir uns darein mischen?"

„Ja, Du, Mutter," rief das Fräulein mit ärgerlicher Ungeduld, „Du würdest gleichgültig bleiben, und ginge die ganze Welt ihrem Verderben entgegen. Ist es nicht die Pflicht der tugendhaften Menschen, das Schlimme zu tadeln und zu bekämpfen? Und sollen die reichen Leute die Augen schließen und Alles nur zum Guten kehren, soll denn das Volk, soll die Bürgerschaft ohne Zügel und Rath der Sittenlosigkeit, der Pracht und dem Hochmuth überlassen werden?"

Die Frau zuckte leicht die Achsel und sagte:

„Du könntest wohl im Allgemeinen ein wenig Recht haben, mein Kind; aber daß die unschuldige Philomena eine so harte Züchtigung verdient, glaube ich doch nicht."

„Denke Dir einmal, sie ist im Begriff, einen commis-voyageur zu heirathen!"

„Unsere Magd hat gestern sagen hören, daß er ein Kaufmann sei."

„Kaufmann? Ja, die Leute aus dem Gekrönten Elephanten breiten das Gerücht aus, daß er bei einem Handelshause in Antwerpen betheiligt ist; aber er ist ein armer Schlucker, und sein Vater ist

ein Barbier. Gewiß würden Philomena's Eltern ihre Tochter keinem so gemeinen Burschen zur Frau geben, wenn sie nicht ihre zwingenden Gründe dazu hätten. Es sind gräuliche Dinge, woran man nicht ohne Entrüstung denken kann."

„Ich bitte Dich, Therese, rede doch von solchen Dingen nicht," seufzte die Dame fast flehend. „Wenn Dein Verdacht ungegründet wäre!"

„Er ist leider mehr als zu gegründet," entgegnete das Fräulein. „Madame Kwas, die ihr Leben daran wendet, die Familiengeheimnisse auszuspioniren, um sie dann überall herumtragen zu können, hat es Josepha, der Modistin, gesagt. Und diese erzählte es Jedermann; wohl nur so im Dunkeln damit haltend — denn sie arbeitet für die Leute im Gekrönten Elephanten — aber doch deutlich genug, um verstanden zu werden. Die Putzmacherin hat jedoch mehr Gründe, als wir haben, um von solchen Dingen zu schweigen . . ."

„Nun, Therese, lassen wir Jedermann sein eigenes Geschick tragen und für seine Fehler büßen! Reden wir von etwas Anderem, mein Kind."

„Ich finde Dich mehr und mehr unbegreiflich, Mutter!" rief das Fräulein überrascht. „Womit soll man sich hier unterhalten, und wovon sollte man anders sprechen, als von dem, was in der Stadt geschieht? Darf man denn die Wahrheit nicht sagen, und muß man das Schlimme nicht mißbilligen? Aber es ist mit Dir nicht zu sprechen, Mutter; Du tadelst meine geringsten Worte; es ist Dir zu viel, daß ich den Mund aufthue. Laß uns also schweigen . . . und fahre dann nur fort mit Klagen, daß

es hier traurig und langweilig sei, sobald meine Schwester Hermine, Dein verzogenes Kind, aus dem Hause gehe."

Die Frau begann wieder zu stricken; das Fräulein beugte mit einem Ausdruck zorniger Ungeduld den Kopf über ihre Näharbeit.

Es blieb wieder eine geraume Zeit still in dem Zimmer. Endlich fragte die alte Frau:

„Therese, hat die Magd jetzt Alles in Hermina's Schlafzimmer in Ordnung gebracht? Sie kommt wohl sicherlich morgen von Scharbeek zurück."

„Ich glaube ja," antwortete das Fräulein. „Es ist meine Sache nicht. Hermine wird wieder mit einer ganzen Ladung Pomadetöpfe und Riechfläschchen, mit neuen Hüten, mit Kleiderschachteln, Bändern, Büchern, Noten und ändern launenhaften Lappalien mehr anlangen. Was hilft das Einrichten ihres Zimmers, wenn sie es sogleich zu einem unordentlichen Magazin umschafft? Onkel Jan, der, unter uns gesagt, nicht viel Einsicht von dem hat, was sich für ein junges Mädchen schickt, wird meine Schwester noch eitler gemacht haben, als sie bereits war. Gott weiß, wie viel Geld er wieder verschwendet haben wird, um Hermine mit werthlosen Geschenken zu überladen! Sein Vermögen gehört mir doch ebenso gut, wie meiner Schwester; denn wir müssen beide gleich viel von ihm erben. Was er für Hermine verthut, ist mir unrechtmäßig geraubt."

„Therese, mein Kind, wie kannst Du doch so verdrießlich sein?" seufzte die Dame tadelnd. „Seit sechs Wochen hast Du Deine Schwester nicht gesehen;

solltest Du Dich nicht darüber freuen, daß sie jetzt zurückkehrt?"

„Freuen?" spottete Therese. „Ja wohl, daß im ganzen Hause wieder das Unterste zu oberst gekehrt werden soll, und daß den Nachbarn wieder den ganzen Tag durch ihr Schreien, Singen und ihren Lärm ein Aergerniß gegeben wird? Und daß sie wieder zur Schande der Familie zur Kirche geht und durch die Straßen wandelt, gekleidet gleich einer windigen Brüßler Närrin? Es ist sicherlich recht angenehm, daß wir, die wir Alles thun, um dem übeln Gerede der Leute zu entgehen, der ganzen Stadt um des leichtfertigen Betragens meiner Schwester willen durch die Mäuler gehen sollen? Könntest Du nur hören, Mutter, was man Alles von ihr sagt, und wie ihr Auftreten und ihr flatterhaftes Wesen von Jedermann getadelt wird!"

„Ach, wie ist es doch möglich, daß Du also von Deiner Schwester sprichst!" klagte die Frau mit schmerzlicher Verwunderung. „Hermine, die gute, fröhliche Hermine! Jedermann, der sie kennt, oder sich ihr nur nähert, liebt sie; wo sie erscheint, herrscht Freundschaft, Lebenslust, Freude. Wie kannst Du böse genug sein, um Uebles von ihr zu reden, die einfach und rein ist wie eine Taube?"

„Du solltest nur einmal hören, mit welcher Entrüstung von einigen unserer Bekannten, und unter Andern von Madame Kwas über die alberne Kleidertracht meiner Schwester Hermine gesprochen wird!"

Ein Zittern schien durch die Glieder der Frau zu laufen, und es war, als ob sich plötzlich ein Feuerfunke in ihren matten Augen entzündete. Sie be-

zwang jedoch ihre Erregung und sprach in ruhigem, tiefem Ton:

„Madame Kwas? Ach, es kann wohl geschehen, daß in Darlingen selbst ein Engel des Herrn der übeln Nachrede der Leute nicht entginge; aber Therese, meinst Du denn, die Schlange vermöge, auch wenn sie all ihr Gift auf die Lilie ausspeit, den Glanz der weißen Blume zu verdunkeln?"

„Bah, solche hochtrabenden Worte sind keine Gründe, Mutter," antwortete das Fräulein mit einem leichten, spöttischen Lächeln. „Es handelt sich nicht darum, daß man weiß, ob meine Schwester Uebles thut oder Uebles denkt; wornach man trachten muß, ist das, der Welt keine Ursache zur Mißbilligung oder Rüge zu geben, und in dieser Hinsicht ist das Betragen meiner Schwester sehr tadelnswerth."

„Aber, Therese, sei doch ein Bischen nachsichtig gegen die arme Hermine; sie ist noch ein Kind."

„Ein Mädchen von siebzehn Jahren ein Kind? Es ist hohe Zeit, daß man ihr, selbst mit Gewalt, wenn es nöthig ist, das Gefühl der Schicklichkeit einpräge und ihr begreiflich mache, was sie dem guten Namen unserer Familie schuldig ist. Onkel Jan ist die Ursache davon, daß meine Schwester so weltlich und so luftig geworden. Auch werde ich dem Vater zureden, daß er sie das nächste Jahr nicht mehr auf so lange Zeit nach Schärbeek gehen läßt. Schärbeek liegt allzu nahe bei Brüssel, und sie kann dort Nichts, als schlechte Vorbilder finden. Wenn Du, Mutter, aus Verblendung Deiner Pflichten vergissest, so werde ich über den Ruf meiner Schwester und über die Ehre unserer Familie wachen."

Die Frau stieß einen Seufzer aus und schien erschrocken. Nach einigem Stillschweigen sagte sie:

„Hermina sollte nicht mehr zu meinem guten Bruder gehen dürfen? Er ist ihr Pathe, Therese; sie ist in seinem Hause bis zu ihrem vierzehnten Jahr erzogen worden. Wir sind mit ihm übereingekommen, daß Hermina jedes Jahr sechs Wochen bei ihm zu Schärbeek bleiben darf. Er hat sie so lieb, wie sein eigenes Kind; er wartet zehn Monate lang auf ihre Ankunft. Und Du wolltest ihm nun Etwas entziehen, was er als sein größtes Glück ansieht? Und ihre Tante, meine arme Schwester Marie, wolltest Du ihr diesen Verdruß anthun? Ach, ich bitte Dich, sei nicht so grausam gegen Deine Schwester!"

Während sie diese Worte aussprach, hatte sie flehend ihre Hände zu der Tochter emporgehoben.

„Deine übertriebene Liebe zu Hermina führt Dich irre," antwortete das Fräulein. „Müßte auch Etwas gethan werden, Mutter, was mir nur unangenehm sein könnte, so sollte es Dich doch nicht also erschrecken. Der Vater, welcher mehr Einsicht hat, als wir, sagte gleichfalls, Hermina sollte nicht mehr nach Schärbeek gehen."

„Hat er das gesagt?" rief die Frau. „O, Therese, die Du Alles über den Vater vermagst, rede ihm doch diesen Gedanken aus dem Kopfe!"

Ein doppelter Laut der Glocke ertönte durch das Haus.

„Da ist der Vater," sagte die Tochter.

„Willst Du zu Hermina's Gunsten sprechen? Ich werde Dir dankbar dafür sein," bat die Dame.

„Wir wollen sehen," antwortete Therese. „Es wird von dem Betragen meiner Schwester und von Deiner Strenge gegen ihren Leichtsinn abhängen."

Man hörte unten eine rauhe Stimme sich im Tone eines zornigen Ausbruchs erheben. Diese Stimme mußte einen mächtigen Eindruck auf die alte Frau machen; denn sie erbleichte und begann zu zittern. Die Thüre des Zimmers wurde heftig aufgerissen; ein Mann erschien auf der Schwelle und blieb eine kleine Weile mit vorwurfsvollem Blick vor den Frauen stehen.

Bonifacius Romys, der Herr des Hauses, war von ziemlich hoher Gestalt und noch kräftig für sein Alter, obwohl seine Haare durch ihre schneeweiße Farbe Zeugniß ablegten, daß er in seinem Leben manche Sorge gehabt haben mußte. Sein Gesicht, blaß und matt, bot nichts Besonderes in seinen Zügen, außer etwas dünne Lippen und kleine graue Augen, die gleich Feuerfunken zu leuchten schienen. Er trug sehr feines und reinliches Weißzeug, eine große Diamantnadel auf der Brust und einen Diamantring an der linken Hand. Das Uebrige seines Anzugs war fast unsauber und ziemlich nachläßig; sein Hut war sogar durch die Länge der Zeit roth und an der Krempe sichtbar fettig geworden.

Nachdem er einen zornigen Blick auf die Frauen geworfen hatte, fiel er mit wüthender Geberde gegen sie aus.

„Es ist um aus der Haut zu fahren," rief er. „Was thut Ihr hier den ganzen Tag? Schwatzen und plappern, Kleider für Kinder von Leuten machen, welche ihren Taglohn im Wirthshause vertrinken!..."

„Ach! Die armen Kleinen! Was können sie dafür?“ seufzte das Fräulein, beinahe entrüstet.

„Schweig'! Es wäre besser, Du gingest in die Küche, um zu sehen, wie man dort auf greuliche Weise unser Geld verschleudert! Ich komme nach Hause, müde und abgespannt vom Marsche und von Sorgen ... und überrasche die Magd mit einem Halbpfund Brod in der Hand, worauf sie wohl einen Vierling Butter gestrichen hat. Sie schält Kartoffeln: die Schelfen sind wohl so dick wie ein Stüber!“

Die alte Frau wollte eine Erklärung wagen; aber ihr Ehegatte stampfte ungeduldig auf den Fußboden und schrie:

„Schweig', wenn ich sprechen will. Wie? Ich soll vom Morgen bis zum Abend mir den Kopf zerbrechen und mich abmühen, um die Mittel zur Vermehrung unseres Einkommens zu finden? Ich soll meine Kraft erschöpfen, um Euch ein schönes Erbtheil zu hinterlassen und unsere Familie über andere zu erheben? Und Ihr sollt hier in Nichtsthun und Müssiggang Alles nur zu Grunde gehen und verschlingen lassen? Die faule Magd muß fort von hier. Ich habe es schon lange genug beschlossen. Noch heute werde ich ihr den Dienst aufkünden.“

„Aber, Bonifaz,“ bemerkte die Frau, „die arme Sophie dient uns nun getreulich seit zwanzig Jahren. Sie wird alt und gebrechlich; sie wird keinen andern Dienst mehr finden.“

„Was geht uns das an?“ schnaubte der grimmige Mann. „Ich habe sie gedungen, damit sie ihren Dienst nach Gebühr thue; wird sie dazu unbrauchbar, dann mag sie sehen, wie sie zu ihrem Unterhalt kommt.“

„Nein, Bonifaz, Du wirst sie nicht fortschicken,“ sagte die Frau in furchtsamem Tone.

„Nicht fortschicken?“ rief er. „Solltest Du vielleicht Dich widersetzen? Ah, das wollte ich doch einmal sehen!“

„Der Vater hat Recht,“ bestätigte Therese. „Sophie ist fast zu gar Nichts mehr zu gebrauchen; sie thut Alles verkehrt und außerdem verderbt sie meine Schwester. Es ist Zeit, daß sie das Haus verläßt.“

„Nun denn, wenn es sein muß, so thue nach Deinem Willen, Bonifaz,“ seufzte die Frau, während sie muthlos das Haupt auf die Brust sinken ließ.

Diese Unterwerfung schien den Mann einigermaßen zur Ruhe zu bringen; er wandte sich zu seiner Tochter und gebot ihr:

„Geh' in die Küche, Therese, und bleibe dort eine Weile: ich habe mit Deiner Mutter von ernsten Dingen zu sprechen. Du sollst ebenfalls bald von der Sache hören.“

Das Fräulein verließ das Zimmer.

Einen Stuhl nehmend, sagte Herr Bonifacius Romys zu seiner Frau:

„Setze Dich, Julia; ich will Dir eine wichtige Mittheilung machen; nicht um Deine Gesinnung darüber kennen zu lernen, oder Deinen Rath einzuholen, denn ich sehe voraus, daß Du nach Deiner Gewohnheit ganz anders davon denken wirst, als ich. Es ist nur, weil dergleichen Dinge nicht ohne Dein Wissen, und selbst nicht ohne Deine Zustimmung geschehen können. Du verstehst wenig von dem, was nöthig ist, um unsere Familie in der Welt zu erheben — und überdieß ist mein Wille hier Gesetz.“

Die Frau schaute ihn sprachlos und mit ergebenem Blicke an.

„Die Sache ist folgende,“ fuhr er fort. „Unser Vermögen mag sich jetzt wohl auf ungefähr fünfmal hunderttausend Francs belaufen, denn die Güter sind ansehnlich im Preise gestiegen. Füge dazu, daß wenn Onkel Jan und Tante Marie mit Tod abgehen, von da noch mehr als zweihundert fünfzigtausend Francs an unsere Familie kommen werden. Ich hatte gedacht und gehofft, daß unsere beiden Kinder unverheirathet bleiben würden. In diesem Fall würde unser Vermögen nicht getheilt worden sein; und so wir das Glück gehabt hätten, Deinen Bruder und Deine Schwester zu überleben, wäre es uns in unsern alten Tagen gegönnt gewesen, über ein Besitzthum von achtmal hunderttausend Francs zu verfügen. Es gibt nur wenige Leute in Darlingen, welche in solchem Fall sich über die Romys hätten erheben dürfen. Dieß war lang meine Hoffnung und mein Ziel. Unserer Therese war ich sicher; sie ist ein verständiges Mädchen und begreift das Interesse der Familie ganz gut. Sie wird niemals sich verheirathen, sie haßt den Ehestand und ist von der Welt abgekehrt.“

„Es scheint so, aber im Grunde ist es vielleicht anders,“ murmelte die Frau.

„Bah, Du weißt nicht, was Du sagst, Julia. Hat Therese ein einziges Mal einige Neigung zur Ehe gezeigt? Was unsere Hermine betrifft, da ist es ganz etwas Anderes. Ich bin schon seit geraumer Zeit zu der Ueberzeugung gelangt, daß man sie von der Ehe nicht abhalten darf, besonders da Onkel Jan

sich in den Kopf gesetzt hat, daß sie keine Jungfrau bleiben soll, wir mögen es wünschen oder nicht. Hermina wird also heirathen, früher oder später. Ich habe darüber meinen Beschluß gefaßt. Und um Onkel Jan abzuhalten, sich mit dieser Sache zu befassen, habe ich selbst eine gute Partie für Hermine ausgesucht ..."

Seine Frau warf ihm einen ängstlichen Blick zu.

„Wie kindisch!" spottete er. „Da sitzst Du nun und zitterst, als ob ich im Stande wäre, meine Tochter eine schlechte Heirath schließen zu lassen. Fürchte Nichts; der Gatte, welchen ich ihr geben will, ist beinahe so reich als wir, und obwohl er noch Handel treibt, ist er doch von einer alten und geachteten Familie. Die Pottewals ..."

„Pottewal, der Getreidehändler?" rief die Frau erbleichend. „O Himmel, das ist nicht möglich!"

„Nicht möglich? Warum? Seitdem der Vater Pottewal mit Tod abgegangen ist, gebietet sein einziger Sohn Franz über ein ansehnliches Vermögen."

„Aber er ist schon alt und kennt unsere Hermina vielleicht gar nicht," murmelte die Frau, vor Aufregung zitternd.

„Achtunddreißig Jahr. Das ist die Reife des Mannes. Dann erst hat man Erfahrung; dann erst lauft man keine Gefahr, ein Verschwender zu werden, oder seine Angelegenheiten schlecht zu besorgen."

„Ach, Bonifaz, verheirathe mir meine Hermina nicht ohne Liebe!" flehte die Frau. „Mach' sie nicht ihr ganzes Leben lang unglücklich!"

„Unglücklich?" wiederholte Herr Romys. „Wir haben gleichfalls geheirathet, beinahe ohne einander

zu kennen. Sind wir unglücklich, und ist das ein Hinderniß unseres Wohlbefindens und der Vermehrung unserer Güter gewesen? Liebe? Geh' mir damit auf den Markt, um Butter zu kaufen *). Was ist die Ehe für distinguirte Leute anders, als eine Vereinigung des Vermögens, und ein Mittel zur Vergrößerung des Ansehens der Familie? Herr Pottewal versteht es gleichfalls so. Er will heirathen, um eine Hausfrau zu haben; damit Jemand Acht geben kann, was bei ihm geschieht, wenn er seiner Handelsgeschäfte wegen auf der Reise ist. Er hatte einen alten Oberknecht, auf den er wie auf sich selbst bauen konnte. Dieser Oberknecht ist vor drei Monaten gestorben. Jetzt ist Pottewal allein. Er hat mir seine Noth geklagt, und ich habe ihm dann begreiflich gemacht, daß eine Verbindung zwischen unsern beiden Familien eben sowohl für ihn, als für uns keine schlechte Sache sein würde."

„Ach, ach, Herr Pottewal hat eine Magd nöthig, und Du gibst ihm Dein Kind!" klagte die erschrockene Mutter mit schwacher Stimme und sich die Hände vor die Augen haltend.

„Wie, eine Magd?" schnaubte Bonifacius. „Bist Du denn meine Magd? Ich weiß wohl, was Du in dem Kopf hast: es ist sowohl Dein, als Onkel Jan's und Tante Mariens Wunsch, Hermina den ersten besten jungen Springinsfeld von Brüssel, der sich darbietet, heirathen zu lassen. Und ich will es

---

*) Ein Sprichwort, das den Sinn haben mag: Verschone mich mit so unnützen Redensarten.

A. d. U.

gerade heraus sagen, was mich zu solcher Eile antreibt. Ernst de Cock, der nun genug zu wissen glaubt, um als Ingenieur bei öffentlichen Bauten in Brüssel Beschäftigung zu suchen, ist im Begriff, aus England heimzukehren. Der Junge hat mir immerdar Mißtrauen eingeflößt. Er hat früher Gelegenheit gehabt, Hermina zu wiederholten Malen in Schärbeek zu sehen. Sie spricht noch viel zu oft von ihm. Nicht, daß ich in Hermina etwas Anderes als einfache Freundschaft für ihn entdeckt zu haben glaube; aber mir ist bange, Onkel Jan und Tante Marie könnten auf gefährliche Plane gerathen. Ernst de Cock ist arm; sein Vater hat schlechte Sachen gemacht und ihm keine dreißig tausend Francs hinterlassen. Du begreifst also wohl, daß es da nicht zu zögern gilt. Herr Pottewal sieht sich gezwungen, zu heirathen; ist es nicht mit Hermina, so ist es mit der Tochter von Herrn Cortbeen, der ihm bereits durch Madame Kwas deßhalb den Puls fühlen ließ. Solche Gelegenheiten sind allzu selten in Darlingen, um sie sich entschlüpfen zu lassen."

Mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen saß die bedrückte Frau da, ohne sich im Mindesten zu rühren. Ohne Zweifel war sie durch die selbstsüchtige Barschheit ihres Gatten, unter welche sie sich bereits seit fünfunddreißig Jahren gebeugt hatte, jeder sittlichen Stärke beraubt worden und in eine krankhafte Muthlosigkeit verfallen. Jetzt fühlte sie, daß weder ihre Bitten, noch ihre Thränen Etwas gegen seinen verhängnißvollen Beschluß vermögen würden; und obwohl das Glück ihrer vielgeliebten Hermina in die Wagschale gelegt wurde, fand sie

dennoch keine Kraft in ihrem Gemüthe, um gegen den zwingenden Willen ihres Gatten sich zu erheben.

„Dein Widerstreben überrascht mich nicht," nahm Bonifacius Romys wieder das Wort; „ich habe mich darauf gefaßt gemacht. Es wäre wohl ein Wunder, wenn Du einmal in Deinem Leben das guthießest, was ich für nothwendig erachte. Du magst Thränen vergießen, so viel Du willst; aber gib Acht auf das, was ich sage. Sobald Hermina nach Hause kommt, werde ich Herrn Pottewal davon benachrichtigen. Er wird hier den Café trinken. Wärest Du unvorsichtig oder thöricht genug, um ihn nicht so zu empfangen, wie es sich gebührt, so solltest Du Ursache bekommen, es zu bedauern. Sage Hermina ein ungünstiges Wort und Du sollst sehen, wie ich Herr zu bleiben weiß, Herr und König in meinem Hause! Ach! Du glaubst, ich lasse mich durch Onkel Jan . . ."

Man klopfte an die Thüre.

„Vater, ist's erlaubt?" fragte man von außen.

„Bah, komm' nur herein, Therese!" rief Bonifacius Romys.

„Ei! Warum weint die Mutter wieder?" fragte das Fräulein, in das Zimmer tretend.

„Es ist immerdar dasselbe; Du weißt es wohl," antwortete ihr Vater. „Therese, Du wirst gescheidter sein. Ich habe Deiner Mutter gesagt, daß Hermina heirathen soll."

„Heirathen! Hermina heirathen?" fiel ihm das Fräulein erbleichend in die Rede. „Aber was sind das nun für Dinge? Du treibst gewiß Deinen Scherz damit, Vater?"

„Nein, ich treibe keinen Scherz damit; es ist be-

schlossen und es soll geschehen. Franz Pottewal, der reiche Getreidehändler, wird Dein Schwager."

„Man hat mich also seit meiner Kindheit unwürdig betrogen?" rief Therese mit bebenden Lippen, während sie nichts weniger als ehrerbietig ihrem Vater in die Augen schaute. „Wie? man läßt mich ledig bleiben, damit das Vermögen der Familie nicht getheilt werde, und nun, da es vielleicht zu spät für mich geworden ist, denkt man für meine Schwester an eine glänzende Hochzeit?"

„Aber laß mich Dir doch begreiflich machen . . ."

„Begreiflich machen? Ich begreife es nur zu wohl," fuhr Therese mit gesteigertem Unwillen fort. „Wenn ich sterbe, soll Hermina das ganze Vermögen der Familie erhalten; und stirbt sie, so bekomme ich Nichts von ihrem Theil. So bestiehlt man die arme Therese. Für Hermina Alles, für mich, die Verstoßene, Nichts!"

„Bist Du endlich fertig?" fuhr sie Romys an. „Du schwatzest wie eine Elster, ohne zu wissen, was Du sagst. Höre zu, und Du wirst erkennen, daß für Dich mehr als ein Vortheil bei dieser Heirath herauskommt. Jedermann kann sterben. Wenn es nun einmal geschähe, daß Herr Pottewal und Deine Schwester keine Kinder bekämen, und daß beide vor Dir aus dieser Welt abscheiden müßten, weißt Du, unbesonnenes Mädchen, wie reich Du dann sein würdest? Du würdest einzig und allein unser Vermögen, das Vermögen von Onkel Jan und das der Pottewals besitzen: zusammen eine Million, viel mehr als eine Million!"

Die Ankündigung der Möglichkeit, einmal so aus-

nehmend reich zu werden, übte einen großen Eindruck auf den Geist des Fräuleins. Ihr Urtheil wurde dadurch in der Schwebe gehalten, und sie lächelte bei dieser verlockenden Hoffnung in sich selbst hinein; aber unmittelbar darauf schien ihr ein schmerzliches Licht im Innern aufzugehen.

„Vater, Vater, Du suchst mich zu verblenden,“ sagte sie vorwurfsvoll. „O, ich sehe wohl, was vorgeht. Hermina wird heirathen; sie wird reich sein; — sie wird Kinder haben, die Glückliche! während ich einsam und verlassen hier mein Leben beschließen soll. Ich werde vor Hermina sterben: sie allein kann einmal Alles besitzen. Du machst mich zum Schlachtopfer meiner Schwester!“

„Unsinn! Unsinn allzumal! Du wirst eben so unverständig, wie Deine Mutter, und es sollte mich nicht wundern, wenn Du auch zu weinen anfingest. Ich werde mich jedoch wenig darum kümmern. Die Heirath, welche ich beschlossen habe, ist höchst vortheilhaft für die Familie: das Wohlbefinden, die Erhöhung und die Ehre der Familie gehen über Alles. Mag es Euch gefallen oder nicht, Hermina wird binnen zwei Monaten Madame Pottewal sein, oder ich will nicht mehr Bonifacius Romys heißen. Man sage Hermina kein Wort von dieser Heirath, ehe ich selbst mit ihr darüber gesprochen habe ...“

Die Frau sprang auf und hob die Hände zu ihrem Gatten empor, während sie bittend ausrief:

„O, Bonifaz, stehe ab von Deinem Vorsatz! Gönne unserer Hermina zum Mindesten einige Frist. Laß uns erst prüfen, ob sie einige Neigung zu Herrn Pottewal fassen kann. Warte, um so unwiderruflich

über das Leben unserer armen Tochter zu entscheiden, bis sie wenigstens den Mann kennen lernt, welchen Du ihr bestimmst. Nein, nein, sei gut und laß Dir wohl rathen; verkaufe mein Kind nicht so für eine Hand voll Goldes!"

Der Mann lachte spöttisch und gedachte ohne Zweifel die traurige Bitte seiner Gattin mit bittern Worten zurückzuweisen; aber plötzlich vernahm man im Hause das Geklirr zerbrechenden Porcellans, so heftig, als ob unten ein ganzer Stoß Teller zu Boden gefallen wäre.

Herr Romys wurde denselben Augenblick bleich und roth; er knirschte mit den Zähnen, stampfte mit dem Fuß zur Erde und fuhr polternd heraus:

„Vermaledeit! Da hast Du es! Das ganze Geschirr in Stücken. Ich breche Sophie den Hals, ich werfe sie auf die Straße, ich lasse sie in's Gefängniß setzen, die Spitzbübin ..."

Die weinende Frau eilte ihm nach, um ihn zurückzuhalten; aber von Therese gefolgt, war er bereits die Treppe hinabgestürzt.

Madame Romys blieb zitternd im Gemache stehen und horchte voll Angst auf die Scheltworte, die von unten herauf sich vernehmen ließen. Sie erhob langsam den Blick zum Himmel und seufzte:

„O, Herr, Barmherzigkeit für mein Kind! Du hast zugelassen, daß ich ohne Liebe mich verheirathete: siehe da mein Loos!"

II.

Sophie, die Magd, saß in der Küche an einem Tische und war damit beschäftigt, Rüben zu schaben. Von Zeit zu Zeit trat ihr eine Thräne in die Augen, und sie blickte zuweilen in traurigen Gedanken zu Boden. Es war so still in dem Hause, daß die Seufzer der alten Frau, obwohl sehr leise ausgestoßen, ihr selbst so vernehmlich wurden, als ob der beklemmte Busen sich in heftigem Schluchzen Luft gemacht hätte.

Die Thüre ging sachte auf und eine Frau trat herein. Sie streckte den Kopf noch einmal in den Hausgang zurück, um zu sehen, ob ihr Niemand gefolgt wäre, schloß hierauf die Thüre und sprach mit gedämpfter Stimme zu der Magd:

„Nun, Sophie, Du mußt nicht weinen. Der Zorn von Herrn Romys wird wohl vorübergehen — und Du kannst immer noch bleiben."

„Ja, Frau," antwortete die Magd, „ich kann wohl bleiben, aber der Herr zieht mir für das Zerbrechen einer alten Suppenschüssel, die schon seit vielen Jahren zersprungen war, fünfundzwanzig Francs ab. Ich werde zwei Monate lang gar keinen Lohn empfangen . . ."

„Er wird auch von diesem Vorsatz zurückkommen, Sophie; sei doch guten Muthes."

„Ich wage es nicht zu hoffen," seufzte die Magd mit stillen Thränen; „der Herr hat mir erst diesen Morgen erklärt, daß Nichts auf der Welt ihn bewegen könnte, meine Schuld um einen einzigen Franc

zu vermindern. Ich würde mich um den Verlust meines Lohnes nicht so sehr betrüben, Frau, Sie wissen es wohl; aber was soll ich anfangen, o Himmel, um inzwischen den Unterhalt meiner armen blinden Schwester zu bezahlen?“

Die Frau schüttelte mitleidig den Kopf; doch antwortete sie nur durch eine Klage.

„Arme Sophie, Du bist recht unglücklich!“ murmelte sie.

„Meines Bleibens wird hier nicht mehr lange sein, Frau,“ fuhr die Magd fort. „Seit meinem letzten Unwohlsein sind meine Kräfte sehr geschwächt; ich werde alt und gebrechlich, der Herr bemerkt es... Gottes Wille geschehe mit mir! er wird so barmherzig sein, um die alte Sophie vor Krankheit zu bewahren. Vielleicht werde ich mit Arbeiten auf dem Lande noch einige Jahre das Brod für mich und meine Schwester verdienen können; bisweilen kommt mir nun der Gedanke, ob ich nicht besser daran thäte, gleich meinen Dienst aufzukünden.“

„Du könntest uns verlassen, Sophie?“ seufzte die Frau. „Ich bitte Dich, denke nicht daran. Hermina würde Deinen Verlust so herzlich bedauern ... und ich, Sophie?“

„Ich weiß es wohl, Frau. Hermina ist liebevoll und edelmüthig gegen mich; und hinge es von Ihnen allein ab, ich würde den Himmel nur dafür zu segnen haben, daß er mir eine so gute Herrschaft gegeben hat. Auch werde ich, wenn ich dies Haus verlassen muß, noch oft mit Thränen in den Augen an das theure Kind gedenken, welches ich auf den

Armen getragen habe, an Sie, Frau, an Sie und an Ihr bitteres Loos . . ."

„Du irrst Dich, gute Sophie; ich bin zufrieden mit meinem Loose," fiel die Frau ein. „Es ist hier allerdings nicht immerdar heiter und vergnügt; aber das Sprichwort hat Recht, wenn es sagt: ein jedes Haus hat sein Kreuz; und es geht wahrscheinlich anderwärts nicht einmal so gut wie bei uns. Nun, habe nur gute Hoffnung . . ."

„Ach, nein, Frau, da ist keine Hoffnung mehr," sagte die Magd schluchzend, während sie sich die Hände vor das Angesicht hielt. „Fräulein Therese kann mich nicht mehr mit den Augen ansehen. Es ist unbegreiflich: sie, so gut, so liebevoll gegen kleine Kinder, ist ohne Herz für eine arme, ausgenützte Person!"

Auf dem Angesicht der Frau gab sich ein sonderbarer Ausdruck von Besorgniß und Mitleid kund. Sie öffnete die Küchenthüre, versicherte sich, daß Niemand auf dem Gange war, schloß sie dann wieder und fragte:

„Sophie, wenn Du den Leuten, welche Deine blinde Schwester verpflegen, Etwas auf Abschlag geben könntest, würden sie dann nicht geneigt sein, mit der vollen Bezahlung Deiner Schuld noch zu warten?"

„Vielleicht, Frau. Sie haben es selbst so sehr nöthig!"

Die Frau legte einige Silbermünzen der Magd in die Hand und sagte:

„Da, Sophie, da ist ein Bischen Geld, auf Deinen Lohn von diesem Monat. Möge es Dich trösten in Deinem Kummer. Sage jedoch Therese Nichts

davon; Herr Romys würde es dann erfahren! Sei nur wieder froh. Hermina kehrt diesen Nachmittag zurück. Ich werde es ihr sagen, daß Du Dich in einer traurigen Verlegenheit befindest. Sie wird Geld haben; sie wird Dir helfen. Fürchte Nichts, Deine arme blinde Schwester soll unter dem Unfall von gestern nicht zu leiden haben. Mache nur ruhig an Deiner Arbeit fort; ich höre Therese droben aufstehen; sie kommt vielleicht, um zu sehen, wo ich so lange bleibe. Guten Muth, guten Muth . . ."

Sie war im Begriff, die Küche zu verlassen; aber plötzlich hörte man auf der Straße das Knarren rollender Räder, welches der Hausthüre sich zu nähern schien. Die Frau blieb betroffen stehen; die Magd richtete sich auf mit einem Schimmer von Hoffnung, welcher durch ihre Thränen leuchtete.

Die Glocke wiederhallte auf dem Gang.

„Ach, da ist sie! Da ist Hermina!" rief die Magd, nach der Thüre laufend.

Einen Augenblick darauf sprang ein junges, reizendes Mädchen der alten Frau an den Hals und begann sie zu wiederholten Malen mit zärtlichen Gefühlen und unter dem Ausrufe allerlei freudiger Worte zu küssen.

„Ah, da sind Thränen in Deinen Augen, liebe Mutter!" rief sie, „Thränen der Liebe für mich. Du bist bewegt vor Freude, weil Deine Hermina heimkehrt! Gesegnet sei Gott, der mir das Glück schenkt, meine gute Mutter wieder in die Arme drücken zu können . . . Den liebevollsten Gruß von Onkel Jan und Tante Marie! Sie werden Dich besuchen. Ich habe ein Geschenk für Dich, und eines für meine

Schwester Therese; allerlei schöne und prächtige Dinge. — Wo ist der Vater? Ist er nicht zu Hause? O, Mutter, trockne Deine Thränen; wir werden viel Freude haben. Onkel Jan hat mir alle die schönsten neuen Musikalien gekauft, die in Brüssel zu finden sind . . . Und unsere brave Sophie, die nur daran denkt, mein Reisegepäck zu besorgen. Ich habe sie ganz vergessen!"

Und mit diesen Worten sprang sie der alten Magd entgegen und umhalste sie unter Bezeugung einer tiefgefühlten Freundschaft.

Diesen Augenblick kam Therese von der Treppe in den Gang herab; sie näherte sich mit hastigem Schritte und verstörtem Gesichte ihrer Schwester, faßte sie am Arm und wollte sie von der Magd wegziehen, indem sie zornig sagte:

„Was sind das für Manieren? Achte Dich selbst. Kaum zu Hause, beginnst Du schon wieder mit Deinen Unschicklichkeiten. Der Vater soll es erfahren!"

„Ach, Therese, Therese, guten Tag! Nun, gib mir doch den Willkommsgruß!"

Sie öffnete die Arme, um von ihrer Schwester den Kuß der Freude erwiedert zu sehen; aber das unwillige Mädchen gab sich nur halb zu dieser Zärtlichkeitsäußerung her und trat dann unter dem Gemurmel mißbilligender Worte zurück.

„Allzeit schlechter Laune!" lachte Hermine. „Doch Du sollst bald vergnügt werden. Therese, ich habe ein Geschenk von Onkel Jan für Dich: etwas sehr Schönes und Kostbares, nach dem allerneusten und besten Geschmack . . . Aber wie geht es mit meinen

Blumen, mit meinen Goldfischen und meinen Vögeln? Ich bin ungeduldig, sie zu sehen. Hat man sie wohl versorgt, Schwester? Leben sie noch alle?"

„Was weiß ich davon?" brummte Therese. „Ich habe mich mit solchen Kindereien nicht abgegeben."

„Sei deßhalb unbekümmert, Hermine," sagte die Mutter. „Sophie hat dafür gesorgt, wie eine Mutter für ihre Kinder."

„Dank, Dank, Sophie!" rief das Mädchen. „Ich habe auch Etwas für Dich mitgebracht, weil Du so gut gegen mich bist. Laß uns nun in den Garten gehen, Mutter. Was müssen die Jungen von meinen Turteltauben groß geworden sein!"

Sie lief voraus in den Gang. Ehe man ihr folgen konnte, war sie bereits gleich einem flinken Reh in den geräumigen Garten hineingesprungen und hüpfte nun unter Ausrufen der Freude und Verwunderung auf den Pfaden dahin, um ihre Blumen und die Thierchen, welche ihr so lieb waren, zu sehen und zu begrüßen.

Hermine war ein schönes, herrliches Mädchen, mit weichen blonden Haarlocken und blauen Augen. Sie war von minder hohem Wuchse, als ihre Schwester Therese, und äußerst fein und graziös von Gliedern. Auf ihren Wangen prangte die süße Blüthe der Jugend und Gesundheit; in ihrem offenen Blicke erglänzten Hoffnung, Muth, Freude, die Perlen des Lebens. Ihre Kleidung stimmte zu ihren siebzehn Jahren: einfache und gefällige leichte Stoffe und helle Farben, worin das Roth der Rosen leuchtend mit dem Weiß der Lilien gepaart war. Ein Shawl von durchsichtigen Spitzen hing ihr über die Schul-

ter und wallte im Winde hinter ihr her, während sie mit lauter Freude auf den Wegen im Garten herumsprang. Wahrlich, ein Künstler, welcher den schönen Lenz des Lebens in einer menschlichen Gestalt zu personificiren gewünscht hätte, würde kein getreueres Bild davon, als dieses fröhliche Mädchen zu finden vermocht haben.

Als sie in Eile alle ihre Blumen und Vögel gesehen hatte, faßte sie wieder den Arm der alten Frau und sprach mit Begeisterung:

„Mutter, ich bin so oft mit Onkel Jan und Tante Marie im Zoologischen Garten von Brüssel herumgewandelt. Da gibt es alle Arten wilder Thiere. Wenn Du die närrischen Possen der Affen ansähest, würdest selbst Du zuweilen dadurch zu einem Lächeln bewogen. Da sind so schöne Vögel, daß man wahrhaftig glauben sollte, sie seien mit Farben bemalt worden. Am schönsten jedoch sind die kleinen, lieben Papageichen, so grün, so sauber grün, wie das junge Gras im Maimonat. Onkel Jan will zwei solche Papageichen für mich kaufen, und dazu noch einen weißen Kakadu, mit einem Busch auf dem Kopf; der kann sprechen. Ich werde ihn lehren, ‚Mutter, liebe Mutter‘ zu sagen; und Du sollst denken, ich sei es, welche Dich allzeit ruft. Ach, ach, das wird hübsch sein. Aber Du siehst so traurig aus, und Sophie ebenfalls! Was umnebelt Deinen Geist so sehr, liebe Mutter?“

Madame Romys suchte zu lächeln und murmelte einige Worte, um ihre Tochter glauben zu machen, daß sie keinen Kummer habe.

„Gott sei Dank, ich irrte mich!“ jubelte Hermine.

„Komm', Mutter, ich werde Dich ermüden; laß uns hinauf gehen. Die gute Sophie soll die zwei viereckigen Schachteln bringen; ich will Dir und meiner Schwester die Geschenke von Onkel Jan zur Hand stellen."

Einen Augenblick nachdem man in den obern Stock gelangt und in das Zimmer getreten war, brachte die Magd die zwei verlangten Schachteln. Hermina öffnete eine davon, nahm ein paar Gegenstände heraus und sagte:

„Sieh', Mutter, das ist für Dich: eine schöne Spitzenhaube aus dem reichsten Magazin der Magdalenenstraße. Ein prächtiges Stück! Und noch ein Kopfputz von schwarzem und rothem Sammet, den Du tragen kannst, wenn wir einmal Abends Besuch empfangen, oder in Gesellschaft gehen. Der Kopfputz ist von Onkel Jan, und die Haube von Tante Marie. Sie wünschen, daß ihr Geschenk Deinen Beifall finde, und lassen Dir Alles Freundliche und Liebevolle sagen. Sei doch fröhlich, Mutter, Du wirst mich wahrhaftig denken lassen, daß Du Kummer hast."

„O, mein gutes Kind, ich bin so glücklich, nur daß ich Dich sehe und höre!" antwortete die Frau. „Ich bin höchst zufrieden mit den schönen Geschenken meines Bruders und meiner Schwester."

„Jetzt kommt die Reihe an Dich, Therese!" rief das Mädchen, einen andern Gegenstand aus der Schachtel nehmend und vor ihr entfaltend. „Was sagst Du davon? Eine seidene Mantille von grünem Grunde mit goldenem Widerschein, mit Einfassung von ächten Spitzen, eine Arbeit nach der neuesten

Mode. Es ist ein köstliches Kleidungsstück. Komm', laß mich es Dir einmal über die Schulter hängen; du wirst sehen, wie schön es Dir steht."

„Die Komödie ist nicht nöthig," brummte Therese, indem sie die Mantille auf den Tisch warf. „Was soll ich damit anfangen? Meinst Du, ich werde auf den Straßen herumlaufen, mit Farben an meinem Leibe, gleich einem Distelfinken? Es wäre besser, Onkel Jan sparte sein Geld mehr, anstatt das Erbe der Familie an solche Nichtigkeiten zu verschleudern."

„Ja, Schwester, ich habe ihm auch gesagt, Du sehest Schwarz lieber; aber Du weißt, er hat die hellen Farben gerner. Er glaubt es damit recht zu machen, und deine Mantille ist doch wahrhaftig schön."

„Für eine solche Thörin wie Du!" fuhr die bittere Therese sie an.

„Ich danke Dir, Schwester, für Deine freundlichen Worte," lachte Hermina, ohne sich im Mindesten dadurch, wie es schien, außer Fassung bringen zu lassen. Und als ob sie den harten Spott augenblicklich wieder vergessen hätte, öffnete sie die andere Schachtel und sagte zu der Magd:

„Du wirst noch die Froheste von Allen sein, Sophie. Ich wußte wohl, daß Du meine Blumen und meine Vögel gut versorgt haben würdest, und bat deßhalb Onkel Jan, Dich nicht zu vergessen. Sieh hier einige Ellen französischen Merino, um Dir ein Sonntagskleid machen zu lassen . . . Und wüßtest Du erst, Sophie, was ich noch in der Schachtel habe, wiewohl es nicht für Dich ist, so würden Dir die Thränen gleich in die Augen schießen, denn mir ist wohl bekannt, was Du am liebsten hast. Sieh, da

ist ein Stück Zitz von zwölf Ellen. Damit kann man eine Frau neu vom Kopf bis zu Fuß kleiden. Sophie, es ist ein Geschenk für Deine blinde Schwester . . ."

Wie Hermina vorausgesagt hatte, sprangen Thränen der Rührung und Dankbarkeit der alten Dienstmagd über die Wangen. Kaum vermochte sie, einige erkenntliche Worte zu stammeln.

„Da, meine gute Sophie," sagte das Mädchen, „nimm die ganze Schachtel. Es ist noch Etwas darin. Mein Onkel Jan, der niemals Etwas halb thut, wenn er Jemand eine Freude machen will, hat auf den Boden der großen Schachtel ein sehr kleines Schächtelchen gestellt. Darin wirst Du das nöthige Geld finden, um die Kleider machen zu lassen."

Tief bewegt, besonders durch diese letzte Gabe, welche es ihr vielleicht möglich machte, den Unterhalt ihrer blinden Schwester zu bezahlen, küßte Sophie Hermina's Hände und verließ dann, in Folge ihrer Erregung mit wankenden Schritten, das Zimmer mit der ganzen Schachtel unter dem Arme.

„Was wird der Vater sagen, wenn er die unbegreifliche Geldverschwendung erfährt!" brummte Therese in sich hinein. „Es ist eine Schande. So thöricht, so leichtsinnig mit dem Erbgut der Familie umzuspringen!"

Madame Romys trat, gerührt durch die Freude der Dienstmagd, auf Hermina zu und umarmte sie.

„Nun, mein liebes Kind," sprach sie, „sage uns, wie hast Du Dich während der sechs langen Wochen Deiner Abwesenheit unterhalten? Ich war unruhig, weil Du die Zeit Deiner Rückkehr auf vier Tage

früher, als es bestimmt war, ankündigtest. Ist dort Etwas vorgefallen?"

„Ganz und gar nicht, Mutter. Onkel Jan hat mir gesagt, Du wärest es, die mich nach Hause zu kommen aufforderte."

„Ich?" rief die Frau verwundert. „Nein, Hermine, ich möchte die fröhlichen Tage Deines Aufenthalts bei meinem Bruder und meiner Schwester nicht verkürzen."

„Sieh, sieh, warum sollte Onkel Jan mich getäuscht haben?" murmelte das Mädchen in Gedanken. „Vielleicht hat der Vater ihm gesagt, ich müsse nach Hause kommen. Das gilt gleich, ich bin nicht minder glücklich, Mutter, Dich wieder zu sehen. Doch wäre ich gerne einige Tage länger geblieben. Ernst de Cock kehrt aus England zurück. Ich war so neugierig, ihn zu sehen! Vielleicht wäre er so verändert gewesen, daß ich ihn mit Mühe noch erkannt hätte. Er wird seinen Aufenthalt in Brüssel nehmen. Er ist Civilingenieur, und Onkel Jan sagt, er sei ungemein geschickt in seinem Fache; denn, Mutter, er ist Jahre lang einer der vornehmsten Schüler des berühmten Stephenson gewesen und hat colossale Werke ausführen helfen. In seinen Briefen an Onkel Jan schreibt er dabei, als ob er gewiß wäre, ein sehr reicher Mann zu werden. Ich möchte es ihm wohl gönnen. Der gute Ernst, ich werde in meinen Gebeten an ihn denken und zu Gott flehen, daß er ihn so glücklich werden läßt, wie er es verdient."

Die alte Frau schien unter dem Eindruck dieser Worte zu zittern; Thränen schossen ihr in die Augen

und sie erhob den Blick mit einem tiefen Seufzer zum Himmel.

„Ja, bitte Gott, meine arme Hermine," sprach sie, „denn schon heute vielleicht . . ." Aber Therese warf ihrer Mutter einen drohenden Blick zu und bewirkte damit, daß deren Klage ihr auf den Lippen erstarb.

„Was ist das, liebe Mutter, was willst Du sagen?" fragte Hermina. „Du scheinst erschrocken?"

„Nein, mein Kind, es ist Nichts," war die ruhige Antwort.

Die Hausglocke wurde zweimal angezogen.

„Da ist der Vater!" rief Therese mit triumphirendem Lächeln. „Ich bin neugierig, zu erfahren, was er über die schändliche Geldverschwendung von Onkel Jan sagen wird."

„Ach, da ist mein Vater!" wiederholte Hermina, indem sie eilig die Treppe hinabsprang.

Ihre Stimme erklang durch das Haus; man hörte sie rufen:

„Vater, lieber Vater, hier ist Deine Hermina! Guten Tag, guten Tag!"

Noch als sie beide in das Zimmer traten, hielt das Mädchen den Arm um ihres Vaters Hals geschlungen, und er sagte halb freundlich, halb ungeduldig zu ihr:

„Nun, nun, es ist gut. Laß ab, um Gotteswillen, mit all diesen Umarmungen. Möchte man nicht sagen, Du seiest aus Amerika zurückgekehrt! Wie Du nun wieder gekleidet bist! Gerade wie eine Brüsseler Modepuppe. Nun, nun, sprechen wir jetzt nicht davon. Ich brauche mich nicht länger damit

zu bemühen. Du wirst eine erwachsene Frau und bist groß genug, um zu wissen, was Du zu thun hast.“

Hermina öffnete die Schachtel, die auf dem Tische stehen geblieben war, und überreichte ihrem Vater eine schöne lederne Brieftasche als Andenken von Onkel Jan. Bonifacius Romys zeigte sich zufrieden mit diesem Geschenke, besonders da seine gewöhnliche Brieftasche von allzu langem Gebrauch fast aus einander fiel, und er jetzt nicht nöthig hatte, eine neue zu kaufen. Er schien in guter Stimmung zu sein; denn als Therese gegen Onkel Jan auszufahren begann und mit einer Fluth von Worten auseinandersetzte, welche kostbaren Nichtigkeiten ihre Schwester selbst für die Magd und deren blinde Schwester mitgebracht hätte, da that Herr Romys ihrem Tadel Einhalt, indem er sagte, es wäre jetzt keine Zeit, um darüber zu sprechen.

Eine Zeit lang hörte er noch mit scheinbarem Vergnügen auf das, was Hermina von Brüssel erzählte, von Onkel Jan, von Tante Marie und von all dem Vergnügen, welches sie genossen hatte. Er war jedoch sichtbar zerstreut und schien zuweilen sich in Gedanken zu verlieren. Als endlich das Gespräch an Lebendigkeit nachzulassen schien, nachdem Hermina alle Neuigkeiten, die sie wußte, erzählt hatte, stand Herr Romys von seinem Stuhle auf, schaute mit einer Art warnender Strenge seine Frau an, warf Therese gleichfalls einen befehlenden Blick zu und sprach dann zu Hermina:

„Laß uns jetzt von ernsten und wichtigen Dingen reden, mein Kind. Es ist wohl gerechtfertigt, wenn ich, da ich eine gute Botschaft für Dich habe, nicht

länger warte, um sie Dir mitzutheilen und Dich damit zu erfreuen. Du bist nun in die Jahre des Verstandes gekommen, und da Dein Naturell nicht daran denken läßt, daß Du ledig zu bleiben wünschest, so ist es Pflicht Deiner Eltern, an eine geziemende Partie für Dich zu denken."

„Aber, Vater, Du erschreckst mich," stammelte das Mädchen, „ich bin . . ."

„Laß mich fortfahren und fall' mir nicht in die Rede!" unterbrach sie ihr Vater in kurzem Ton. „Urtheile nicht vorschnell. Du wirst erfreut sein, sage ich Dir, sobald Du erfährst, was ich für Dich gethan habe. Für distinguirte Leute ist es Gesetz, aus allen Kräften darnach zu trachten, das Ansehen und Vermögen ihrer Familie zu vergrößern, und wer sich nicht gutwillig diesem Gesetz unterwirft, ist thöricht und unbesonnen. Aber Du, Hermine, hast sicher nicht zu klagen, denn der Mann, welchen Du heirathen wirst . . ."

„Heirathen? Ich heirathen?" rief das zitternde Mädchen. „Ach, Vater, ich bin viel zu jung!"

„Du bist alt genug, mein Kind."

„Aber ich will Euch nicht verlassen; ich will bei meiner guten Mutter bleiben."

Bonifacius Romys faßte die zitternde Hand seiner Tochter und sprach mit freudiger Begeisterung:

„Ungeduldiges Kind, höre und urtheile über das Glück, welches Deiner wartet. Dein Bräutigam ist ein Mann, dessen Vermögen sich wohl auf viermal hunderttausend Francs beläuft; er trägt einen der achtbarsten Namen von Darlingen! Es ist Franz Pottewal, der Getreidehändler von Wandelvest."

„O, Himmel, ich kenne ihn nicht!“ seufzte Hermina.

„Er ist erst achtunddreißig Jahre alt,“ sagte Therese mit geheimem Spott.

„Du kennst ihn nicht? Desto besser, mein Kind,“ bemerkte der Vater. „Liebst Du vorderhand ihn nicht, so kannst Du doch auch keine Abneigung gegen ihn fühlen.“

„Nein, nein, Vater, ich will nicht heirathen, ich will nicht heirathen. Bei Euch will ich bleiben.“

„Hermine!“ sprach der Vater mit scharfer Stimme, deren bloßer Ton das Mädchen zittern machte. „Hermine, Du weißt, daß ich nicht leicht von einem einmal gefaßten Beschluß zurückkomme. Hier steht die Würde und Erhöhung unserer Familie auf dem Spiel. Warum Dich ungehorsam zeigen und vergeblich gegen Etwas sträuben, das, wie Du selbst weißt, unwiderruflich ist?“

Jetzt brach das Mädchen in einen Strom von Thränen aus und warf sich ihrer Mutter um den Hals, während sie schluchzend ausrief:

„Mutter, hilf mir, hilf mir! Ich einen Menschen heirathen, welchen ich nicht kenne? O, ich flehe Dich an, suche den grausamen Spruch zu hintertreiben. Ich bin noch zu jung; der Gedanke an diese Heirath erfüllt mich mit tödtlichem Schrecken!“

Madame Romys war bleich und ihre Augen erglänzten von zurückgefallenen Thränen; unter dem drohenden Blick ihres Gatten schien sie noch heftiger erschrocken, als ihre Tochter. Sie flüsterte fast unhörbar:

„Hermine, meine arme Hermine, fasse Muth,

weine nicht so bitter. Gott wird über Dich wachen; er wird Dich in Deinem neuen Stande glücklich werden lassen."

„Was soll das bedeuten, Julia?" rief mit aufsteigender Wuth ihr Mann, welcher glaubte, sie bestärke Hermine in ihrer Widerspenstigkeit. „Sprich mit lauter Stimme! Ich hoffe, Du wirst Dich wohl hüten, Deiner Tochter einen schlechten Rath zu geben?"

„Aber aus Barmherzigkeit, Bonifaz, laß ihr Zeit, sich zu beruhigen. Sei nicht so gefühllos gegen ein armes, unschuldiges Kind!" flehte die Mutter. „Gibt es denn kein Mittel, um diese Heirath hinauszuschieben?"

„Was? Hinausschieben?" spottete der zornige Mann. „Du willst mich böse machen? Wohlan, ich sage, Hermine soll sich unterwerfen, gutwillig unterwerfen, sonst sollt Ihr beide erfahren, daß Nichts in meinem Hause mir zu widerstehen vermag, das ich nicht im Augenblick mit Gewalt biege oder breche! Und gib wohl Acht, Julia, wenn ich noch länger mich über den Ungehorsam meiner Tochter erzürnen muß, so werde ich mit Recht die Schuld davon auf Dich wälzen. Sei versichert, Du wirst es zu beklagen haben!"

Erschrocken über die Drohungen, welche gegen ihre Mutter ausgestoßen wurden, sprang das Mädchen in die Höhe, flog ihrem Vater an den Hals und rief, während sie ihre Thränen an seiner Brust trocknete:

„O, Vater, sei nicht böse gegen meine Mutter. Ich werde mich unterwerfen. Ich glaube, Du meinst es gut mit Deinem Kinde. Vergebung, ich habe Un-

recht. Ich werde nicht mehr weinen, nicht mehr klagen. Verfüge über mich nach Deinem Willen!"

„So ist es recht; setze Dich," befahl Herr Romys.

Hermina ließ sich auf einen Stuhl fallen und legte ihre Hände vor die Augen. Sie athmete schwer auf und bange Seufzer entstiegen ihrer Brust. Auch die Mutter weinte in der Stille. Therese betrachtete ihre Schwester mit einem spottenden Ausdruck auf den Lippen und mit Achselzucken, während sie in sich hinein murmelte:

„Wie kindisch! Eine glänzende Heirath, ein Vermögen von viermal hunderttausend Francs! Was will sie denn noch haben?"

Der Vater schritt einige Augenblicke ungeduldig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor dem weinenden Mädchen stehen und sprach:

„Nun, hat es jetzt lang genug gedauert? Laß ab mit Weinen, ich will es! Und Du auch, Julia. Ich habe keine Zeit, um die vergebliche Komödie länger mit anzusehen."

„Aber, Vater, Vater, was wird Onkel Jan, was wird Tante Marie zu Deinem Beschlusse sagen?" seufzte Hermina. „O, warte doch, ich flehe Dich an, bis sie Kenntniß davon haben!"

„So, so, Du hast noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben, daß mein Vorsatz unwiderruflich ist? Sei versichert, ich werde die Gerechtmacher von Schärbeek kommen lassen, um mir entgegen zu arbeiten und Verdruß zu machen. Ich weiß, daß Du unsere Familie lieber durch eine ungleiche Verbindung erniedrigt sähest. Nein, nein, sie sollen Nichts davon erfahren, als bis es zu spät ist, um den Lauf der

Dinge hier noch zu verhindern. Laß hören, Hermina, willst Du mir von Neuem böses Blut machen? Muß ich Gewalt brauchen, oder bist Du bereit, mir Gehorsam zu leisten?"

„Gott wird Mitleid mit mir haben und mir Muth geben, mich zu unterwerfen, Vater," antwortete das Mädchen in trübem, schmerzlichem Ton, als bräche ihr das Herz im Busen. „Ach, ich werde Dir gehorchen!"

„Ohne Hintergedanken? Mit gutem Willen?"

„Mit Geduld, mit gutem Willen, Vater."

„Wohlan, so laßt uns diese langweilige Unterredung abkürzen," sagte Bonifacius Romys in minder hartem Ton, welcher bezeugte, daß er mit der Ergebung seiner Tochter zufrieden war. „Merket also wohl auf, damit ich es nicht zweimal wiederholen muß, und prägt Eurem Gemüthe ein, daß ich es nicht vergeben werde, wenn Jemand unterläßt, sich meinen Wünschen gemäß zu betragen. Herr Pottewal wird übermorgen Nachmittag hier Café trinken. Hört nun, wie ich diesen Besuch, im Einverständniß mit ihm, eingeleitet habe. Er wird anklopfen und nach mir fragen, gleich Jemand, der zufällig über diese oder jene Sache mit mir zu sprechen wünscht. Mittlerweile werdet Ihr am Tische sitzen und den Café einschenken und Euch überhaupt so geberden, als ob Ihr unversehens überrascht würdet. Ich werde ihn hereinführen und ihn bitten, eine Tasse Café mit uns zu trinken. Er wird annehmen. Ihr Alle sollt ihn heiter empfangen, ihm ein freundliches Gesicht zeigen und sehr artig gegen ihn sein. Wir werden eine Zeit lang von unbedeutenden Dingen mit einander

reden. Endlich werde ich mit der Mutter in den Garten gehen. Therese und Hermine werden allein bei Herrn Bottewal bleiben. Er wird alsdann seine Erklärung anbringen, und Hermine wird antworten, daß sie in allen Fällen keinen andern Willen habe, als den ihres Vaters, aber sich nunmehr glücklich schätze über die ehrenvolle Verbindung unserer beiden Familien u. s. w.; das wird von seinen eigenen Worten abhängen ... Fängst Du wieder zu weinen an? Nun, sei es; die Thränen ändern doch Nichts an der Sache, wenn Du Dich übermorgen nur gefügig zeigst. Gib wohl Acht, Hermine, und Du gleichfalls, Julia. Ich will, hört Ihr, ich will. Herr Bottewal soll nicht im Mindesten bemerken, daß er Euch unwillkommen ist. Vor Allem keine Thränen, nicht eine einzige, oder ich werde Euch mit Gewalt zu einem schicklichen Benehmen zu zwingen wissen. Um Euch Stärke zu verleihen, könnt Ihr nichts Besseres thun, als Eurem Geiste fest einzuprägen, daß diese Heirath so unwiderruflich ist, als ob Hermine bereits vor dem Gesetz und der Kirche getraut wäre. Genug; denkt daran und erspart Euch selbst viel nutzlosen Verdruß und mir den gerechten Zorn!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und warf die Thüre hinter sich zu.

Hermina verbarg ihr Haupt unter einer Thränenfluth an der Brust ihrer Mutter, während sie schmerzvoll schluchzte:

„Mutter, Mutter, ich zittere, ich bin vor Schrecken außer mir. Einen Mann heirathen, den ich noch nie gesehen habe! Ohne Neigung, ohne Liebe! Erbarmen, o mein Gott!"

„Fahre nur so fort; stürze unsern armen Vater vor Kummer in den Tod!" brummte Therese.

III.

In Schärbeek, einer der Vorstädte Brüssels, am Ende von einer der Straßen zwischen dem botanischen Garten und der St. Marienkirche, stand ein schönes, modernes Haus, das sich nicht sowohl durch seine Größe, als durch die Sauberkeit seines Baustyls und durch etwas Anlachendes in seinem Aussehen hervorthat. Auf jeder Seite der Façade befand sich eine Thüre, und von derselben lief eine niedrige Mauer mit eisernem Gitter aus, über welches einige Akazienbäume ihr freundliches Grün fallen ließen. Die Balkone über den beiden Thüren waren von geschmiedetem Eisen, grün bemalt und theilweise vergoldet. Es waren demzufolge zwei verschiedene Wohnungen unter einem Dache, aber jede hatte den Genuß eines abgesonderten Gartens.

In einem großen Parterrezimmer des Hauses, zur rechten Seite befand sich diesen Augenblick eine bejahrte Frau, welche mit einem Buch auf dem Schooße am Fenster saß und ganz in ihre Lektüre versunken zu sein schien. Ihre Lippen bewegten sich und sie nickte billigend mit dem Kopfe bei den Worten des Buchs, welches auf seinen Blattseiten die Ueberschrift trug: **Werke von Jakob Cats** *).

---

*) Einer der berühmtesten niederländischen Dichter, geboren 1577 auf Schouven in Seeland, gest. 1660. Sein Grab ist in der Klosterkirche zum Haag, sein Denkmal in Gent.
A. d. U.

Das Angesicht dieser Frau, obwohl vom Alter gefurcht, trug noch die frische Farbe der Gesundheit des Körpers, und noch einen hellern Schein warf auf dasselbe die Gesundheit des Herzens. Ihre Augen waren sanft, und alle ihre Züge schienen durch lange Gewohnheit den beharrlichen Ausdruck der Freundschaft und des Wohlwollens angenommen zu haben. Obwohl ihr Anzug einfach und ganz in Uebereinstimmung mit ihrem Alter war, hätte man doch bei einer genauern Prüfung darin eher ein Streben nach Schönheit, als eine Neigung zur Gleichgültigkeit entdeckt.

Das Zimmer, worin sie sich befand, hatte ein ziemlich seltsames Aussehen. Da waren schöne Stühle und Tische, prächtige Vorhänge, ein großes Piano und ein Mahagony-Sekretär von hohem Preise; aber eine Anzahl anderer Gegenstände lagen auf Sesseln und Tischen zerstreut, oder hingen in scheinbarer Verwirrung an den Wänden.

Das Piano war mit einem Haufen Musikalien beladen, über welchem ein Violoncell hing. Ein ähnliches Instrument stand gleichfalls rechts ober dem Schreibpult. Bücher von verschiedener Form und Dicke waren auf Gestellen gruppirt, oder lagen auf der Kaminplatte, oder auf den Fenstergesimsen umher. Die Wände waren mit Kupferstichen und Gemälden aller Größe, mit Kästchen voll fremder Schmetterlinge und glänzender Käfer, voll Denkmünzen und andern kleinen Merkwürdigkeiten, bis zu einer, alle Marmorarten Italiens in sich vereinigenden Mosaik, behangen. Man sah hier aller Orten, wo Etwas zum Tragen sich vorfand, kleine Gypsfiguren, floren-

tinische Vasen, ausgestopfte Vögel, Früchte von Wachs, Klumpen von metallischen Erzen, und wissenschaftliche Gegenstände, wie Hohlspiegel, Vergrößerungsgläser und Weltkugeln.

Ein gewöhnlicher Besucher hätte wahrscheinlich dieses Gemach für das Arbeitszimmer eines Mannes, der zugleich Künstler und Gelehrter war, genommen; aber ein Kenner hätte augenblicklich bei sich gesagt, er befinde sich in der Wohnung von einem jener Leute, welche man mit dem Namen von Dilettanten bezeichnet.

Nachdem die Frau eine Zeit lang in der Stille fortgelesen hatte, richtete sie den Kopf in die Höhe und blickte starr vor sich hin, als überdächte sie, was das Buch ihr gesagt hatte.

„Er spricht wohl die Wahrheit, der weise Dichter," murmelte sie. „S'ist ein Himmel auf der Erde, wo sich ächte Minne paart. Noch unbezweifelter wäre jedoch der Sinn seiner Worte gewesen, hätte er gesagt: S'ist 'ne Höll' auf dieser Welt, wo man ohne Minne freit." Davon ist wenigstens meine arme Schwester Julia, leider, der unwidersprechlichste Beweis. Sclavin, Märtyrerin, lebend wie ein Schatten, und seufzend vielleicht nach dem Grabe . . . und scheinbar zufrieden und dahinwelkend ohne zu klagen, niedergedrückt durch das unerbittliche Gefühl der Pflicht . . . Arme Julia, hätten unsere Eltern gewußt, was sie thaten! Ach, sie hätten Dich nicht verheirathen sollen, ohne Liebe; sie hätten Dich nicht zur Braut einem gefühllosen Mann hingeben sollen, der aus Selbstsucht Dir die Rechte der Gattin verweigert und Dich nur als Dienstmagd be-

trachtet, durch die Ehe selbst dazu bestimmt, der gesetzliche Vorwurf seiner Barschheit zu sein! — denken wir nicht länger an diese traurigen Dinge; es ist ein Unglück ohne Hoffnung. Solche Ehe endigt nur mit dem Tode des Schlachtopfers, oder mit dem Tode des Tyrannen. Grausames Verhängniß!"

Sie stand von ihrem Sessel auf, blieb noch eine Weile nachdenklich und niedergeschlagenen Blickes stehen, schüttelte dann lebhaft den Kopf, als wollte sie die schmerzlichen Gedanken ernstlich verbannen, und verließ das Zimmer langsamen Schrittes.

Sie blieb an der Küchenthüre stehen und sagte zu der Magd:

„Katharine, hast Du frisches Regenwasser hinaufgebracht? Denn Ernst wird bald ankommen; er wird von der Reise ermüdet sein und sich wahrscheinlich Gesicht und Hände waschen wollen."

„Ja, Fräulein, Alles ist oben in Ordnung. — Wird Herr Ernst hier seine Wohnung nehmen?"

„Nein; aber er wird einige Tage, vielleicht einige Wochen bei uns bleiben, bis er in Brüssel ein passendes Haus gefunden hat."

„Ah, nun begreife ich, warum Herr Blondeel so sehr auf Hermina's Abreise drang," sagte die Magd. „In der That, Fräulein, Ernst ist ein flinker Junge; Hermina ist schön wie eine Rose. Von solchen jungen Leuten darf man wohl sagen: die zwei machen ein Paar."

„Das ist sehr wahr," antwortete die Dame mit einem bestätigenden Lächeln. „Man kann nicht wissen, was Gott da oben beschlossen hat. Wir werden es binnen zwei- oder drei Jahren sehen."

„So lang noch!“ rief die Magd verwundert. „Nun, nun, es läuft bis dahin noch so viel Wasser die Senne hinunter! Wenn es auf mich ankäme, ich würde mich auf eine so lange Unsicherheit nicht verlassen. Wenn Herr Romys einmal Hermina an den einen oder andern Altreichen zu Darlingen weggäbe?“

Die Dame schien bei dem Gedanken an eine solche Heirath zu zittern; aber sie bekam ihre Ruhe wieder und sagte:

„Ich glaube, Du hast Recht, Katharine; es ist auch mein Gefühl so, Du weißt es; aber mein Bruder hat darüber andere Ansichten. Hoffen wir, daß Alles noch zum Besten gehen wird, und daß der gute Gott unsere Hermina vor solchem Unglück bewahrt. Ich weiß nicht, Katharina, ich sollte mich über die Rückkehr Ernsts freuen; und ich bin traurig, als ob irgend etwas sehr Unangenehmes mir über dem Haupte schwebte. Ich will ein Bischen im Garten auf- und abgehen.“

Sie trat in einen, mit großen Bäumen bepflanzten und längs der Mauern von Blumenparterres eingeschlossenen Garten. Nachdem sie eine Weile in den Wegen herumgewandelt war, wollte sie eben ihre Schritte nach einem schattigen Pavillon, welcher in der Tiefe des Gartens sich erhob, lenken; aber der Klang der Hausglocke bewog sie, den Kopf umzudrehen.

Die Magd kam auf sie zu und sagte mit einer gewissen Verlegenheit:

„Fräulein, Madame Kwas von Darlingen ist da, welche Sie gern sprechen möchte.“

„Madame Kwas? Was will die Plaudertasche von mir?“ murrte die Dame, sichtbar verstört. „Geh’, Katharina, sag’, ich sei nicht zu Hause.“

„Sie hat Sie durch das Gitter hindurch gesehen, Fräulein. Ich habe sie in den kleinen Saal geführt.“

„Es sei so!“ seufzte die Frau. „Es gibt kein Mittel, ihr zu entschlüpfen. Suchen wir schnell ihrer los zu werden.“

Sie ging in das Haus und öffnete die Thüre des Saales.

Madame Kwas von Darlingen war eine Frau von mittlerer Gestalt, ungefähr sechzig Jahre alt, mit Gliedern und Zügen, die etwas Männliches hatten. Ihr Aeußeres war rauh und derb; auf ihrer Oberlippe zeigte sich ein durchsichtiger Schatten, wie von einem keimenden Barte, und auf ihren hoppigen*) Wangen stand hier und da ein langes, krummes Härchen.

Als Fräulein Marie erschien, erhob sie sich und sagte:

„Ach, guten Tag, Fräulein Blondeel. Ich mußte hieher nach Schärbeek, um da unweit des Botanischen Gartens einen Zins von Herrn Stoffelaer einzunehmen, Sie wissen wohl. Ich soll diesen Nachmittag wieder kommen. Schaden, nur Schaden daran, Fräulein Blondeel. Windmachen ohne Geld. Sie begreifen, daß ich, in solcher Nähe bei Ihrer Woh-

*) Hobbelige, kommt auch bei uns in der Volkssprache von einem durch Hautauswüchse entstellten Gesichte vor.
A. d. U.

nung, nicht so unhöflich sein konnte, Schärbeek zu verlassen, ohne Ihnen erst einen Besuch zu machen."

„Ich danke Ihnen; zum Unglück habe ich heute Kopfschmerz," erwiederte Fräulein Blondeel mit einer gewissen Ungeduld.

„Kopfschmerz?" rief die Andere. „Gerade wie bei mir. Ich habe nur einmal im Jahre Kopfschmerz, aber er dauert von Ostern bis zum Palmsonntag — und Schmerz im Magen, und Schmerz im Herzen. Ich weiß nicht, wie es nur möglich ist, daß ich noch lebe. Hätte ich nicht meine Tabaksdose . . . !"

Sie holte eine goldene Dose aus ihrer Tasche, nahm immer fortschnarrend eine gute Prise und rief dann plötzlich, als ob ihr Etwas einfiele:

„Ah so, Fräulein Marie, was sagen Sie von Ihrer Nichte Therese? Hätten Sie je so Etwas von ihr glauben können?"

„Erklären Sie sich, ich verstehe nicht, wovon Sie sprechen wollen."

„Nun, nun, stellen Sie sich nicht so verschlossen, Marie; Sie wissen, ich kenne alle Geheimnisse von Darlingen, so sehr man sie auch zu verbergen sucht. Warum also zurückhalten? Der arme Pottewal, ein lahmer Geldsack, der gern die Sünden seiner Jugend büßen möchte, und darum eine Frau nehmen will, so angenehm wie eine alte Roßmähne und so sanft wie ein Stachelschwein! Es ist recht; man muß bekennen, der alte Romys ist dem Teufel selbst zu schlau und hat hier eine vortheilhafte Heirath eingefädelt . . ."

„Aber ich bitte Sie, belieben Sie deutlich zu

sprechen, Madame Kwas," sagte Fräulein Blondeel, deren Neugierde aufs Höchste gespannt war.

„Nun, wie viel wird Bonifaz seiner Tochter zum Brautschatz mitgeben? Wann werden sie heirathen?"

„Ich weiß von Nichts, sage ich Ihnen."

„So? Da steckt Etwas dahinter, das ich heute noch entdecken will. Die Romys halten die Sache geheim. Aber ich werde bald Alles bis in's Einzelnste wissen."

„Also, wenn ich Sie recht verstehe," fiel die andere Frau ihr in's Wort, „soll die Rede von einer Heirath zwischen meiner Nichte Therese und Franz Pottewal, dem Getreidehändler, sein?"

„So ist es, Marie. Es wundert mich höchlich, daß Romys zu der Heirath von einem seiner Kinder hat seine Zustimmung geben können. Er war gleichfalls einer von denen, welche von dem Gedanken, ein großes Vermögen zu sammeln, sich dermaßen blenden ließen, daß es ihnen lieber war, ihr Geschlecht aussterben, als ihre Güter getheilt zu sehen. Es gibt in Darlingen wohl zwanzig reiche Häuser, nur aus Brüdern und Schwestern zusammengesetzt, die unverheirathet bleiben, um das Vermögen der Familie ganz beisammen zu behalten. Thörichte Leute! Sie sehen nicht voraus, daß nach ihrem Tode selbst der Name ihrer Familie verschwinden wird. Ha, ha, dann werden die Vetter und Nichten schon wieder mit ihrem Gelde spielen. Es ist gerade, wie es im Sprichwort heißt, Marie: Wenn der Esel todt ist, macht man Flöten aus seinen Knochen!"

„Pottewal ist eine gute Partie für Therese. Er besitzt ein schönes Vermögen, nicht wahr?" fragte das Fräulein.

„Ob er so reich ist, wie man sagt?“ antwortete die alte Frau. „Ich müßte es sehen, um es zu glauben. Wissen Sie wohl, daß Franz viel Geld in Brüssel verzehrt hat und noch verzehrt? Es sind noch keine drei Monate her, daß er mit einem Haufen anderer leichtsinniger Leute in den Frères Pronvençaux bis über den Hals in Champagner gesessen ist. Es war um Mitternacht, als sie die Balthasar=Tafel taumelnd verließen; — und wohin sie dann gegangen sind, wissen Sie das, Marie? Ich auch nicht.“

„Sind Sie wohl gewiß, daß meine Nichte Therese heirathen wird? Mir dünkt es unmöglich.“

„Unmöglich? Romys läuft seit einem Monate täglich zwei bis drei Mal in Pottewals Haus, und wenn er herauskommt, lacht er und reibt sich die Hände, gleich einem Schacherer, der Jemand betrogen hat.“

„Aber das beweist noch Nichts. Sie machen vielleicht Geschäfte mit einander.“

„Nein, nein, Romys macht keine Geschäfte; und warum sollte er bei dem Notar der Pottewals gewesen sein? — Warum sollte er daselbst die weitläufigsten Erkundigungen angestellt haben, um ganz genau den Stand des Vermögens von Herrn Franz kennen zu lernen?“

„Dieß Alles ist jedoch nur eine Vermuthung, die ungegründet sein kann, und Nichts beweist, daß es sich hier in der That um eine Heirath zwischen meiner Nichte Therese und Herrn Pottewal handelt.“

„Und wenn mir der Notar selbst es gesagt hat?“

„In diesem Fall muß ich Ihnen wohl Glauben schenken.“

„Nun, warum zweifeln Sie dann an dem, was ich sage?“

Fräulein Blondeel zuckte die Achseln und murmelte:

„Alles recht betrachtet, was verschlägt es mir, ob Therese heirathet, gleichviel wen? Ich wünsche, daß sie glücklich sein möge.“

„Wünschen Sie dieß lieber ihrem künftigen Mann... Bah, da er sein Fegfeuer auf Erden hat, läuft er desto weniger Gefahr, nachher lang zu brennen.“

Beim Beginn dieses Gesprächs hatten die beiden Frauen sich niedergesetzt. Jetzt stand Fräulein Blondeel von ihrem Sessel auf und sagte:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Madame Kwas, daß ich Sie verlasse; ich habe dringende Geschäfte, und dabei thut mir der Kopf schrecklich weh.“

„Nun, nun, noch einen kleinen Augenblick!“ rief die Andere, sie mit der Hand zurückhaltend. „Ich bin ermüdet; lassen Sie mich ausruhen und jagen Sie mich um Gottes willen nicht so weg. Setzen Sie sich noch ein Bischen, ich bitte Sie. Sagen Sie mir einmal, Marie, warum hat man Sie seit so langer Zeit nicht mehr in Darlingen gesehen? Stehen Sie nicht gut mit Ihrem barschen Schwager? Es sollte mich nicht wundern: er bellt und beißt rechts und links wie ein wahrer Kettenhund.“

„Nein, das macht es nicht; aber es ist so wenig unterhaltend in Darlingen.“

„Ist dieß der Grund?“ rief Madame Kwas, während sie eine neue Prise nahm, als bereite sie sich zu einer wichtigen Erklärung vor. „Ist dieß der

Grund, daß Sie nicht mehr nach Darlingen kommen? Bleiben Sie dann nur für immer weg. Es ist gegenwärtig dort wie in einem Grabe, oder vielmehr wie in einer wahren Hölle. Die Menschen schwellen daselbst von Haß und Neid; der Eine sieht dem Andern mit den Augen das Brod aus dem Munde heraus; wenn Jemand Glück hat und etwas Geld gewinnt, da möchten seine Nachbarn und Bekannten ihm wahrlich vergeben. Man hört Nichts als üble Nachrede; man sieht Nichts als Arglist, Scheinheiligkeit und Selbstsucht. Jedermann verschließt sein Haus; Jedermann weicht seinen Nebenmenschen aus, um seine knauserige Lebensweise zu verbergen und nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, einige Francs auszugeben. Man möchte sagen, Darlingen sei von einem Haufen Diebe oder Falschmünzer bewohnt, welche besorgen, man könnte es ihnen auf dem Angesicht lesen, wer oder was sie sind. Geizhälse, Betrüger, dumme Leute . . ."

„Nun, Madame Kwas, ich habe keine Zeit, um eine solche Unterredung noch zu verlängern," fiel ihr Fräulein Marie, im Tone von Langerweile und Ungeduld, in's Wort. „Es bekümmert mich wenig, wie die Einwohner von Darlingen sich betragen, oder was sie sein mögen. Das ist ihre Sache. Ich wünsche Ihnen guten Tag."

Die alte Frau sprang auf, faßte das Fräulein am Arm und sagte halb verstört:

„Ich werde gehen. Da Sie Kopfschmerz haben, will ich Sie nicht gegen Ihren Willen zurückhalten; aber erst sollen Sie doch die Beweise hören für das, was ich als wahr darthun kann. Sonst möchten Sie

wohl gar mich für eine böse Zunge halten. Einen Augenblick, noch einen kleinen, kurzen Augenblick; ich lasse Sie nicht los."

„Ich flehe Sie an, kommen Sie zu Ende, oder ich entlaufe Ihnen mit Gewalt!"

„Ah, Sie glauben mir nicht? Sie wollen vielleicht sagen, daß es, unter den Altreichen wenigstens, auch treffliche Leute geben müsse? Die gibt es gewiß, ausnahmsweise. Ich bin eine Altreiche, Marie, und dennoch kann ich nicht viel Gutes davon sagen. Ist es nicht ihr einziges Trachten, ihren armen Pächtern den letzten Schweißtropfen auszupressen, und treiben sie den Geiz nicht bis zur unedelsten Habsucht, ja zur Betrügerei? Sie schütteln den Kopf? Ein einziges Beispiel: es sind zwei Monate; da war zu Darlingen ein Concert zum Besten der Armen. Man konnte nicht in dasselbe gehen, außer auf besondere Einladung, und man hatte nur die reichsten Familien dazu aufgefordert. Man brauchte kein Entrée zu bezahlen; aber man wollte einen Teller herumtragen, um die Almosen in Empfang zu nehmen. Ich war da; ich habe gesehen, daß Jedermann ein Silberstück gab; es war kein Mittel, es anders zu machen. Nun, als man hernach das eingesammelte Geld zählte, lagen auf dem Teller vier Stücke Kupfergeld, die man mit Quecksilber weiß gemacht hatte! Ist das nicht schrecklich? Und sagen zu müssen, daß es die reichsten Einwohner von Darlingen sind, die sich nicht schämen, auf solche Weise den Armenkasten zu betrügen!"

„Wenn es wahr ist, kann man so Etwas gewiß nicht gutheißen. Nun, leben Sie wohl . . ."

Aber Madame Kwas stellte sich vor die Thüre,

als wollte sie den Ausgang versperren, und fuhr mit großer Zungengeläufigkeit fort:

„Ein zweites Beispiel: Sie kennen wohl Herrn Vikol, den geizigen Millionär. Der hat sich sein Leben lang geweigert, an Festen und besonders an Banketten Theil zu nehmen, selbst wenn der König nach Darlingen kam. Er versicherte, sein Magen könne weder Wein noch mancherlei Speisen ertragen, und entzog sich so der Verpflichtung, einige Francs unterschreiben zu müssen. Wissen Sie, wie der dumme Geldsack sich selbst gefangen hat? Er war zur Hochzeit des jungen Grafen von Zwartsteen *) auf dem Schloß unweit Nineve, wo er viele Pächter hat, geladen worden. Da hat der schmutzige Geizhals, da er nicht bezahlen durfte, so unbarmherzig viel gegessen und getrunken, daß man ihn halbtodt, gleich einem Schwein, wegtragen mußte . . . Aber es sind nicht alle Einwohner von Darlingen, werden Sie sagen, so knauserig; es gibt auch Leute daselbst, welche leben und leben lassen. Die Fabrikanten unter Andern? Bah, die sind noch ärger. Sie schmausen und trinken, sie verschwenden ihr Geld in Liederlichkeit und betragen sich, als wüßten sie Nichts von Gott und seinen Geboten. Aufgeblasen von Ehrgeiz, verblendet durch die Leichtigkeit, auf Kosten des Schweißes der armen Arbeiter Geld zu gewinnen, tragen sie den Kopf hoch und glauben, durch ihre unsinnige Pracht uns vergessen zu machen, daß sie mit sehr Wenig oder gar Nichts angefangen haben . . . Noch eine kleine Minute! Ich bin fertig, Marie. Noch ein ein-

*) Schwarzenstein. A. d. U.

ziges Wort. Es ist ein artiger Vorfall, der jetzt die vornehmsten Einwohner von Darlingen in Bewegung setzt. Sie kennen vielleicht Wilhelm Bollinx, den Rentier dort hinter dem Beguinenhof. Der hat seit einem Jahr insgeheim die Bureaux des Ministeriums überlaufen und sich dermaßen in Brüssel geltend gemacht, daß ihm das Ehrenkreuz verliehen wurde, weil er zur Zeit der Cholera sich selbst aufgeopfert haben wollte, um die armen Leute in seinem Viertel zu besuchen und Hülfe zu bringen. Die Andern, welche gleichfalls nach diesem Ehrenzeichen trachteten, behaupten nun, Wilhelm Bollinx sei der Einzige gewesen, welcher während der Cholera aus Darlingen davon gelaufen. Es scheint, daß Herr Crulhast wirklich das Kreuz verdiente; aber dessen Bruder hat einen betrügerischen Bankerott gemacht. Philipp Mossels stand gleichfalls auf der Liste; aber das Betragen seiner Frau . . ."

„Hat dieses Verlästern nun lange genug gedauert?" rief Fräulein Marie, zornig aufspringend. „Verlassen Sie mein Haus auf der Stelle; und Sie werden mich verpflichten, Madame Kwas, wenn Sie fortan vergessen, wo ich wohne. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt. Wollen Sie gegen meinen Willen hier bleiben, so wünsche ich Ihnen guten Tag und lasse Sie stehen."

„Ich gehe, ich gehe," sagte die alte Frau. „Was sind das nun für Sachen? Eine alte Freundin so barsch empfangen? Die Leute taugen in Brüssel auch nicht viel: die Welt geht ihrem Ende zu. Nun, leben Sie wohl, Fräulein Marie."

Auf den Gang getreten, drehte sie sich noch ein-

mal um und rief dem sich entfernenden Fräulein nach:

„Ei, sagen Sie, die Tochter von Madame Stolk ist in's Kloster gegangen, weil Joseph Ringels mit Adela Marol sich verheirathet hat. Virginie aus dem Goldenen Roß hat sich hintergehen lassen ..."

„Lieber Himmel, welche Elster!" rief die Magd, ihrer Herrin entgegen kommend. „Ich dachte, Sie wären auf den ganzen Morgen gefangen, Fräulein, und hatte wahrlich Mitleid mit Ihnen. Es scheint, sie zieht ihren Mitbürgern ein hübsches Kleidchen an! Wenn es in Darlingen noch vier solcher Menschen gibt, dann gebe ich ihr vollkommen recht."

„Es ist Verleumdung, Katharine. Gewiß, die Bürger von Darlingen sind im Allgemeinen allzu sehr Sclaven ihres Geldes; aber man findet auch brave und ehrliche Leute unter ihnen."

„Die müssen seltener sein, als eine weiße Amsel, Fräulein, wenigstens, wenn man Madame Kwas glauben darf."

„Hast Du gehört, was sie sagte?"

„Warum nicht? Sie schreit wie eine Besessene."

„Das ist eine unerwartete Kunde, nicht wahr? Meine Nichte Therese will heirathen?"

„Ja, Fräulein, es wird vielleicht gut für sie sein. Wenn sie einen Mann bekommt, der Haar genug auf den Zähnen hat, um seine Frau nach seinem Willen thun zu lassen, so kann ihr Charakter sich noch zum Bessern kehren. Ich habe es immer bei mir selbst gesagt, sie muß heirathen."

„Zum Unglück ist ihr künftiger Gatte so eine gute Schlarfe von einem Mann."

„Ja? Dann sei der barmherzige Gott ihm gnädig! Ich sehe ihn bereits sich hinter den Ohren kratzen und die Nägel abbeißen."

„Mir ist ganz schwindlig, Katharine; der Kopf dreht sich mir noch von dieser groben Klappermühle. Wenn man vor Ablauf einer halben Stunde nach mir fragt, so sage, ich sei nicht zu Hause. Ich werde versuchen, in dem Garten meine Gedanken wieder zu ordnen."

In den Garten tretend, wandte sie ihre Schritte nach dem grünen Pavillon und setzte sich nachdenklich auf eine Bank nieder.

Sie war bereits eine Weile still da gesessen, hatte einen kleinen Spaziergang an den Blumenparterres hin gemacht und war noch einmal in den Pavillon zurückgekehrt, als ein Herr durch die offenstehende Gitterthüre in den Garten trat.

Es mußte der Bruder des Fräuleins sein, welches, mit dem Rücken gegen den Zaun gekehrt, in der Laube saß, denn es bestand eine unverkennbare Aehnlichkeit zwischen den Zügen ihres Angesichts. Die Wangen des Bruders waren jedoch noch frischer, als die der Schwester, von lebhafter Farbe, voll und beinahe ohne Runzeln, obwohl seine gekräuselten grauen Haare bezeugten, daß er nicht jünger als sie sein konnte. Daß dieser Mann wenigstens einer guten Gesundheit genoß und nicht gewohnt war, unter der Last von Sorgen gebückt zu gehen, dieß bewies sein ziemlich runder Bauch und etwas Besonderes in seinem ganzen Aussehen, welches in ihm auf den ersten Blick einen ehrlichen Bürger von Brüssel erkennen ließ.

Er war mit Sorgfalt und einer gewissen Sauberkeit gekleidet, trug einen leichten Frack von feinem schwarzem Tuche, eine gelbe Kasimirweste, lackirte Stiefel, glänzende Handschuhe und ein prächtiges Rohr mit goldenem Knopfe als Spazierstock.

Wiewohl der Ausdruck seiner Lippen und die Offenheit seines Gesichtes errathen ließen, daß der Mann gewöhnlich heitern Sinnes war, schien er doch in diesem Augenblick über irgend Etwas bekümmert, denn eine Falte lag auf seiner Stirne und seine Wangen waren roth, wie bei Jemand, der von einem schnellen Gang erhitzt ist.

Als er sich dem Pavillon näherte, drehte sich das Fräulein um und fragte, aufstehend, mit einiger Verwunderung:

„Wie? Du bist allein? Wo ist Ernst?“

„Ernst ist nicht gekommen, Schwester. Ich habe mir alle die Reisenden genau betrachtet. Das Dampfboot ist vielleicht von England zu spät in Antwerpen angekommen.“

„Aber, Jan, warum hast Du dann nicht auf den nächsten Zug gewartet? Es kommen deren wohl noch drei diesen Morgen von Antwerpen an.“

„Ich weiß es, Schwester; aber ich habe da Etwas erfahren, das mir wie ein Block Blei auf dem Herzen liegt. Ich glaube, Marie, daß sehr traurige Dinge vorgehen — oder wenigstens vorgehen könnten, wenn wir nicht so schnell als möglich einen Riegel vorschieben. Ich komme in aller Eile hergelaufen, um Dir zu sagen, daß ich augenblicklich nach Darlingen muß.“

„Und Ernst?“

„Ja, der wird unser Haus wohl finden. Ich kann nicht helfen. Denk' einmal, Marie, ich gedachte, wie Du sagst, auf den folgenden Zug zu warten, und spazierte in der Kölner Straße auf und ab. Da klopft mir Notar Cools unerwartet auf die Schulter und beginnt damit, mir zu erzählen, daß man von Darlingen aus Kunde von dem Stande unseres Vermögens eingezogen hat. Es geschah wegen einer Heirath, welche zwischen dem dicken Franz Bottewal und einer unserer Nichten im Werke ist. Wie, wenn es Hermina's wegen wäre? Nun, ich reise nach Darlingen. Wir wollen sehen, ob man mein Pathchen unglücklich machen will oder nicht!"

„Aber, Jan, Du regst Dich unnöthiger Weise auf," bemerkte das Fräulein. „Therese ist es, welche heirathen soll.

„Therese? Woher weißt Du dieß?"

„Madame Kwas von Darlingen ist hier gewesen."

„Trau' der lügenhaften Schwätzerin nicht! Therese ist eine geschworene Feindin der Ehe."

„Du meinst so, Jan? Ich habe dagegen vorausgesehen, daß sie endlich doch heirathen wird. Ihr scheinbarer Widerwille gegen die Ehe war nur eine Folge ihres Hochmuths und der Bitterkeit ihres Naturells; aber auf dem Grunde ihres Wesens liegt ein geheimes, jedoch starkes Verlangen, den Namen der Mutter zu tragen. Hat sie nicht allezeit eine besondere Liebe zu kleinen Kindern gezeigt? Sie, die allen andern Dingen gegenüber so lieblos ist?"

„Das ist gleich, Marie; ich werde keine Ruhe haben, ehe die Last von meinem Herzen ist."

„Glaube mir, Bruder, es ist Therese, die man verheirathen will. Bottewals Notar hat es Madame Kwas selbst gesagt.“

„Ah, das gibt mir den Athem wieder!“ rief Jan Blondeel, während er lächelnd sich auf eine Bank in dem Pavillon sinken ließ. „Du kannst gar nicht glauben, Schwester, welche Angst mich befallen hat, seitdem ich dem Notar begegnet bin. Er vermochte mir nicht zu sagen, welche der beiden Töchter von Romys es wäre, die heirathen sollte. Ich sah bereits vor meinen Augen unsere gute Hermina zu demselben Loose, zu demselben schrecklichen Leben, wie unsere arme Schwester Julia verurtheilt. Hätte ich unterwegs weinen dürfen, mir dünkt, ich hätte mitten auf der Straße Thränen vergossen. Denn, Marie, wenn der Tyrann Romys einmal beschlossen hat, seine Tochter Hermina ohne Liebe, ja ohne die geringste Neigung, mit einem der andern groben Geldsäcke von Darlingen zu verheirathen, so könnten wir sein Vorhaben wohl hartnäckig bekämpfen; aber wer sagt uns, daß wir über den starrköpfigen Mann Meister würden?“

„Ich wagte es selbst nicht zu hoffen,“ antwortete das Fräulein mit einem Seufzer. „Mir dünkt, Bruder, wir würden sehr weise daran thun, die Lehre nicht zu verkennen, welche uns durch des Himmels Fügung zu Theil geworden ist. Die Heirath von Therese ist, ohne uns in's Einvernehmen zu ziehen, beschlossen worden. So könnte es vielleicht gleichfalls gehen, wenn Herr Romys seine jüngste Tochter verheirathen wollte. Ihr Vater mißtraut uns wirklich. Nach Therese kommt natürlich die Reihe an Hermine.

Wer weiß, ob man nicht bereits deßhalb besondere Absichten hat?“

„Du erschreckst mich, Schwester.“

„Es ist Grund dazu vorhanden, Jan, Grund vorhanden.“

„Sieh, wenn davon die Rede wäre, ich würde es verhindern, und müßte ich Schreckliches, Unerhörtes thun!“

„Du willst meinen Rath nicht gutheißen, Bruder,“ fuhr das Fräulein in eindringlichem Tone fort. „Ich glaube jedoch, daß darin das einzige Mittel liegt, unsere gute Hermina vor solchem Unglück zu bewahren. Du mußt dem drohenden Geschick vorbeugen, nach Darlingen gehen und für Ernst de Cock um die Hand von Hermina anhalten.“

„Aber sie ist noch viel zu jung, Maria.“

„Je jünger, desto besser. Warum den Frühling des Lebens vorübergehen lassen? Warum warten, bis das Herz zu kalt wird, um eine völlige und dauernde Neigung aufkommen zu lassen?“

„Ja, ja, Schwester, das ist Alles recht; aber wenn man heirathet, muß man doch ein Fortkommen in der Welt haben. Daß es gerade großer Schätze bedarf, um in der Ehe glücklich zu sein, das will ich nicht behaupten; aber der Mann muß doch wissen, wie er seine Frau mit Ehren ernähren kann. Ernst de Cock . . .“

„Höre, was Vater Cats darüber schreibt,“ unterbrach ihn das Fräulein. „Was gibt dem Gute seinen Werth? Süß ist's, wenn man's gemeinsam mehrt!“ Und an einer andern Stelle: „Des Mann's Gewinn zeugt Freundes

Sinn." Er hat Recht, Jan: kein süßeres Geld, als das, welches Mann und Frau durch vereinigte Sorge gewinnen. Ein solches Vermögen ist ein anderes Band zwischen Ehegatten, als das blos ererbte Gut, dessen besondern Ursprung beide jederseits ihr Leben lang im Gedächtniß behalten."

„Ich habe großes Vertrauen auf Ernsts Zukunft," fuhr Jan Blondeel fort, „aber wie bringen wir Romys dazu, daß er einwilligt, seine Tochter einem jungen Mann ohne Vermögen zu geben? Er, der Nichts kennt, als Geld? Ich habe meine vormundschaftliche Rechnung für Ernst gestellt und kann trotz aller meiner Mühe nicht herausfinden, daß ihm mehr als zwanzigtausend Francs übrig bleiben."

„Muß es sein, so sage Romys, daß wir uns für Hermina's Glück verantwortlich machen. Im Nothfall werden wir Ernst genügende Summen vorschießen, damit er sein Geschäft mit Aussicht auf glücklichen Erfolg beginnen kann. Wir müssen Alle Etwas thun, um die theure Hermina vor einem Leben voll Betrübniß und Schmerz zu behüten. Und Romys, der zu befürchten hat, daß wir aus Erbitterung unser Vermögen Jemand anders, als seiner Familie hinterlassen könnten, wird sich wohl beugen müssen, wenn Du nur auf Deinem Kopfe bestehst."

Herr Blondeel stützte das Kinn in tiefem Nachdenken auf den Knopf seines Stockes. Nach einer Weile sagte er:

„Du läufst so schrecklich schnell, Marie. Wir wissen noch nicht einmal, ob die jungen Leute einander lieben."

„Ha, ha," lachte das Fräulein, „Du sprichst gegen Deine eigene Ueberzeugung."

„Es ist viel Schein dafür, ich gestehe es; aber der Schein ist noch keine Gewißheit."

„Bekümmere Dich deßhalb nicht, Bruder. Soll ich Dir einmal Etwas sagen? Sie lieben sich seit dem Tage, da sie hier in diesem Garten einander zum ersten Mal gesehen haben. Die Frauen verstehen dieß besser, als die Männer. Und was ist daran zu verwundern? Beide jung, schön, gefühlvoll und poetisch von Gemüth. Ist es nicht, als ob Gott sie selbst zusammengeführt hätte, um eine auserwählte und glückliche Ehe daraus hervorgehen zu lassen? Und siehe die Briefe von Ernst, und höre die Sprache von Hermina. So lange Zeit sie auch fern von einander sind, so ist ihre Erinnerung noch so lebendig und frisch, als den ersten Tag nach seiner Abreise."

„Es ist etwas Wahres in dem, was Du sagst, Marie."

„Nun, Bruder, war es nicht seit jener Zeit der schönste Traum unseres Lebens, unsere Hermina mit dem Sohne Deines besten Freundes, des guten aber unglücklichen de Cock selig einst verheirathet zu sehen?"

„Gewiß, gewiß. Doch ist die Zeit noch nicht gekommen, diesen Traum zu verwirklichen."

„Du wirst drei Glückliche machen, Jan. Hermina und Ernst hienieden, und dort oben Deinen Freund, welcher im Himmel jubeln wird über die fröhliche Zukunft, die Du seinem einzigen Kinde erschließest."

Herr Blondeel schien gerührt und brachte den

Finger an das Auge. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte er:

„Da ist noch Etwas, was mir ganz und gar nicht beruhigend erscheint, Marie. Seitdem Ernst in London weilt, um daselbst seine Kenntnisse in Bezug auf große öffentliche Bauten zu vervollkommnen, athmen seine Briefe eine so heftige Begierde nach Geld und Gut, und er spricht mit solcher Begeisterung davon, sich ein Vermögen zu machen, daß ich zu zweifeln beginne, ob nicht Geldgeiz ein Trieb ist, der in ihm verborgen lag und sich nun plötzlich mit ungewöhnlicher Kraft entwickelt."

„Was denkst Du, Bruder?"

„Und wenn nun das Vermögen von Hermina's Eltern der Neigung, welche Ernst zu ihr kund gibt, nicht fremd wäre?"

„Ei, Jan," lachte das Fräulein, „was setzest Du Dir da für Grillen in den Kopf? *) Begreifst Du nicht, was Ernst die scheinbare Geldgier einflößt? Ist es nicht die Hoffnung, durch seine Arbeit und durch seinen Fleiß eines der Mittel zu erlangen, um das Hinderniß des Vermögens wegzuräumen, das so drohend zwischen ihm und Hermina sich erhebt?"

„Ich nehme an, Marie, daß Du Dich wahrscheinlich in Deiner Meinung nicht betrügst. Dennoch will und muß ich darüber meine Beruhigung haben. Durch die Kunde von Theresens bevorstehender Heirath erregt, habe ich unterwegs über Ernst und Hermina nachgedacht. Ich habe mir vorgenommen, Ernst

---

*) Im Texte: Welche Mäusenester setzest Du Dir in den Kopf. A. d. U.

auf die Probe zu stellen. Besteht er diese Prüfung zu meiner Zufriedenheit, so werde ich sogleich seine Heirath mit meinem Pathchen einzuleiten suchen."

„Ha! Du wirst um ihre Hand für Ernst anhalten?"

„Nein, so plötzlich nicht. Morgen Nachmittag will ich mich wohl nach Darlingen begeben, um zu sehen, was dort vorgeht. Therese ist allerdings nicht freundlich; aber sie ist auch das Kind unserer armen Schwester; und ist ihr Charakter wunderlich, so trägt ihr Vater allein die Schuld daran. Das arme Mädchen ist eben so, wie man sie gemacht hat. Vielleicht kann ich dort Etwas für sie thun. Ich werde Ernst mit nach Darlingen nehmen und ihn im Hause von Romys einführen. Es ist ein Anfang; durch wiederholte Besuche werde ich darnach trachten, unsern Schwager günstig zu stimmen, und ich werde dann auch nach einiger Zeit ihm unsern Wunsch und unsere Absichten erklären. Du begreifst, Schwester? Herr Romys ist doch Hermina's Vater, und es wäre besser, ich könnte ihm mit Sanftmuth beikommen, als daß ich zu Zwangsmitteln meine Zuflucht nehmen müßte. Es wird wohl gehen, denke ich, wenn Ernst die Probe nur nach Gebühr besteht."

„Aber welche Probe denn, Bruder?" rief Fräulein Marie mit einem Ausdruck von Besorgniß auf ihrem Angesichte.

„Ganz einfach, Marie; ich werde ihm auf einen Augenblick den Glauben beibringen, das Herr Romys schlechte Geschäfte gemacht hat, und Hermina's Eltern ihr Vermögen verloren haben. Ich werde ihm in

die Augen sehen und zu ergründen suchen, welchen Eindruck diese Botschaft auf sein Gemüth macht."

„Du wirst ihn unglücklich machen!" rief das Fräulein.

„Nein, nein; aber ich werde mit Gewißheit erfahren, wie weit das Vermögen der Romys an Ernsts Neigung zu Hermina Antheil hat. Es ist nothwendig, Schwester; und ich bitte Dich, willst Du ihr Glück beschleunigen, so hindere mich nicht an dieser Probe. Wenn Ernst nach Hermina fragt, oder von ihr spricht, sage wenig, gib einige Betrübniß vor und laß mich machen. Wenn es Zeit ist, werde ich ihn in den Saal führen und ihm die falsche Kunde mittheilen."

Sie wechselten noch einige Worte über dieses sonderbare Vorhaben. Herr Blondeel blieb so unbeugsam bei seinem Entschlusse, daß seine Schwester endlich versprach, Nichts zu reden oder zu thun, was der Ausführung seiner Absicht etwa hinderlich sein könnte.

Während sie so mit einander redeten, kam, nicht fern von ihrer Wohnung, ein junger Mann die steile Straße heraufgestiegen. Es mußte ein Reisender sein, denn trotz des heißen Wetters trug er einen Oberrock über dem Arm, und einen Regenschirm, in einem ledernen Futteral steckend, in der Hand. Auch sein Anzug, obwohl gut stehend und von hübschem Schnitt, hatte etwas Fremdes in Form und Stoffe. Selbst sein junger Backenbart, schwarz und sanft gekräuselt, schien durch seine Breite auf den Wangen anzudeuten, daß er von jenseits der See herkam. Kein Wunder also, daß die Vorübergehenden ihn für einen englischen Gentleman aus angesehenem Hause hielten,

denn es lag in der That auf seinem schönen Gesichte ein Anflug von Adel und Ernst, welcher glauben ließ, daß Geist und Denkkraft dieses hübschen jungen Mannes mehr entwickelt waren, als die Zahl seiner Jahre mit sich brachte. Vielleicht trugen seine großen schwarzen Augen, sein dunkles Haar und sein dicker Backenbart viel dazu bei, ihm dieses Aussehen zu geben, denn im Uebrigen war er von sehr hohem Wuchse, und seine Glieder hatten die zarte Anmuth der ersten Jugendblüthe.

An der Wohnung Herrn Blondeels angelangt, blieb er vor dem Gitter stehen und richtete einen langen Blick nach dem Garten, während ein stilles, doch inniges Lächeln sein Gesicht erhellte, als redete dieser Ort eine ganz besondere Sprache, welche ihn bis in das Innerste des Herzens rührte.

Plötzlich entschlüpfte ihm ein Freudenruf und er eilte mit offenen Armen auf Personen zu, welche aus der Tiefe des Gartens ihm entgegen gelaufen kamen.

„Herr Blondeel! Fräulein Marie! Der gute Ernst! Willkommen! Gott sei gelobt, daß er mich Sie gesund und wohl wieder sehen läßt!" ertönte zwischen den wiederholten Umarmungen.

Aber kaum hatte man einige Glückwünsche gewechselt, so schaute Ernst mit einem gewissen kummervollen Verlangen im Garten herum und nach dem Hause, und sah dann den Bruder und die Schwester fragend an.

„Ah!" rief Jan Blondeel, „ich will eine Flasche Morgenwein holen. Es muß ein gutes Glas auf Deine Rückkehr getrunken werden."

Und als wollte er der Antwort auf die deut-

liche Frage des Jünglings ausweichen, eilte er in das Haus, nachdem er noch durch ein Zeichen seine Schwester zur Aufmerksamkeit ermahnt hatte.

Einige Augenblicke nachher kehrte er mit der Magd zurück, welche einen Korb auf den Tisch des Pavillons stellte und dann vor Verwunderung die Hände zusammenschlug und den Jüngling sehr lebhaft begrüßte. Sie erkannte ihn nicht mehr; es war ein vollkommener Engländer, doch hatte er dabei Nichts verloren, denn ihr zufolge zeigte er nunmehr das Aussehen von mindestens einem Baron, wo nicht von einem Prinzen.

Sobald die Magd in das Haus zurückgekehrt war, schenkte Jan Blondeel die Gläser ein und rief:

„Nun, auf glückliches Wiedersehen und auf Dein Wohlergehen im Vaterlande! Aber, Ernst, mein Junge, Du siehst so nachdenklich aus. Bist Du seekrank gewesen?“

„Die See war so glatt wie ein Spiegel,“ antwortete Ernst. „Sie müssen mir vergeben, Herr Blondeel: ich glaubte das Glück zu haben, Fräulein Hermina hier zu finden; es ist schon lange her, daß ich sie zum letzten Mal gesehen habe.“

„Sie ist nicht hier. Ihre Eltern haben sie unerwartet nach Hause kommen lassen.“

„Mein Irrthum ist natürlich und entschuldbar, Herr Jan. Sie selbst haben mich nach ihrem letzten Briefe glauben lassen, daß ich sie bei meiner Ankunft hier finden würde.“

„Ich?“ rief Blondeel. „Du täuschest Dich: ich habe das nicht geschrieben.“

Der Jüngling zog seine Brieftasche hervor und sagte, während er ein Blatt Papier entfaltete:

„Nein, nein, über so Etwas kann ich mich nicht täuschen. Seit acht Tagen habe ich es wohl hundertmal gelesen. Die Nachricht von Deiner Rückkehr hat uns Alle überglücklich gemacht; meine Schwester und Hermina haben vor Freude geweint. Sie war also hier, als Ihre Hand die lieben Worte dem Papier anvertraute?"

„Habe ich das geschrieben, so kann ich es nicht läugnen," brummte Blondeel, indem er verlegen die Achseln zuckte.

„Es ist wahr, Ernst, wir haben Freudenthränen vergossen," sagte das Fräulein. „Du weißt, daß Hermina Dir eine aufrichtige Freundschaft widmet. Tröste Dich über ihre Abwesenheit: Du wirst sie sehen, ehe die Woche zu Ende ist."

„Nun, Herr Jan," sprach der Jüngling, sein Glas nehmend, „entschuldigen Sie diesen Augenblick von Verdruß. Er ist vorüber. Ich trinke auf Ihre Gesundheit und auf die Gesundheit des guten Fräuleins Marie. Möge Gott meine feurigen Gebete erhören und den edelmüthigen Wohlthätern des armen Verwaisten ein langes, glückliches Leben gewähren!"

Ernst hatte diese letzten Worte mit so innigem und wahrem Gefühle gesprochen, daß ihm das Fräulein gerührt die Hand drückte. Wiederum brachte Herr Jan den Finger an die Augen, denn er hatte die Schwäche, in Bezug auf gewisse Dinge sehr weichherzig und leicht erregbar zu sein.

Gegen seine Bewegung ankämpfend, setzte er sich bequemer auf der Bank des Pavillons zurecht, streckte die Füße aus und sagte:

„Nun, nun, laßt uns um Gotteswillen in der

frohen Stunde Deiner Rückkehr nicht traurig werden. Haben wir über ernstliche Dinge zu sprechen, so wollen wir es auf später verschieben. Nun, Ernst, erzähle uns Etwas von Deiner Reise, oder lieber von Deinem Aufenthalt in England. Bist Du dort glücklich gewesen?"

„So viel man glücklich sein kann, fern von Personen, die uns theuer sind. Ja, Herr Jan, sehr glücklich," antwortete der junge Mann. „Ich habe Grund zu hoffen, daß mein Aufenthalt in der Hauptstadt des gewerbsamsten Volkes der Erde mich mit den nöthigen Kenntnissen und der nöthigen Erfahrung ausgerüstet hat, nicht allein, um meinem Vaterlande nützlich zu werden, sondern auch um reichlich das Vermögen zu gewinnen, welches das Schicksal meinem unglücklichen Vater geraubt hat. Ich bin drei Jahre lang der vertraute Schüler und, so zu sagen, der Freund des berühmten Stephenson gewesen. Der Brief von dem guten Herrn Masui hat ihn so günstig für mich gestimmt, daß er mich beinahe wie seinen eigenen Sohn behandelte. Er hat alle seine Entwürfe, alle seine Zeichnungen, alle seine Gedanken sogar mir zur Verfügung gestellt; er hat mich nach allen Orten gesandt, wo die Ausführung großer Werke zur Vollendung meiner Studien beitragen konnte. Ich habe ihn in unzählige Fabriken und gewerbliche Etablissements begleitet. Er hat mir nicht allein die Geheimnisse von deren Einrichtungen in Hinsicht auf die Werkzeuge erklärt, sondern sich sogar die Mühe gegeben, mich zu unterweisen, wie man in finanzieller Beziehung die Mittel zur Ausführung der wichtigsten Unternehmungen gewinnt . . . Und dieß Alles für

einen fremden Jüngling, welcher keinen andern Anspruch auf Protektion, als einige Zuneigung besaß, welche er diesem edelmüthigen Engländer eingeflößt hatte."

„O, Du mußt ihm dankbar bleiben, Ernst," sagte Jan Blondeek mit einer Stimme, welche erkennen ließ, daß er wiederum tief bewegt war.

„Ihm dankbar bleiben?" wiederholte Ernst de Cock. „Es sind drei Namen in mein Herz gegraben; ich werde sie noch auf meinem Todtenbette mit meinem letzten Gebete aussprechen. Einer dieser Namen ist der Stephensons; die andern sind die Namen derer, welche mir Vater und Mutter zurückgaben, die ich leider so frühzeitig verloren habe."

Fräulein Marie wandte den Kopf ab, um eine aufsteigende Thräne zu verbergen; Jan Blondeel zog sein Taschentuch und fuhr damit über Stirne und Augen, als hätte er sich den Schweiß abgetrocknet. Dann sprach er mit einer Stimme, welcher er einen leichten Ton zu geben sich bemühte:

„Wie heiß es heute ist! Ich bin da zu schnell gegangen; ich glaube, es ist mir auf das Gehirn gefallen ... Also, Ernst, Du hast gute Hoffnung, daß es Dir gelingen wird?"

„Ja, Herr Blondeel, ich bin dessen fast gewiß: an Muth soll es mir zum Mindesten nicht fehlen. Bedenken Sie, daß ich sehr viele Geheimnisse von Fabrikgeschäften kenne, welche hier noch mit sehr unvollkommenen Werkzeugen oder nach veraltetem System betrieben werden. Ich werde die Einrichtungen verbessern; ich werde neue Etablissements aufführen; ich werde Actiengesellschaften bei meinen Unterneh-

mungen gründen. Ach, wenn ich nur die Ausführung einer einzigen Eisenbahn bekomme, bin ich auf einmal beinahe reich!"

„Ja aber, Ernst, Deine Hoffnung kann Dich auch täuschen. Es dürfte wohl viel langsamer gehen, als Du glaubst."

„Allerdings, Herr Jan, ich werde vielleicht Zeit bedürfen, um das Vertrauen der Leute zu gewinnen; ich kann Unglück haben, auf Opposition stoßen, ich weiß es; aber was macht dieß? Einmal wird es mir doch gelingen, das Vermögen zu erwerben, welches das Ziel aller meiner Bestrebungen ist."

Ueber das Gesicht von Herrn Blondeel zog eine Wolke von Unzufriedenheit.

„Du hast also ein so großes Verlangen, Geld zu gewinnen?" sagte er. „Das Geld ist doch nicht die einzige Quelle des Glücks."

„Ich weiß nicht, wie Andere darüber denken," antwortete der junge Mann mit einer gewissen Begeisterung. „Vielleicht habe ich Unrecht; aber in meinen Augen ist das Geld, ist das Vermögen eine wahre Macht, geschickt um alle Hindernisse hinwegzuräumen, welche einen Menschen in seiner Laufbahn aufhalten können. Es ist eine Quelle der Zufriedenheit, der Erhebung und des Glücks auf dieser Welt. O, daß ich einst reich werden könnte, und ich werde Gott für diese höchste Wohlthat preisen!"

Jan Blondeel preßte die Lippen zusammen und schien über die begeisterte Rede des jungen Mannes verdrießlich. Er schüttelte eine Weile stillschweigend den Kopf, und sagte dann, von der Bank aufstehend:

„Ernst, ich habe Dir Etwas zu sagen, das Dich wahrscheinlich betrüben wird; aber es verdüstert mir den Geist und muß vom Herzen. Beliebt es Dir, mir zu folgen; ich möchte Dich gern allein sprechen."

Fräulein Marie warf ihrem Bruder einen flehenden Blick zu, als wollte sie ihn bitten, Ernsts Gefühle so sehr als möglich zu schonen. Der junge Mann erhob sich und folgte stillschweigend seinem Beschützer nach einem Zimmer des Hauses.

Hier setzte sich Jan Blondeel.

„Nimm Platz, Ernst, ich habe Dir eine schlimme Kunde mitzutheilen; aber beunruhige Dich deßhalb nicht, denn sie betrifft Dich in keinem Fall. Vielleicht wird es Dich aber dennoch schmerzlich überraschen, da das Unglück, wovon ich sprechen will, eine Person berührt, für welche Du dieselbe Neigung hegst, wie sie für Dich empfindet."

„O Himmel, was wollen Sie mir sagen?" rief Ernst mit ängstlicher Beklommenheit.

„Bleib' ruhig und halte Dich stark, mein Freund. Das Unglück ist folgendes. Herr Romys, mein Schwager, hat schlechte Geschäfte gemacht, indem er in den Fonds spielte. Er hat beinahe sein ganzes Vermögen verloren; Hermina ist beinahe arm geworden."

Dieß sagend, richtete er sein Auge mit durchdringendem Blick auf das Gesicht des jungen Mannes, das eine Weile bewegungslos blieb, worauf aber bald ein seltsames Lächeln des Glückes zum Vorschein kam. Dieses Lächeln war jedoch flüchtig wie ein Blitzstrahl und verging eben so schnell, um einem Ausdruck von Betrübniß Platz zu machen.

„Arme Hermina,“ seufzte Ernst, „welchen Kummer muß sie haben!“

„Aber, aber, Du hast gelacht?“ sprach Jan Blondeel in strengem Ton. „Was hat dieß zu bedeuten? Könntest Du gefühllos für das Unglück von Hermina's Eltern sein?“

Der Jüngling erbleichte und murmelte in großer Verlegenheit einige undeutliche Entschuldigungen.

„Nun, sprich. Warum lachtest Du bei einem so traurigen Mißgeschick?“

Ernst blieb still und schien nach einer unauffindbaren Antwort zu suchen.

„Das habe ich mir nicht denken können!“ murmelte Jan Blondeel in einem Ton bittern Tadels.

Noch eine Weile blieb der junge Mann stumm; aber dann erhob er plötzlich den Kopf und sprach ruhig, mit klarem, entschlossenem Blick:

„Es sei denn so. Ich bin kein Kind mehr; Sie sind mein Wohlthäter; ich habe gegen Sie die Pflicht der Aufrichtigkeit zu erfüllen. Nun denn, Herr Blondeel, ich will mein Herz vor Ihnen eröffnen. Sie sollen erfahren, welches der Grund des Verlangens nach Gelderwerb ist, das Sie an mir so sehr zu verwundern scheint; und dann werden Sie zugleich wissen, wie es möglich war, daß ein Lächeln bei einer so verhängnißvollen Nachricht auf meine Lippen treten konnte. Ich war bestimmt, die Rechte zu studiren und Advokat zu werden, und hatte bereits in der Vorbereitung für diesen Beruf einen ziemlichen Weg zurückgelegt. Erinnern Sie sich, daß ich damals das Glück oder Unglück hatte, einen ganzen Tag hier in Gesellschaft von Hermina zuzubringen.

Ich war empfindsam; ich empfing eine Wunde im Herzen . . . ich war muthig, vertrauensvoll auf die Zukunft, und ich wagte zu träumen, es könnte für mich ein Mittel geben, um einmal die Hand derjenigen zu erlangen, deren Schönheit, deren süße Anmuth einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Gemüth gemacht hatte. Ich habe geglaubt, ich habe vielleicht irrthümlich geglaubt, daß Sie, Herr Blondeel, daß Ihre gute Schwester meinen Wünschen geneigt wären. Können Sie über mich lachen? Ich wollte Hermina's würdig werden, mich zu ihr erheben, ein Vermögen schaffen, damit sie ihre Neigung zu einem armen Geschöpf nicht zu beklagen hätte; ich wollte mir das Recht erwerben, um mir von ihrem Vater deren Hand zu erbitten. Darum bin ich Ingenieur geworden; darum bin ich nach England gegangen, darum regt sich in mir so lebhaft die Begierde nach Geld. Anders hat das Geld für mich keinen Werth. Begreifen Sie nun, Herr Blondeel, warum aus meinem Herzen ein Lächeln aufsteigen konnte? Alle Hindernisse fielen vor meinen Augen weg. Ich sollte also für sie arbeiten, mich abmühen und plagen können. Ihr Glück auf Erden sollte mein Werk, mein Werk allein sein. Ja das Lächeln auf meinen Lippen war eine Thorheit, ein Unrecht vielleicht; aber vergeben Sie die Regung der Selbstsucht dem Feuer meiner Liebe zu Hermina!"

Statt aller Antwort sprang Jan Blondeel dem Jüngling an den Hals und rief, während ihm Thränen aus den Augen rollten:

„Du guter, edler Ernst! Es ist unwahr, was ich Dir sagte. Ich wollte nur die Uneigennützigkeit Deiner Liebe auf die Probe stellen. Herr Romys hat Nichts verloren. Aber es ist gleich; Hermina soll Deine Braut werden. Sie soll, sie muß."

Die Thüre des Zimmers wurde geöffnet, und Fräulein Marie rief herein:

„Meine Herren, meine Herren, der Tisch ist gedeckt!"

Als sie jedoch Ernst von den Armen ihres Bruders umschlossen sah, entschlüpfte ihr ein Freudenruf und sie kam frohlockend in das Zimmer gelaufen.

„Nun, nun?" fragte sie.

„O, Marie, er hat die Probe so siegreich bestanden!" jubelte Jan Blondeel. „Richte Deine Hochzeitgeschenke, Schwester; denn ehe ein halbes Jahr vergangen ist, soll er der Gatte und Beschützer unserer Hermina sein!"

Das alte Fräulein schlang dem Jüngling mit lautem Freudenrufe ihre Arme um die Schulter und würde wahrscheinlich die Bezeugung ihrer frohen Theilnahme noch länger fortgesetzt haben, aber Jan Blondeel rief lachend aus:

„Kommt, kommt, das ist doch kein Grund, um das Essen kalt werden zu lassen; man kann auch bei Tische sprechen. Ha, da wollen wir bei dem Nachtische eine Flasche von unserem guten Hermitage daraufsetzen! Ein schöner Tag in meinem Leben!"

Dieß sagend, schob er mit fröhlicher Gewalt seine Schwester und Ernst aus dem Zimmer in den Speisesaal.

IV.

Der gefürchtete Tag war gekommen, und der verhängnißvolle Augenblick nahte.

Hermina stand in ihrem Schlafzimmer, mit der Hand auf die Console sich stützend, und unsicher vor sich hinstarrend. Von Zeit zu Zeit schüttelte sie fast unmerklich den Kopf und stieß einen dumpfen Seufzer aus. Ihre Wangen waren bleich, ihre großen blauen Augen unstet und glanzlos. Gewiß hatten die Drohungen ihres Vaters und die Ueberzeugung von seiner Unerbittlichkeit ihr die nöthige Stärke verliehen, ihre Thränen zurückzuhalten; denn auf ihren Wangen war nichts davon zu sehen, daß sie geweint hatte. Waren aber diese Spuren des Schmerzes auf ihrem Gesichte nicht vorhanden, so zeugte es doch durch sein bleiches Aussehen und durch die Abspannung seiner Züge von einer endlosen Verzweiflung und von tiefer Bangigkeit. Es war eine peinliche Arbeit, womit sie eben fertig geworden: auf ihres Vaters Befehl hatte sie ihre reichsten Kleider angelegt und sich schön und reizend zu machen gesucht, um dem Manne zu gefallen, welcher in wenigen Augenblicken kommen und um ihre Hand anhalten sollte. Während sie so bewegungslos dastand, dachte sie mit klopfendem Herzen an Onkel Jan, an Tante Marie und an Ernst. Ihre Lippen bebten; ein konvulsivisches Zittern lief über ihr Angesicht. Es war ihr, als ob sie in diesem Augenblick ein letztes und feierliches Lebewohl den Freunden ihrer Jugend zuriefe und zugleich allem Trost und allem Glück ent-

sagte. Strömten bei diesen marternden Gedanken auch keine Thränen über ihre Wangen, so weinte das arme Mädchen dennoch viel und bitterlich in ihrem Innern. Sie wollte sich unterwerfen, dem Willen ihres Vaters Gehorsam leisten; aber ach, was kostete sie es nicht, ihr ganzes Sein zu opfern, zu vernichten, um die Genossin eines Mannes zu werden, welcher gefühllos genug schien, um die Heirath als ein Handelsgeschäft anzusehen. Es war in der That nur das Vermögen beider Familien, welches eine Verbindung unter sich eingehen sollte; sie, die zärtliche, fröhliche Hermina war nur der Vorwand, das Mittel zu dieser Verbindung. Welches Leben stand ihr in Aussicht, ihr, die geboren war, um zu lieben! Doch das Loos war gefallen; es gab keinen Ausweg mehr: das Schlachtopfer mußte demüthig den Hals beugen und auf jede Hoffnung verzichten.

Während Hermina in solche düstere Gedanken verloren war, trat ihre Mutter in das Zimmer. Auf dem Gesichte der alten Frau war gleichfalls gänzliche, jedoch schmerzvolle Gelassenheit zu lesen. Mit tiefer Muthlosigkeit, welche sie unter einem erheuchelten Vertrauen zu verbergen sich bemühte, sprach sie zu ihrer Tochter:

„Sei nicht so ängstlich, mein Kind; es wird besser gehen, als wir denken.“

„So jung sein und bereits den letzten hellen Tag meines Lebens schauen,“ seufzte das Mädchen.

„Nein, nein, Du siehst die Sache zu schwarz an, meine arme Hermine. Ich habe im Gegentheil die feste Hoffnung, das es glücklich ausfallen wird!“

„Glücklich!“ wiederholte Hermina mit schmerz-

lichem Spotte. „Glücklich mit einem Manne, den ich nicht kenne? der keinen Werth auf meine Neigung legt und beschließt, daß ich seine Frau werden soll, ohne zu wissen, ob ich ihn jemals werde lieben können? O, mein Gott, es ist mir, als würde ich verkauft, um in ewiger Sclaverei zu leben."

Es glänzte eine Thräne in ihren Augen. Die alte Frau faßte erschrocken ihre Hand.

„Hermine, ach, mein Kind, bezwinge Deinen Schmerz!" bat sie. „Wenn der Vater bemerkt, daß Du geweint hast, so geräth er in Wuth und wird uns in Gegenwart von Herrn Pottewal erniedrigen! Er wird es uns nimmer vergeben!"

„Sei ruhig, Mutter," antwortete das Mädchen in einem gramvollen Ton der Unterwerfung. „Es ist die letzte Thräne. Der Vater soll mit uns zufrieden sein. Ich weiß, daß Nichts übrig bleibt, als zu gehorchen; ich bin völlig bereit . . . gleich einem armen, machtlosen Lamme, das man nach der Schlachtbank . . ."

„Nein, sprich nicht so!" rief die Frau, indem sie ihr ängstlich die Hand auf den Mund legte. „Ich gleichfalls, ich darf nicht weinen; warum also mein Herz so unbarmherzig zerreißen?"

Und den Ton ihrer Stimme mäßigend, sprach sie:

„Hermine, Du hast Unrecht, glaube mir. Als ich diesen Morgen aus der Kirche zurückkehrte, bin ich bei Madame Kandels gewesen. Sie ist die leibliche Nichte von Herrn Pottewal und sie kennt all sein Thun und Lassen seit ihrer Kindheit. Ihr zufolge ist Franz Pottewal ein einfacher, sanftmüthiger Mann; er ist nicht geizig und im Allgemeinen kein Feind

des Vergnügens. Er hat viele Freunde: böse Menschen haben keine Freunde. Er ist reich und edelmüthig; er wird sich bestreben, Dir das Leben zu versüßen, und Du wirst ihn um seiner Güte willen lieb gewinnen."

Das Mädchen schwieg; wahrscheinlich waren ihre Gedanken anderswo, und sie hörte nur zur Hälfte die tröstenden Worte ihrer Mutter.

„Komm', Hermine," fuhr die Frau fort, „es wird Zeit, daß wir hinunter gehen; der Café ist bereit und man erwartet jeden Augenblick Herrn Pottewal. Halte Dich gut und muthvoll, der Vater ist in übler Laune; er scheint zu fürchten, Du möchtest ihm Grund zum Zorne geben . . . Aber, Kind, warum hast Du Dein Haar nicht mit mehr Sorgfalt geordnet? Und Dein Halstuch, wie ist es so zur Seite geworfen? Du mußt die schöne Brosche anstecken, welche Onkel Jan Dir vergangenes Jahr gegeben hat."

Mit diesen Worten brachte sie eilig Haar und Anzug ihrer Tochter mehr in Ordnung und heftete ihr das glänzende Juwel an die Brust. Hermina ließ sie gewähren und antwortete nur durch bange Seufzer, die aus ihrem Busen aufstiegen.

Der Klang der Hausglocke machte beide Frauen zittern und erbleichen.

„O, da ist er," rief das Mädchen, aus ihrem Traum erwachend.

„Beeile Dich, komm', Hermine," rief die Frau, ihre Tochter an der Hand fassend, um sie aus dem Zimmer zu führen.

„Noch einen Augenblick; laß mich ein Bischen

Muth schöpfen; ich zittere, ich wanke auf meinen Beinen," flehte die bestürzte Hermine.

Am Fuß der Treppe erklangen die drohenden Töne einer scharfen Stimme; es war Therese, welche rief:

„Hermine, willst Du sogleich herunter kommen? Der Vater ruft Dich!"

„O Himmel, der Vater ruft Dich!" wiederholte die Frau ängstlich. „Er wird böse werden. Ich flehe Dich an, mein Kind, wenn Du Deine Mutter lieb hast, sei stark und bezwinge Deine Betrübniß!"

„Es sei denn so!" seufzte das Mädchen. „Mein Loos ist entschieden. Fahre wohl, Du Traum des Lebens! Komm', Mutter, Du wirst zufrieden mit mir sein."

Sie stiegen die Treppe hinab und begaben sich in den Saal, wo sie sich der besprochenen Uebereinkunft gemäß am Tische niedersetzten, um sich zu geberden, als ob sie schon eine Weile am Cafétrinken wären. Therese hatte bereits ihren Platz eingenommen. Sie, die gewöhnlich mit wenig Sorgfalt gekleidet war, hatte sich heute ungewöhnlich aufgeputzt, und zu diesem Zweck alle die Geschenke von Onkel Jan und Tante Marie aus dem Schranke geholt. Sie schien in aufgeräumter Stimmung und ihre Wangen waren nicht so farblos, wie sonst. Der Ausdruck ihres Angesichtes, worauf ein undeutliches Lächeln schwebte, stach auffallend gegen die niedergeschlagene und traurige Miene Hermina's ab. Sie äußerte einige bittere Scherze und Spöttereien über das, was sie das kindische Wesen ihrer Schwester nannte; aber diese gab keine Acht darauf, ganz versunken, wie sie

war, in die Erwartung des feierlichen Erscheinens von Herrn Pottewal, der sich mit ihrem Vater in einem anstoßenden Kabinete befand und dessen Stimme man hinter der Wand des Saales murmeln hörte.

Endlich ging die Thüre auf, und Franz Pottewal, von Herrn Romys geleitet, zeigte sich unter dem Eingang in den Saal. Die Frauen erhoben sich insgesammt, gleich Leuten, welche durch die Ankunft eines unerwarteten Besuchs überrascht worden sind und sich bereiten, denselben nach Gebühr zu empfangen.

Herr Pottewal hatte das Aussehen eines Mannes, welcher bereits die vierzig Jahre passirt haben mußte, obwohl er noch nicht in dieses Alter gelangt war. Sein Gesicht war weder schön noch häßlich; er hatte volle, runde Wangen, einen großen Mund und glanzlose Augen. Ein einfältiges, beinahe albernes Lächeln spielte auf seinen Lippen.

Auf den ersten Blick ließ sich über das Naturell und den Verstand dieses Mannes ein Urtheil fällen. Verriethen seine Züge Nichts von starken Leidenschaften, oder Feinheit des Geistes, so ließen sie zugleich auf die Abwesenheit jeder Arglist schließen und erregten den Gedanken, daß er zum Mindesten gutmüthig sein müsse.

Sein Anzug vermochte wenig zu diesem Urtheil beizutragen; denn es war augenscheinlich, daß er sich für diese Gelegenheit auf eine ihm ungewohnte Weise ausstaffirt hatte. Sein schwarzes Festkleid schmiegte sich seinem Körper nicht an; seine weiße Halsbinde schien ihn zu erwürgen, und die weiten, strohfarbigen Handschuhe warfen noch Falten über seinen dicken Fingern.

„Meine Damen, Herr Pottewal,“ sagte Bonifacius Romys, „einer meiner Freunde, der uns die Ehre anthut, eine Tasse Café mit uns zu trinken.“

Die Frauen verbeugten sich tief.

Hermina an der Hand fassend, fuhr Romys fort: „Herr Pottewal, ich habe die Ehre, Ihnen meine jüngste Tochter vorzustellen. Es ist ein gutes und lebhaftes Kind; aber sie hat seit einigen Tagen Kopfweh und ist ein wenig unpäßlich.“

„Das Kopfweh herrscht sehr in der Stadt,“ murmelte Pottewal nicht ohne einige Verlegenheit. „Es kommt von der großen Hitze her, welche wir gegenwärtig haben. Ich hoffe, Ihre Unpäßlichkeit wird nicht von langer Dauer sein.“

„Sie sind sehr gütig, ich danke Ihnen, mein Herr,“ murmelte das leidende Mädchen fast unhörbar.

„Das ist meine Tochter Therese,“ sprach Romys. „Ein Mädchen, auf das ich in ernsten Dingen mich verlassen kann; sorgsam und pünktlich gleich der besten Hausfrau.“

„Belieben Sie Platz zu nehmen, Herr Pottewal,“ sagte Therese, einen Stuhl an den Tisch schiebend. „Es ist eine große Ehre für uns, daß Sie uns einen Besuch machen. Seien Sie willkommen.“

Pottewal wandte sich, ohne dieser Einladung Folge zu leisten, zu Madame Romys und begann einige freundliche Worte zu wechseln; aber Bonifacius unterbrach ihn und rief:

„Nun, wahrlich, warum stehen bleiben? Kommt, setzt Euch nieder; wir können unter dem Cafétrinken ebenso gut Bekanntschaft mit einander machen.“

Man hatte bereits zwei oder drei Mal den warmen

Trank an die Lippen gebracht, ohne daß Jemand ein Wort gesprochen hatte. Pottewal hielt die Augen seitwärts auf Hermina gerichtet, welche unter seinem unbescheidenen Blick den Kopf gebückt hatte. Therese betrachtete dagegen den neuen Gast. Dieses sonderbare Stillschweigen begann Romys nicht wenig zu verdrießen.

„Ei, wie, hat man hier seine Zunge verloren?“ rief er. „Hermina, Du wirst Dein Kopfweh damit nicht los werden, daß Du da alle Fäden des Tischtuches zählst! Nun, Freund Pottewal, was sagen Sie von dem Wetter?“

„Es ist sehr heiß,“ antwortete der Andere. „Wenn nur keine epidemischen Krankheiten ausbrechen. Vorgestern versicherte man auf der Börse von Brüssel, daß die Cholera in Antwerpen sei.“

„O, mein Gott, die Cholera!“ rief Therese erschrocken.

„Nun, es ist heute kein Tag, um von solchen häßlichen Dingen zu sprechen,“ fiel Romys ein. „Wie geht es gegenwärtig mit dem Getreidehandel?“

„Ziemlich gut; es herrscht ein fortdauerndes Steigen im Preise.“

„Und Sie kaufen gewiß viel? Es ist eine günstige Zeit.“

„Viel ist das rechte Wort nicht; so Etwas, um den Handel in Gang zu halten. Ich bin kein Freund von großen Geschäften. Es bringt zu viel Sorge und Bekümmerniß mit sich.“

„Wäre ich an Ihrer Stelle, Freund Pottewal, ich steckte meine Magazine voll Getreide bis unter das Dach. Die Kartoffeln sind durch die Krankheit

fast ganz mißrathen. Warten Sie, bis der Vorrath der letzten Jahre verbraucht ist, und Sie werden das Brod im Preise steigen sehen, daß es nicht mehr zu kaufen ist. Es sind Millionen zu gewinnen!"

„Vielleicht haben Sie Recht, Herr; aber ich mache lieber meine Geschäfte in Ruhe ab."

Bonifacius Romys zuckte die Achseln und biß die Lippen auf einander, als ob er sich über den Unverstand Pottewals verwunderte.

Es herrschte wieder einen Augenblick Stille.

Madame Romys hielt die Augen unwandelbar auf Hermina gerichtet; sie durchschaute das Leiden ihres armen Kindes und suchte durch die Süßigkeit ihrer mütterlichen Blicke ihr Trost und die nöthige Stärke zu verleihen, damit sie nicht unter der Last dieses kritischen Zustandes unterliegen möchte.

Um ihren Vater nicht zu erzürnen, hatte Hermina während des bisherigen Gesprächs den Kopf aufrecht und den Blick gerade zu halten gesucht; aber das gemeine und unbedeutende Aussehen ihres künftigen Bräutigams flößte ihr eine endlose Angst ein, und wenn sie bei sich sagte, daß sie verurtheilt sei, ihr Leben an der Seite dieses Mannes zu beschließen, dann bebte ihr das Herz und sie mußte sich sogar Gewalt anthun, einem äußerlichen Zittern zu wehren. Nicht daß sie einigen Haß gegen ihn empfand; im Gegentheil, seine Gesichtszüge, obwohl grob und ohne Ausdruck, schienen ihr Sanftmuth zu verheißen, und sein Wort bestätigte diese Vermuthung . . . aber seine dicken Backen und sein großer Mund! So sehr sie sich auch bestrebte, die Aufwallung ihres Herzens zu verbergen, neben diesem unbedeutenden Gesicht stieg

vor ihrem Blicke ein anderes Antlitz auf: ein Antlitz, das von Adel, Schönheit und männlichem Muthe erglänzte. Diese Vergleichung flößte ihr Schrecken ein und versenkte sie in schmerzliches Nachsinnen.

„Hermina!" sprach ihr Vater in einem Tone, dessen verstellte Leichtigkeit seinen aufflammenden Zorn verbarg, „Hermina, Du würdest mich sehr erfreuen, wenn Du Dein Kopfweh ein Bischen vergessen wolltest. Herr Pottewal wird wohl mit Unrecht denken, Du seiest von Natur sehr still und verdrießlich. Komm, sprich ein gutes Wort mit unserem freundlichen Gaste."

Also unerwartet aufgerufen und durch ihres Vaters Befehl gezwungen, wußte das arme Mädchen nicht, was es sagen sollte und murmelte eine unverständliche Entschuldigung.

Therese drehte sich auf ihrem Stuhl hin und her und sprach geringschätzig:

„Das ist keine Art, die Freunde unseres Vaters zu empfangen, wenn es ihnen beliebt, uns mit einem Besuche zu beehren. Geben Sie keine Acht darauf, Herr Pottewal; sie hat immer solche unzeitige Grillen."

Ein zorniger Blick ihres Vaters schloß ihr den Mund, und sie begriff, daß es ihr verboten war, bei Pottewal eine ungünstige Vorstellung von ihrer Schwester zu erregen.

„Nun, Hermina, fasse Dich, Kind," murmelte Bonifacius Romys. „Laß hören, sprich."

Das Mädchen that sich die äußerste Gewalt an.

„Ich bitte Herrn Pottewal, mich gütigst zu entschuldigen," sagte sie. „Ich bekenne, daß ich sehr erregt bin. Obwohl ich mich gern aufgeräumt zeigen

möchte, fehlt es mir doch beinahe an der Kraft zu sprechen. Vergeben Sie mir, mein Herr, es wird vorübergehen."

Der schmerzliche Ton in des Mädchens Stimme und die süße Demuth ihrer Bitte schienen Herrn Pottewal zu rühren. Er suchte sie zu beruhigen und versicherte sie, daß es ihm nicht in den Sinn komme, ihr Stillschweigen übel zu deuten; aber Romys fiel ihm in's Wort und fragte:

„Sie sind gewiß ein Liebhaber von Musik, mein Freund?"

„Ziemlich," antwortete Pottewal.

Ein bedeutungsvoller Blick ihres Vaters machte Hermina begreiflich, daß man nur der Musik erwähnte, um sie in das Gespräch hereinzuziehen; sie sammelte demnach all ihren Muth und sagte:

„Da der Herr ein Liebhaber der Musik ist, so wird er wahrscheinlich auch bei der Oper: der Barbier von Sevilla sich einfinden, um den italienischen Sänger zu hören, welchem zulieb jeden Abend ganz Brüssel in das königliche Theater strömt? Welche bezaubernde Stimme, nicht wahr?"

„Ich bin nicht viel im Theater gewesen, mein Fräulein," antwortete Pottewal. „Als ich jünger war, haben meine Eltern mir es verwehrt. Außerdem sehe ich, um die Wahrheit zu sagen, nicht gern Opern. All dieß verwirrte Getrommel und Geschmetter, wovon ich Nichts verstehe, zerreißt mir die Ohren. Ich kann keine zwei Stunden im Theater bleiben, sonst schlafe ich ein."

Diese Antwort brachte Hermina in die äußerste Verwirrung und sie wußte mit dem besten Willen

von der Welt Nichts mehr zu sagen. Ihr Vater stand vor ihr und sah sie mit verweisendem Blicke an.

„Der Herr ist vielleicht ein Liebhaber von Gemälden," fuhr sie leise fort. „Die Ausstellung ist schön, nicht wahr?"

Er zuckte die Achseln und sprach:

„Ich habe noch nie eine Ausstellung gesehen. Ich verstehe Nichts von Gemälden."

„Dann lesen Sie vielleicht viel, mein Herr?"

Franz Pottewal fühlte sein Unvermögen; seine Wangen wurden noch röther, und mit sichtbarer Verlegenheit antwortete er:

„Lesen? Die Getreidepreise im Anzeigeblatt von Darlingen. Ich weiß wohl, mein Fräulein, daß dieß Alles nicht zu meinem Vortheil spricht, und ich bin sogar beschämt darüber; aber es ist die Schuld meiner Eltern. Sie haben mich immer auf dem Glauben gelassen, daß Jemand, der ein genügendes Vermögen besitzt, alle diese Dinge nicht zu wissen braucht. Sie haben mich in Nichts als dem Getreidehandel und in den Mitteln unterwiesen, ihr Vermögen ungeschmälert zu bewahren."

„Da hatten Ihre Eltern sehr Recht," sagte Therese. „Was bedeuten diese eiteln Beschäftigungen, womit man nur seine kostbare Zeit verschwendet? Es kann immerhin gut sein, so lang man noch sehr jung ist; aber tritt man einmal ernstlich in das Leben ein und muß sorgen, sein Haus mit Ehren aufrecht zu erhalten, dann sind solche Kenntnisse und Neigungen eher nachtheilig, als vortheilhaft. Seien Sie Ihren Eltern dankbar, Herr Pottewal; was dieselben Sie lehrten, ist die einzige Kunst, welche nicht

auf Schein beruht. Derjenige, welcher sein Vermögen zweckmäßig zu verwalten versteht, verdient vor allen den Namen eines verständigen Mannes."

Pottewal betrachtete Therese mit einer sonderbaren Aufmerksamkeit; sie, von diesem Blick geschmeichelt, lächelte ihm freundlich zu.

„Ich begreife," sagte Bonifacius Romys, „daß Sie die lärmende Opernmusik nicht lieben. Mir behagt sie so wenig, daß ich zwanzig Jahre nicht im Theater gewesen bin; aber Sie sind wahrscheinlich Liebhaber von einer leichten Musik?"

„Ja, so Etwas, wie eine Polka, Etwas, das tanzt. Solche Dinge höre ich noch immer gern," antwortete Pottewal.

„Nun, so lang wir noch beim Café sitzen bleiben, soll meine Tochter Ihnen auf ihrem Piano einen Walzer spielen. Du weißt wohl, Hermina, das hübsche Tänzchen von dem deutschen . . ."

„Ja, den letzten Walzer von Strauß," ergänzte Therese. „Warum zögerst Du, Schwester? Könntest Du es verweigern, da Du weißt, daß Herrn Pottewal ein Gefallen damit geschieht?"

„O, ich bitte Sie, verschonen Sie mich!" flehte das arme Mädchen. „Ich kann jetzt nicht spielen!"

„In der That, Romys, Du begreifst wohl, ihr Kopfweh!" flüsterte die Mutter mit aufgehobenen Händen ihrem Manne zu; aber ein drohender Zornblick desselben bewirkte, daß ihr das Wort auf den Lippen erstarb.

„Du sollst spielen!" befahl der Vater in barschem Ton. „Wie? ein ganzes Jahr, Tag für Tag, zerreißest Du uns die Ohren mit dem ewigen Geklimper

auf dem Piano? Und jetzt, wenn wir einen Freund empfangen, wolltest Du nicht spielen?“

Hermina, erschreckt von dem Gedanken, vor Pottewal den fröhlichsten Walzer spielen zu müssen, im Augenblick, da ihr selbst das Herz im Busen brechen wollte, stützte leidend den Kopf auf den Tisch.

„Wollen Sie mir ein Vergnügen machen, Herr Romys?“ sagte Franz Pottewal. „Haben Sie dann die Güte, das Fräulein nicht länger zu drängen. Es wird besser gehen, sobald wir nähere Bekanntschaft mit einander gemacht haben; und überdieß darf ich mit Wahrheit sagen, daß ich gegenwärtig sehr wenig Lust habe, Musik zu hören.“

„Es ist gut,“ brummte Romys. „Sehen Sie dann, wie Sie die Zeit zubringen wollen. Ich muß mittlerweile bezüglich einer Sache, über welche einer meiner Pächter sogleich Bescheid einholen wird, einige Worte mit meiner Frau allein reden. Vergeben Sie mir diese kurze Abwesenheit, Herr Pottewal; ich lasse Sie in guter Gesellschaft. Wenn Sie sich zufällig langweilen sollten, was ich jedoch nicht befürchte, so werden Sie uns im Garten unter den Lindenbäumen finden.“

Dieß sagend, winkte er seiner Frau, und beide verließen das Zimmer.

Es war für Pottewal und Hermina ein ernster Augenblick, als sie die Eltern abgehen sahen. Der Getreidehändler wußte nicht, wie er seine Erklärung beginnen sollte, und fühlte, wie ihm der Schweiß auf die Stirne trat; Hermina erwartete ihr Urtheil und zitterte vor Schrecken.

Nach einigen Augenblicken lästigen Stillschweigens fragte Therese:

„Sie haben gewiß einen schönen Garten an Ihrem Hause, mein Herr?"

„Ja, einen großen Garten," murmelte Pottewal, in Gedanken suchend, wie er die mühsame Unterhaltung anknüpfen könnte. Hermina's sichtbare Angst beunruhigte ihn, und es fehlte nicht viel, so wäre er über die alberne Lage, in welche er sich versetzt sah, verdrießlich geworden.

„Es scheint, daß Sie meiner Schwester Etwas sagen wollen?" bemerkte Therese. „Sprechen Sie offen, Herr, und achten Sie nicht auf die Erregtheit eines eigensinnigen Kindes."

Pottewal war Therese für diese Beihülfe dankbar und murmelte:

„Sie haben sehr Recht, mein Fräulein, in der That, ich möchte gern Ihrer Schwester Etwas sagen; aber ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich anfangen soll. Es ist ein beschwerliches Ding und ich bin kein Redner."

„Ei, ei, mein Herr," lachte Therese, „das ist ganz einfach! Erklären Sie gerade heraus, warum Sie hieher gekommen sind. Es ist nothwendig, und um es Ihnen bequemer zu machen, will ich Ihnen sagen, daß wir den Grund Ihres Besuchs bereits kennen."

„Sie haben Recht, Fräulein; es ist noch das Beste, ohne Umwege auf die Sache selbst loszugehen. Wenn Ihre Fräulein Schwester mir einen Augenblick geneigtes Gehör schenken wollte, so würden wir beide schnell von diesem lästigen Zustande erlöst werden."

Er wandte sich jetzt zu Hermina, welche ihn mit ängstlichem Blick anschaute und ihm ein Angesicht zeigte, welches scheinbar ruhig war, aber durch seine tödtliche Blässe einen unaussprechlichen Schmerz verrieth.

„Mein Fräulein," sprach er, „ich würde niemals den Muth gehabt haben, zu einem solchen Zwecke mich hier einzufinden; aber Ihr Herr Vater hat mich hoffen lassen, daß Ihnen so gut wie mir eine Verbindung unserer beiden Familien nur angenehm sein würde. Sie sind jung und schön; ich kann von mir selbst solches nicht sagen. Offenherzig muß ich bekennen, daß ich sogar niemals an eine Heirath gedacht haben würde, wenn ich nicht Jemand nöthig hätte, auf den ich mich sicher verlassen kann, um in meinem Hause Wache zu halten, wenn meine Handelsgeschäfte mich nöthigen, nach Antwerpen, Brüssel oder Löwen zu reisen. Es geschieht also nicht aus Liebe, daß ich zu Ihnen komme; ich fordere gleichfalls keine Liebe von Ihnen; aber daß ich ein guter Junge bin und Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um Ihnen das Leben angenehm zu machen, daß ich Sie achten und ehren werde: davon dürfen Sie überzeugt sein. Ich sehe voraus, daß Ihre Neigungen nicht sind, wie die meinigen. Ich bedaure es; aber wenn ich Ihnen volle Freiheit lasse und Sie in Nichts behindere, so werden Sie diesen Unterschied nicht bemerken. Ich habe keinen andern Wunsch, als in Frieden zu leben und des Abends nach der Arbeit einige Stunden in dem Caféhause mit Freunden zubringen zu können. Was Sie betrifft, so sollen Sie einen schönen Garten

haben, einen Wagen, Musikalien, Bücher: mit einem Worte, Alles, was Sie nur verlangen. Was sagen Sie dazu?"

„Sie sind allzu gütig, mein Herr," erwiederte Hermina sehr leise und so klagend, daß der Ton ihrer Stimme allein genügte, ein gefühlvolles Herz zu zerreißen.

Pottewal blieb einen Augenblick sprachlos; dann sagte er mit einem gewissen Mißmuth:

„Mein Fräulein, ich bin nicht hieher gekommen, in der Absicht, Sie zu betrüben, und viel weniger, Sie zu Etwas zu zwingen, das Ihnen unangenehm sein könnte. Ich glaube zu bemerken, daß mein Vorschlag Ihnen nicht gefällt. Vergeben Sie mir meine Kühnheit: Ihr Vater hat mich getäuscht . . ."

Diese letzten Worte riefen Hermina gewaltsam zu dem Bewußtsein ihres Zustandes zurück.

„Glauben Sie mir, ich bitte Sie, mein Herr," seufzte sie, „mein Vater hat Sie nicht getäuscht; er hat Ihnen Nichts als die Wahrheit gesagt."

„Es ist mir unbegreiflich," entgegnete Pottewal kopfschüttelnd. „Sie geben also Ihre Einwilligung, Fräulein, meine Gattin zu werden?"

„Ja, ja, mein Herr; der Wille meines Vaters ist ein Gesetz, das ich ehre; ich werde gehorchen. Seien Sie so edelmüthig, auf meine Erregtheit nicht zu achten. Sie wird vorübergehen. Ich werde Ihre Braut; Sie haben ein gutes Herz; ich werde Gott bitten, daß er mir gestatte, Sie glücklich zu machen!"

„Aber ist Ihre Zustimmung auch gut gemeint, mein Fräulein?" fragte Pottewal mit einem Ausdruck von Mitleid und Zweifel. „Mir dünkt Ihrer

Sprache nach, daß Sie sich nur einem schmerzlichen Zwang unterwerfen? Ich bedaure auf's Höchste, hieher gekommen zu sein. Gott bewahre mich vor dem Verlangen, daß ein schönes und unschuldiges Kind wie Sie gegen seinen Willen sich einem Manne ohne Verdienste, gleich mir, verloben soll. Wohlan, es ist Nichts geschehen . . ."

Hermina, über diese Worte tödtlich erschrocken, erhob die Hände bittend zu Pottewal und rief:

„O, mein Herr, aus Güte, aus Mitleid, weisen Sie mich nicht zurück! Vergeben Sie mir! Ich werde Ihnen für Ihren Edelmuth dankbar sein!"

„Wahrhaftig, Fräulein, ich weiß nicht, was ich thun soll," murmelte Pottewal verlegen. „Ich wünsche nichts Besseres, als Ihnen angenehm sein zu können."

„Ich flehe Sie an, mein Herr, haben Sie Mitleid mit mir," wiederholte das Mädchen.

„Fassen Sie sich doch, mein Fräulein," sprach der Getreidehändler in ruhigem, sanftem Tone. „Ich bin ein guter Junge und werde es Ihnen nicht übel auslegen, wenn Sie mir erklären, daß diese Heirath Ihren Beifall nicht hat. Ich fordere nicht viel Worte. Lassen Sie mich Ihre Gesinnung nur durch eine Bewegung des Kopfes erkennen; dieß genügt mir vollkommen. Lassen Sie hören, stimmen Sie zu, mit freiem Willen und ohne Betrübniß, die Frau von Franz Pottewal zu werden? Sagen Sie ja oder nein, wir werden auf alle Fälle diese peinliche Unterhaltung endigen. Nun wohlan?"

„Mit freiem Willen, ohne Betrübniß, ja, ja!" stammelte Hermina.

Und als ob diese lügenhafte, diese grausam abgezwungene Zustimmung die letzte Kraft des armen Mädchens vernichtet hätte, brach sie plötzlich in Thränen aus und begann laut zu schluchzen, während sie sich die Hände vor das Angesicht hielt.

Therese hatte während dieser ganzen Unterredung ihre Blicke auf Hermina mit einem Ausdruck der Geringschätzung und Selbstzufriedenheit ruhen lassen; man hätte denken sollen, daß sie sich über den Kummer und Widerstand ihrer Schwester innerlich freue. Pottewal dagegen war von Mitleid gerührt und bemühte sich, das weinende Mädchen mit süßen Worten zu trösten.

Nach einer Weile stand Hermina von ihrem Sessel auf und sagte, während die Thränen ihr über die Wangen floßen:

„O, vergeben Sie mir, mein Herr! Ich bin krank, ich werde unterliegen; ich kann nicht hier bleiben; der Kopf schwindelt, die Sinne vergehen mir. Lassen Sie mich weggehen. Sie sind ein edelmüthiger Mann; ich flehe Sie an, gehen Sie zu meinem Vater; sagen Sie ihm, daß ich meine Einwilligung gegeben habe, daß Sie zufrieden gestellt sind, daß unsere Heirath beschlossen ist. Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl!"

Sie schritt wankend nach der Thüre und mußte sich an den Wänden halten, um nicht zu Boden zu sinken.

Sobald sie verschwunden war, sagte Pottewal traurig zu Therese:

„Ihr Herr Vater hat mich versichert, mein Fräulein, daß Ihre Schwester meiner Ankunft mit un-

geduldiger Freude entgegensehe und ich hier mit offenen Armen empfangen werde. Hätte ich diese Aufnahme voraussehen können, ich würde es gewiß nicht gewagt haben, ein so junges, schönes Fräulein zur Ehe zu begehren. Ich weiß nicht, es ist nun beschlossen; aber ich fange zu fürchten an, daß ich nicht glücklich sein werde."

„Ich fürchte es gleichfalls, mein Herr," antwortete Therese.

„So? Darf ich die Gründe dieses Gefühls wissen?"

„Die Gründe davon sind einfach, mein Herr. Sie wollen sich in die Ehe begeben, weil Sie eine Frau nöthig haben, welche Ihr Haus behüte und dafür sorge, daß Alles seinen gehörigen Gang habe, so lang Sie in Ihren Handelsgeschäften abwesend sind. Meine Schwester ist noch ein unwissendes Kind, ohne alle Welterfahrung. Sie hat eine verkehrte Erziehung erhalten und träumt nur von schönen Kleidern, von Concerten, Spaziergängen und andern eiteln Dingen. Die Frau, welche Sie glücklich machen und Ihnen behülflich sein könnte, Ihr Vermögen zu bewahren und zu vermehren, dürfte nicht so äußerst jung sein. Sieben- oder achtundzwanzig Jahre wäre gewiß das vortheilhafteste Alter; denn alsdann hat man noch alle die Frische des Lebens im Verein mit der Erfahrung von den Dingen dieser Welt, und man ist nicht mehr den tausend grillenhaften Lüsten unterthan, welche nur zu Zeitverlust und Geldverschwendung Anlaß geben. Hätten Sie eine solche Frau, mein Herr, seien Sie überzeugt, Monate lang könnten Sie auf Reisen sein, ohne jemals über den

Gang Ihrer Angelegenheiten zu Hause sich die geringste Sorge machen zu müssen, und würden bei Ihrer Rückkehr Alles in der vollkommensten Ordnung finden. Sie wüßten, daß daselbst während Ihrer Abwesenheit eine sorgfältige, eine zärtliche Mutter über Ihre lieben Kinder wachte. Ich begreife es, daß der Mann an seiner Gattin auch einige Reize verlangt; aber die Eigenschaften einer guten Hausfrau schließen darum eine gewisse Schönheit nicht aus."

Während dieser Rede, deren sonderbarer Ton Pottewal überraschte, hatte er seine Augen unabläßig auf Theresens Gesicht geheftet, und er schien dann und wann sich in tiefes Nachdenken zu verlieren. Aufstehend murmelte er:

„Sie haben viel Verstand, Fräulein; was Sie da sagen, ist vielleicht ganz wahr, aber man kann nicht Alles gerade so haben, wie es sein sollte. Ihre Schwester scheint mir einen sanften Charakter und ein gutes Herz zu besitzen. Das ist schon sehr viel. Nun, lassen Sie uns jetzt zu Ihrem Herrn Vater gehen. Er wartet wahrscheinlich mit Ungeduld darauf, den Ausgang dieser Zusammenkunft zu erfahren."

„Und was werden Sie ihm sagen, mein Herr?" fragte sie mit bekümmerter Stimme.

„Ich werde ihm sagen, daß Ihre Schwester ihre Einwilligung gegeben hat."

Ein Seufzer wallte aus Theresens Brust auf, während sie dem Getreidehändler durch den Hausgang folgte.

In dem Garten kamen Hermina's Eltern ihr entgegen. Romys fragte lachend:

„Nun, Freund Pottewal, wie ist die Sache abgelaufen? Sind Sie zufrieden?“

„Fräulein Hermina hat ihre Einwilligung gegeben,“ war die Antwort.

Die Mutter erbleichte, als wäre ihr noch die Hoffnung geblieben, Herr Pottewal würde noch immer einen Grund gefunden haben, die Heirath von der Hand zu weisen.

„Ha, dann wünsche ich Ihnen Proficiat*)!“ rief Bonifacius Romys, sich die Hände reibend. „Nun, wir wollen hineingehen, um auf der Stelle Alles in's Reine zu bringen.“

„Nein, ich bitte Sie, mein Herr, lassen Sie uns das bis morgen oder übermorgen verschieben,“ antwortete der Getreidehändler kopfschüttelnd. „Ich begreife jetzt, daß es um die Ehe eine wichtige Sache ist, worüber man wohl einige Stunden nachdenken darf. Seien Sie jedoch deßhalb unbekümmert, ich werde morgen wiederkehren, um mit Ihnen die Frage wegen dieser Verbindung unserer beiden Familien zum Abschluß zu bringen. Gestatten Sie mir nur, Sie zu verlassen. Leben Sie wohl bis morgen.“

Romys wollte den Getreidehändler zum Bleiben nöthigen; doch dieser widerstand seinen Bemühungen und begab sich nach Hause. Hermina's Vater folgte Pottewal bis auf den Gang und suchte ihn zu einer Erklärung über die Ursache seines Bedenkens zu bewegen. — Vielleicht hatte er dieselbe einigermaßen durchschaut, denn als er in den Garten zurückkehrte, rief er in heftigem Zorn:

---

*) Wohl bekomm's. A. d. U.

„Wo ist Hermina? Wo ist Hermina?“

„Sie sitzt auf ihrem Zimmer und weint,“ sagte Therese.

„Ha, ich dachte es mir wohl!“ polterte der ergrimmte Mann. „Wir wollen es sehen! Sie soll Pottewal heirathen; sie soll heirathen, sage ich, oder es sollen hier furchtbare, schreckliche Dinge vorgehen!“

Und von seiner jammernden Frau gefolgt, eilte er wie wüthend in das Haus, um in Hermina's Zimmer hinaufzusteigen.

V.

Herr Blondeel und sein junger Freund Ernst de Cock hatten die Eisenbahn genommen und stiegen jetzt auf der Station von Darlingen ab.

Unter fortdauerndem Gespräche begaben sie sich raschen Schrittes in die Stadt und hielten sich im Schatten der Bäume; denn obgleich es schon spät am Nachmittag war, brannte die Sonne noch sehr heiß an dem tiefblauen Himmel.

Als sie sich der Stadt näherten, richtete Ernst eine Weile den Blick auf die hohen Kamine, deren Rauchwolken beinahe senkrecht in die Luft aufstiegen, und sprach dann mit einer gewissen freudigen Verwunderung zu seinem Begleiter:

„Vier oder fünf neuerbaute Fabriken? Darlingen scheint endlich zum Gefühl seiner Bestimmung zu gelangen. Ich habe oft in England daran gedacht. Sollten Sie wohl glauben, Herr Jan, daß keine Stadt

in Belgien besser als sie alle die Eigenschaften darbietet, um der Mittelpunkt einer mächtigen Gewerbsthätigkeit zu werden? Reines und überflüssiges Wasser, viele Straßen nach allen Gegenden des Landes, ein Fluß, der sich mit geringen Kosten schiffbar machen läßt; die Materialien in Menge am Platze, der Taglohn wohlfeil . . . Warten Sie nur, ich werde in Darlingen schon Kapitalien finden, um damit nützlichen und gewinnreichen Unternehmungen Vorschub zu leisten."

Blondeel schüttelte mit verneinendem Zweifel den Kopf.

„Hier, mein guter Ernst, ist nicht der Ort, wo Du das geträumte Vermögen finden wirst," murmelte er.

„Aber, Herr Jan, gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken," fuhr der Jüngling fort, „die Industrie ist die Zukunft der heutigen Civilisation. Kein Volk, es müßte denn aus freiem Willen seinem Fall entgegengehen, kann der Nothwendigkeit widerstehen, in der Industrie und dem Handel der Bewegung der Welt zu folgen. Und wahrlich, unser Vaterland ist nicht dazu angethan, um zurückzubleiben. Zum Beweise dafür dient: das kleine Belgien erregt bereits das Erstaunen der mächtigsten Völker durch die Mannigfaltigkeit seiner Etablissements und durch die riesenhafte Entwicklung seiner Volksarbeit."

„Du bist sehr beredt über dieses Kapitel, ich weiß es," antwortete Herr Jan mit einem beifälligen Lächeln. „Soweit Du unser Land im Allgemeinen betrachtest, gebe ich Dir Recht; aber was Darlingen betrifft, so sage ich Dir voraus, daß Du Dich ge-

täuscht finden wirst. Das Geld mangelt hier der Gewerbsthätigkeit.“

„Das Geld? Darlingen ist, sagt man, eine ungemein reiche Stadt.“

„Sehr reich, viel zu reich, mein Junge.“

„Es müssen demnach verfügbare Kapitalien da sein?“

„Todte Kapitalien.“

„Aber man wird sie, Herr Blondeel, durch die Zusicherung großen Gewinns in's Leben rufen.“

„Unmöglich, mein Freund. Die Fabriken, welche wir so eben gesehen haben, sind von Fremden gegründet, nur drei oder vier von Darlingern, die beinahe ohne Mittel angefangen haben. All der Reichthum der Stadt ist in den Händen von Rentiers, deren Vermögen blos in Pachthöfen und Ländereien besteht. Sie leben kärglich, versagen sich jeden Genuß und suchen durch übertriebene Sparsamkeit ihre Habe zu vermehren, ohne jedoch zu diesem Zwecke Etwas auf's Spiel setzen zu wollen. Ihr einziges Bestreben ist, von dem ersparten Geld immer neue Pachtgüter anzukaufen. Jezt sind wir an den Fabriken vorüber. Schau vor Dich hin, in die lange einsame Straße hinab, bemerke die verschlossenen Häuser, die Stille, das Gras, welches zwischen den Steinen hervorwächst; sagen diese Zeichen der Bewegungslosigkeit Dir nicht, daß Darlingen schlafen will, während Jedermann wacht und arbeitet?“

„Aber ich kann nicht begreifen, welches die Gründe davon sein mögen,“ erwiederte der junge Mann mit einem Ausdruck des Zweifels. „Jedermann beurtheilt die Einwohner von Darlingen mit absonderlicher

Strenge. Es war bereits so vor meiner Abreise nach England. Es müssen hier doch auch verständige Leute wohnen, so gut als anderswo?"

„Gewiß, Ernst, treffliche, verständige Leute, von edlem Herzen und gesundem Kopfe; aber die Andern machen die übergroße Mehrheit aus und zwingen Jedermann, sich gleich dem großen Haufen zu betragen, bei Strafe von Mißachtung und selbst von Verfolgung. Daß Du wenig Gutes von den Darlingern sagen hörst, kommt daher, weil sie meistens immerdar von einander und folglich so auch von sich selbst Uebles reden."

In diesem Augenblick ließ sich von der Straße aus ein plötzliches Geräusch vernehmen. Herr Blondeel hatte gerade noch Zeit, um zur Seite zu springen, denn mit Windesschnelligkeit flog an ihm eine prächtige offene Chaise vorüber, worin ein junger Mann mit einer Dame saß.

„Der Unverschämte!" grollte Ernst, roth vor Entrüstung. „Es fehlte kaum ein Bischen, so hätte er Sie überfahren, Herr Jan, ohne uns nur zuvor durch den geringsten Ruf zu warnen. Ist der junge Mann ein Darlinger?"

„Ha, ha!" rief Blondeel lachend, „so straft Gott die Habgier. Der junge leichtsinnige Bursche ist allerdings ein Darlinger. Siehst Du dort einige Schritte von uns jenes große Haus mit seinen schwarzen Mauern? Dort wohnte ein alter Millionär, welchen man nur unter dem Namen des Pfennigfuchsers kannte. Er lebte allein und war so geizig, daß er sogar auf seinem Todtenbette Niemands Hülfe annehmen wollte, aus Furcht, man möchte ihn zur

Ausgabe von einigen Stübern zwingen. Das Amt mußte die Thüre seiner Wohnung öffnen, und mit Gewalt wollte man ihn zum Gebrauch einiger Arzneimittel veranlassen. Er hat aus ängstlichem Geize Alles verworfen und ist buchstäblich wie ein Hund gestorben. Weißt Du, was nun mit seinem zusammengescharrten Vermögen geschieht? Der junge Herr in dem prächtigen Wagen ist sein Vetter und einziger Erbe. Er hat eine Wohnung in Brüssel bezogen und lebt dort, als ob die ganze Welt ihm gehörte. Die Hälfte des Erbguts ist gewiß schon durchgebracht."

„Ist er verheirathet? Ist das seine Frau, welche neben ihm in der Chaise saß?"

„Nein, nein, es ist eine Dame, welche ihm das Vermögen des Pfennigfuchsers zu vergeuden hilft. Ah, Ernst, Du kennst Darlingen noch nicht. Es gibt da nicht wenig Personen von der Sorte, welche die Franzosen mit dem Worte originaux*) bezeichnen. Sieh da, linker Hand, jenes Haus mit seiner hohen Façade. Dort wohnen zwei Brüder und zwei Schwestern, welche unverheirathet geblieben sind, um ihr Vermögen nicht theilen zu müssen. Sie sind nun alle vier bereits sehr alt. Kannst Du glauben, daß seit zwanzig Jahren diese Brüder und Schwestern niemals beisammen sind, als am Tische, um zu essen, und daß sie beinahe niemals, nein niemals mit einander sprechen? Es besteht zwischen ihnen kein anderes Band, als das gemeinsame Vermögen; denn wenn es wahr ist, was ihre Dienstmägde sagen, has-

*) Sonderlinge. A. d. U.

sen sie einander und leben zusammen gleich vier Wölfen in einem und demselben Loche . . . Hast Du das kleine Mädchen nicht bemerkt, hinter dem Fenster, an welchem wir so eben vorübergingen? Sie ist sehr unglücklich. Ihre Eltern wurden ohne Liebe verheirathet; man hatte sie aus Vermögensrücksichten vereinigt. In einem solchen Fall ist ein Familienleben unmöglich, wenn es nicht einem der beiden Ehegatten gelingt, den andern zu seinem Sclaven zu machen. Hier jedoch fand der Mann eine Frau von unbeugsamer Hartnäckigkeit, und die Frau fand einen Mann von nicht geringerer Willenskraft. Ich getraue mir fast nicht zu sagen, was zwischen ihnen geschah: es waren Leute von guter Geburt. Schon nach einigen Monaten gab es in diesem Hause heftige Scenen, und endlich schlugen sich die erbitterten Eheleute beinahe täglich, ohne sich vor den Nachbarn zu schämen. Ihre Feindschaft hatte bei ihnen selbst das Gefühl der Schicklichkeit vertilgt. Der Muth des Mannes brach zuerst; er hat im Trunke Vergessenheit seines traurigen Lebens gesucht. Eines Abends, als er heimkehrte, bekam seine Frau einen so heftigen Zornesanfall, daß sie daran starb. Was ihn betrifft, so erlag er bald hernach den Folgen seines Hangs zur Trunkenheit. Sie haben ein Mädchen von vier Jahren hinterlassen. Das arme Kind, das seine Eltern, so zu sagen, nicht gekannt hat und nur als traurige Erinnerung an eine verhängnißvolle Heirath noch da ist . . . Du sagst Nichts, Ernst? Du scheinst nachdenklich?“

„In der That, Herr Blondeel, diese traurigen Geschichten verdüstern mir den Geist.“

„O, ich könnte Dir noch viele andere erzählen. Wenn Du Gelegenheit hättest, nur einen einzigen Tag in Darlingen zu bleiben und in Gesellschaft, besonders von Frauen, zu sein, so müßtest Du bald die Geschichte aller Einwohner hören. Sobald man hier keine besondern Gegenstände abzuhandeln hat, spricht man von nichts Anderem als dem Leben und Treiben seiner Mitbürger. Viel Gutes sagt man nicht; dieß bringt kein Salz in das Gespräch . . . Aber Du hörst nicht, Ernst? Ich begreife, wir nähern uns der Wohnung von Romys. Klopft Dir das Herz nicht ein Bischen, bei dem Gedanken, daß Du in einigen Augenblicken Hermina sehen sollst?"

„Sie sagen die Wahrheit, Herr Jan, der Gedanke daran regt mich auf," flüsterte Ernst mit einer leichten Röthe auf der Stirne. „Wie muß sie groß geworden sein?"

„Nicht anders, mein Junge; sie ist eine ausgewachsene Frau. Du mußt Dir jedoch, besonders anfänglich, Zwang anthun; denn wenn ihr Vater Deine Erregung bemerkte, würde er Verdacht schöpfen. Ich muß ihn allmälig zu gewinnen trachten. Heute noch nicht, aber nach einigen Besuchen. Sei zurückhaltend, sprich von Gelderwerb und zeige viel Achtung vor einem großen Vermögen. Es wird Dir nicht schwer fallen, da Du gerade solche Ideen hegst. Nun, Herr über Dich selbst: wir sind an Ort und Stelle."

Er war im Begriff, die Glocke zu ziehen; aber die Magd, welche ihn vom Fenster aus schon gesehen hatte, öffnete die Thüre und rief, sobald beide in den Hausgang getreten waren:

„Guten Tag, Herr Blondeel; o, ich danke Ihnen aus der Tiefe meines Herzens, im Namen meiner blinden Schwester! Wir haben in unsern Gebeten Ihrer auf's Innigste gedacht."

„Nicht davon gesprochen, Sophie. Ist Deine Herrschaft zu Hause?"

„Sie werden dieselbe im Garten finden, Herr," war die Antwort.

Die Magd betrachtete den jungen Mann mit besonderer Aufmerksamkeit und schien in seinen Zügen eine Aehnlichkeit zu suchen.

„Du kennst mich nicht mehr, Sophie?" fragte er. „Du hast mich doch öfters in Herrn Blondeels Garten gesehen, und selbst zwei oder drei Mal in diesem Hause."

„Ist es möglich?" rief die Magd. „Die Stimme? Sie sind Ernst? Herr de Cock? Was muß ich alt werden! Ich habe Sie gekannt, da Sie noch keine sieben Jahre alt waren. Meine blinde Schwester ist Magd bei Ihren Eltern selig gewesen. Ach, wie ist Gott so gut, daß er Sie zu einem so schönen Mann heranwachsen ließ!"

Ernst richtete einige freundliche Worte an sie, um der alten Frau für diesen Beweis ihrer Neigung zu danken; aber nun waren sie an das Ende des Gangs gekommen. Blondeel öffnete die Gartenthüre, und die Magd kehrte in die Küche zurück.

Herr Romys ging ungeduldig in den Gartenwegen auf und ab; seine Frau saß an dem Tische und strickte an ihrer Arbeit fort; Therese, noch im Festanzuge, hatte nicht weit von ihrer Mutter Platz genommen und schien in Gedanken verloren.

Als die unerwarteten Besucher bemerkt wurden, rückte Romys dem Tische näher und gab seinem Gesicht einen leichten Ausdruck von Freundlichkeit. Die Frau sprang mit einem Rufe freudiger Ueberraschung auf; aber der strenge Blick ihres Mannes bezwang sogleich diese Bewegung.

Therese erhob sich langsam von ihrem Sessel und warf den Kopf mit einer Art vornehmen Stolzes auf; ihre Lippen kniffen sich zusammen und ihr Gesicht nahm einen Anflug kalter Zurückhaltung an, gleich Jemand, der sich vor der Hand gegen die mögliche Vertraulichkeit einer geringern Person in Vertheidigungsstand setzt. Sie hatte demnach Ernst erkannt.

Zu dem Tische tretend, sprach Jan Blondeel:

„Wie steht es hier? Ziemlich gut, sehe ich. Und meine Nichte Therese, wie sie heute so schön ist! Ich habe die Ehre, Euch unsern jungen Freund, Ernst de Cock, vorzustellen, welcher aus England zurückgekehrt ist und es nicht unterlassen konnte, Euch einen Besuch zu machen.“

Der junge Mann verbeugte sich tief vor Romys und dessen Tochter und sprach in ruhigem Tone:

„Mein Herr, Madame, mein Fräulein, ich erfülle eine angenehme Pflicht, indem ich Ihnen meine ehrerbietige Begrüßung darbringe, und danke Gott, welcher mir gestattet, Sie Alle in guter Gesundheit wieder zu sehen.“

Therese antwortete durch eine fast unsichtbare Neigung des Kopfes; Madame Romys schien einen Stuhl vorschieben zu wollen, um dem jungen Mann einen Sitz neben sich anzubieten; aber ihre Bewegung war so undeutlich, daß er ihre Absicht nicht bemerkte.

„Es ist verdrießlich, Blondeel, daß Ihr nicht ein wenig früher gekommen seid," murmelte Bonifacius Romys. „Wir haben schon vor einer Stunde Café getrunken; sonst hättet Ihr eine Tasse mit uns trinken können."

„Bah, laß die Magd neuen Café machen," entgegnete Herr Jan. „Das verursacht keine große Mühe, und ich bekenne, daß ich mit Vergnügen ein Bischen warmen Getränkes zu mir nehmen möchte. Laß uns Platz nehmen, Ernst; sieh, meine Schwester bietet Dir einen Stuhl neben sich an."

Diese Vertraulichkeit rief einen Ausdruck von Verdruß auf Theresens Gesicht hervor. Romys mußte gleichfalls nicht sehr befriedigt sein; denn er begab sich brummend in das Haus, wahrscheinlich um der Magd zu befehlen, noch einmal den Topf aufzusetzen und für den unzeitigen Besuch Café zu bereiten.

„Ei nun, wo ist Deine Schwester Hermina?" fragte Blondeel Therese.

„Sie ist auf ihrem Zimmer; sie hat Kopfweh," antwortete das verstörte Mädchen in kurzem Ton.

„Ich verstehe: eine Hochzeit in der Familie bringt immer einige Aufregung mit sich, besonders wenn man jung und gefühlvoll wie die gute Hermina ist."

„Du weißt also von dieser Hochzeit, Bruder?" rief Madame Romys mit Verwunderung. „Himmel, und Dir scheint wohl zu Muthe?"

„Warum nicht? Es ist eine gute Partie."

„Eine gute Partie!" seufzte die bestürzte Mutter. „Ach, meine arme Hermina!"

„Hermina wird sich trösten, Schwester. Herr Pottewal ist ein guter Junge, und sein Vermögen

noch ganz ansehnlich. Ich wünsche meiner Nichte Therese von Herzen Glück zu ihrer Heirath."

„Aber nicht Therese wird heirathen," rief Madame Romys. „Hermina ist es."

„Hermina?" wiederholte Herr Jan erbleichend, während er einen ängstlichen Blick auf Ernst warf, welchen ein Zittern zu befallen schien, und dessen Augen einen plötzlichen Schrecken verriethen. „Hermina? Es ist also Hermina, welche den dicken Pottewal heirathen soll?"

„Es ist der Wille ihres Vaters," bestätigte die Frau.

„Und sie, was sagt sie dazu?"

„Seit zwei Tagen schwimmt sie in Thränen, Bruder."

Blondeel beugte das Haupt, um über die unerwartete, die vernichtende Kunde nachzudenken. Inzwischen schritt Therese langsam nach dem Hause zu und verschwand in dem Gang.

„Ha, das ist ein Bischen zu stark!" rief Blondeel, in vollem Zorne aufspringend. „Man will also unbarmherzig dieses gute, gefühlvolle Kind ich weiß nicht welchen selbstsüchtigen Berechnungen von Vermögen aufopfern? Hermina soll ihr Leben lang unglücklich sein? Wir wollen doch einmal sehen! Wo ist Romys? Wenn er einer solchen Grausamkeit fähig wäre! . . ."

Er war im Begriff, nach dem Hause zu eilen; aber die alte Frau faßte ihn am Arm und sagte:

„Um Gottes willen, Bruder, beruhige Dich; wenn Du meinem Manne so zornig kommst, so wird

er nur noch unbarmherziger werden. Er wird es Hermina büßen lassen."

„Nein, das geht zu weit; ich fühle, wie mir das Blut in den Adern kocht!" brummte Herr Jan, bebend vor Entrüstung.

„Ach, ich bitte Sie, bleiben Sie ruhig, Herr Blondeel," flehte Ernst, die Hände zu ihm erhebend.

„Sieh, Bruder," fuhr Madame Romys fort, „in allen meinen Gebeten habe ich Gott angerufen, daß er Dir einen Engel senden möge, um Dich nach Darlingen zu rufen. Deine Ankunft war meine einzige Hoffnung, die einzige Hoffnung meiner armen, bedrückten Hermina. Vielleicht kannst Du noch Etwas thun, um die verhängnißvolle Aufopferung meines Kindes zu verhindern; aber Du mußt meinem Mann mit Sanftmuth beikommen und ihn nicht bedrohen, sonst ist Alles ganz und gar verloren. Du kennst ihn: sobald er auf die Vermuthung geräth, daß man ihm Widerstand leisten will, wird er unbiegsam wie Eisen. O, um des Glücks von Hermina, um Deines theuren Pathenkindes willen, bezwinge Deine Aufregung!"

Herr Jan schwieg einen Augenblick und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Du hast Recht, Schwester," sagte er, „ich lasse mich von einer gerechten Entrüstung fortreißen. Ich muß meiner selbst Meister bleiben. Sanftmuth ist in der That das alleinige Mittel. Ich will meinen Schwager aufsuchen, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Sei ruhig und sprich dem armen Ernst ein Bischen Muth ein, denn er ist todesbleich und bebt an allen Gliedern. Er wird gleich-

falls sein Leben lang trauern, wenn Hermina unglücklich würde."

„Ich weiß es; ich danke ihm," flüsterte die Mutter, während sie mit tiefem Gefühl die Hand des jungen Mannes faßte.

„Nun, hoffet beide; ich weiß nun, welche Mittel man erproben muß. In Kurzem bin ich wieder da; wartet guten Muthes."

Er schritt langsam durch den Garten, rieb sich unterwegs die Stirne und öffnete die Hausthüre. Auf dem Gang begegnete er Bonifacius Romys, welcher in den Garten gehen wollte; aber Blondeel hielt ihn zurück und sprach in sehr ruhigem, selbst freundlichem Tone:

„Bruder, ich möchte gern allein mit Dir sprechen; willst Du die Güte haben, mir einige Augenblicke zu schenken?"

Romys öffnete die Thüre des Saales und bot Herrn Jan einen Stuhl an.

„Du willst mit mir wegen der bevorstehenden Heirath meiner Tochter Hermina sprechen?" brummte er. „Setze Dich nieder: ich bin bereit, Dich zu hören."

„Du wirst leicht begreifen, Romys, daß diese unerwartete Kunde mich in Verwunderung gesetzt hat," begann er beinahe in furchtsamem Tone. „Hermina ist mein Pathenkind; ich erwartete mit Recht, zum Mindesten vorläufig von einem Plane in Kenntniß gesetzt zu werden, welcher, wenn er sich verwirklicht, über ihr Leben entscheiden wird."

Hermina's Vater hütete mit einem listigen, gefaßten Blick Blondeels Auge; er hate sich mit Ge-

wißheit auf eine heftige Scene gefaßt gemacht und waffnete sich mit scheinbarer Ruhe.

„Ohne Zweifel, Bruder,“ antwortete er, „hast Du das Recht anzusprechen, daß Dir von dem Vorhandensein eines solchen Planes Mittheilung gemacht werde. Aber Du wirst zugeben, daß man von solchen Dingen nicht spricht, ehe man des Erfolges dabei sicher ist: die Ehre der Familie steht dabei auf dem Spiele. Außerdem wäre ich morgen früh nach Brüssel gegangen, um Dir die Kunde von dieser glänzenden Heirath zu überbringen, in der Ueberzeugung, daß Du Dich mit mir darüber freuen würdest. Denke einmal, Herr Pottewal gebietet über ein Vermögen von mehr als vierhundert tausend Francs; ich gebe Hermina hundert tausend Francs. Das macht eine halbe Million. Pottewal treibt Handel; sein Geld wird zum Mindesten Fünf vom Hundert tragen. Also fünfundzwanzig tausend Francs jährliches Einkommen. Wie glücklich wird unsere Hermina sein! Welche Ehre für die Familie, nicht wahr?“

„Diese Heirath ist also bereits beschlossen?“ fragte Blondeel mit unterdrückter Aufregung.

„Gewiß, wir haben einander das Jawort gegeben.“

„Und hat Hermina mit freiem Willen Herrn Pottewals Hand angenommen?“

„Ich muß glauben, ja. Auf alle Fälle steht nicht ihr, sondern steht mir das Urtheil über Familienangelegenheiten zu.“

„Aber, Romys, sie weint seit zwei Tagen unaufhörlich.“

Ein Funke des Zorns schoß aus den Augen von Hermina's Vater; doch blieb er seiner noch Herr und sagte mit spottendem Lächeln:

„So? Man hat Dir bereits davon gesagt? Weinen die Mädchen nicht immerdar vor ihrer Hochzeit? Und wären die Thränen auch aufrichtig, die Sache ist nun beschlossen; das gegenseitige Wort ist gegeben, und es steht deßhalb unwiderruflich geschrieben, daß das Ansehen der Familie innerhalb sechs Wochen um viermal hunderttausend Francs vermehrt wird."

Jan Blondeel faßte die Hand seines Schwagers und sagte:

„Romys, ich flehe Dich an, höre mir eine Weile freundlich zu. Du bist Vater; dieser Name gibt Dir allerdings das Recht, über das Loos Deines Kindes zu beschließen; aber legt er Dir nicht gleichfalls die Pflicht auf, ihr künftiges Leben vor Kummer und Leid zu bewahren?"

„Leid? Mit einem Einkommen von fünfundzwanzig tausend Francs? Kummer, wenn man alle zwei Jahre ein neues Pachtgut kaufen kann?" unterbrach ihn Bonifacius Romys.

„Ich bitte Dich, laß mich ausreden," fuhr Blondeel mit aufsteigender Erregung fort. „Hermina ist noch sehr jung; ihr Herz sehnt sich nach Freundschaft, nach Zuneigung, nach Liebe. Sie umstrahlen gleich einem jungfräulichen Kranze alle die süßesten Zauber des Lebens. Sie ist schön, sie ist fröhlich, sie liebt die Künste, sie muß ihre Empfindungen in lebendiger, geistvoller Unterhaltung ausströmen können. O, Romys, diesen reinen Engel, dieses zarte,

edle Kind willst Du auf ewig und unwiderruflich verbinden, mit wem? Mit einem Pottewal!“

„Einem Pottewal? Er ist von einer sehr alten Familie und besitzt beinahe eine halbe Million.“

„Es sei, Romys; er ist selbst ein guter Junge — ich kenne ihn sehr wohl, aber es sind beinahe vierzig Jahre über sein Haupt hinweggegangen. Er hat nicht die mindeste Erziehung genossen; er ist roh von Herz und Verstand und weiß von Nichts als von Getreide zu sprechen. Sein einziges Vergnügen ist, des Abends im Caféhause oder in der Schenke zu sitzen und sich daselbst unter einem albernen Gespräche so sehr mit Bier anzufüllen, daß aller Geist aus seinem Gehirn verdunsten müßte, hätte er jemals dergleichen besessen . . . Und einem solchen Manne willst Du Deine Tochter Hermina geben?“

„Fahre fort, fahre fort,“ murmelte spottend Herr Romys, dem einigermaßen die Geduld auszugehen schien.

„Begreifst Du nicht, Bruder, was das Loos Deines Kindes sein wird? Ich sehe sie hier sitzen, die arme, verlassene Frau, in einem großen Zimmer, allein mit ihren traurigen Gedanken, sich abhärmend und den Verlust ihres Glaubens an das Leben beklagend. Denn wen soll sie lieben? Mit wem soll sie sprechen? In wessen Brust soll sie die Empfindungen ihrer dichterischen Seele ausströmen? Ihr Mann taugt nicht dazu; Alles was sie fühlt, Alles was sie denkt, ist ihm fremd. Er begreift seine Armseligkeit neben ihr; und dieses große Stück Holz wird, wenn es sich nicht davon schieben kann, neben einer Frau einschlafen, welche durch ihren Frohsinn

und ihre süße geistige Regsamkeit einer ganzen auserlesenen Gesellschaft Bewunderung abnöthigt. Ja, ja, während Pottewal auf der Reise ist oder in der Schenke sitzt, wird die arme Hermina vergeblich Jemand suchen, der sie verstehen könnte oder zum Mindesten die Schätze ihres Herzens einigermaßen zu würdigen wüßte. Begreifst Du, Bruder, wie schrecklich es ist, diese düstere Einsamkeit der Seele? Allein, allezeit allein bis zum Ende ihres Lebens!"

„Bah, bah," brummte Romys, „sie wird einen schönen Wagen, gute Pferde haben; sie wird spazieren gehen können, so viel ihr beliebt."

„Spazieren gehen? Aber mit wem? Ach, ich kann meine Angst beinahe nicht bezwingen, Bruder. Ich habe die Wahrheit nicht ganz gesagt: so geht es gewöhnlich nicht. Außer dieser Ungleichheit zwischen Ehegatten entspringt ein größeres Uebel. Beide werden unglücklich; beide fühlen, daß sie Ursache des Verdrusses für einander sind. Dann kommt die Abneigung, die Erbitterung, der Haß; dann stehen die Opfer einer verhängnißvollen Verbindung gegen einander auf und der Kampf dauert so lang, bis Eines von ihnen den Muth verliert und sich als willenloser Sclave dem Hasse des Andern preisgibt. Mein Gott, ich zittere bei dem Gedanken, daß dieser Sclave, dieses verschmachtete Wesen Deine gute, Deine süße Hermina sein könnte!"

Die Thränen sprangen Blondeel aus den Augen, und seine Stimme verlor sich in einem dumpfen Ton, der ihn seine Rede zu unterbrechen zwang.

Bonifacius Romys schwieg eine Weile, dann sagte er mit einer eiskalten Ruhe:

„Ich kenne Deine Gefühle über die Ehe seit langer Zeit, Freund Jan. Was Du mir sagst, ist mir durchaus nicht neu. Es sind Einbildungen von Jemand, der keine Familie hat und ohne Sorgen durch die Welt gegangen ist. Hättest Du Kinder, Du würdest anders darüber denken und so wenig als ich die Gelegenheit vorbeilassen, wenn sich eine halbe Million darbietet. Das geschieht auf mein Wort nicht alle Tage.“

Blondeel hatte wahrscheinlich auf diese Worte nicht gehört, denn er faßte beide Hände seines Schwagers und sagte flehend:

„Nun, mein lieber Bonifaz, Du hast ein Herz; Hermina ist Dein Kind. Laß Dich erbitten, zwinge sie nicht, diesen groben Pottewal zu heirathen. Sie wird unglücklich sein, glaube mir. Ach, habe doch Mitleiden mit ihr!“

„Du siehst, Blondeel, ich habe Dich angehört,“ antwortete Romys mit unzerstörbarer, ja triumphirender Kälte. „Es ist vergeblich zwischen uns, über solche Dinge zu streiten. Die Ehre der Familie ist für mich das höchste Gesetz. Was Dich betrifft, Du kennst den Werth des Geldes nicht. Du hast von Herrn Pottewal eine schlechte Meinung; aber glaube einem Mann von Erfahrung, eine halbe Million vergütet mehr Mängel, als ein schönes Gesicht oder noch so geistvolles Geschwätz.“

Jan Blondeel wurde roth vor Zorn und bebte vor Verdruß; er that sich indessen noch Gewalt an, um seinen heftiger aufsteigenden Groll zu bezwingen, und fragte:

„Es ist also unwiderruflich beschlossen? Du lässest Dich durch Nichts erbitten?“

„Da ich Recht habe, da ich einem meiner Kinder sein Glück sichern zu können glaube, warum sollte ich gleich einem Thoren von meinem Beschlusse abgehen? Du weißt, Bruder, daß dieß auf alle Fälle meine Gewohnheit nicht ist.“

„Dieß ist also Dein letztes Wort? Hermina ist verurtheilt, Madame Pottewal zu werden?“

„Es ist Nichts mehr daran zu ändern; das Jawort ist gegeben.“

„Wohlan, es sei so,“ rief Blondeel schneeweiß vor Grimm. „Werde der Henker von dem Glück Deines Kindes, wie Du der Henker Deiner Frau bist! Gott wird Rechenschaft für Deine eisige Selbstsucht von Dir fordern . . .“

„Was willst Du damit sagen? Willst Du mich verhöhnen?“

„Wage mir zu antworten, Mensch ohne Herz,“ fuhr Blondeel fort. „Was hast Du aus meiner armen Schwester gemacht? Sie war schön, liebreich, fröhlich. Du heiratheteſt sie auch ohne Liebe; ihre Eltern glaubten gleichfalls, sie werde glücklich sein. Du, Du hast sie erdrückt, Du hast ihr Leben vergiftet, sie zur Märtyrerin Deiner Selbstsucht gemacht. Was ist nun von der anmuthigen Frau, dem Muster der Freundlichkeit und Einsicht übrig? Nichts als ein entmuthigtes Wesen, halb sinnlos, beinahe in kindischen Zustand verfallen. Ja, ja, Du hast nicht nur ihre milde Natur unter Deiner Barschheit vernichtet, Du hast ihren Geist abgetödtet; und Du kannst jetzt selbstzufrieden auf eine Sclavin nieder-

sehen, welche zittert, wenn sie nur den Augen ihres Unterdrückers begegnet . . . eine Mutter, welche so ganz und gar vernichtet ist, daß sie selbst ihr Kind nicht gegen den Henker zu vertheidigen wagt, der dahin geht, es auf dem Altar des Geldgötzen zu opfern!"

„Schweig', sage ich!" polterte Romys. „Du bist in meinem Hause; ich verbiete Dir . . ."

„Ich werde sprechen, sprechen bis ich mein Herz entlastet habe," fuhr Blondeel mit beschleunigter Heftigkeit fort. „Es ist doch das letzte Mal, daß Du mich siehst. Ah, es ist beschlossen? Hermina ist zu demselben Loose verurtheilt, wie meine Schwester? Wohlan, Du bist Herr, ich gebe es zu; aber ich, Jan Blondeel, und meine Schwester, wir sind gleichfalls Herren über das, was uns zugehört. Du rechnest auf das Vermögen, welches wir hinterlassen werden; Du meinst, dasselbe komme von Rechtswegen Deiner Familie zu. Ich sage Dir, Romys, wenn Hermina mit Pottewal sich verheirathet, so sollen Deine Kinder keinen Heller von uns erben. Und müßten wir Alles vorher verzehren und im Elende sterben, es soll Nichts übrig bleiben, davon darfst Du überzeugt seyn!"

Diese Drohung schien Romys einigen Schrecken einzuflößen; denn er wurde plötzlich ruhig, faßte den Arm seines erzürnten Schwagers und sprach mit einem strahlenden Lächeln:

„Ei, Freund Jan, suche Dich zu beruhigen. Das ist nur so ein eitler Gedanke, der Dir durch den Kopf fährt."

„Wie? Du glaubst mir nicht?"

„Du bist sicherlich kein Mensch, um zwei oder drei hunderttausend Francs zu verthun!“

„Dann vermachen wir es den Armen.“

„Nein, nein, Du hast zu viel Liebe zu der Familie.“

„Ungläubiger Mann!“ rief Blondeel ungeduldig. „Ich gebe Dir mein Ehrenwort, es soll so geschehen... Nun, der Du einen so hohen Werth auf das Geld setzest, kann der Verlust von mehr als zweihundertfünfzigtausend Francs Dich nicht zur Ueberlegung zwingen?“

„Pottewal bringt vier hunderttausend Francs in die Familie. Du bist zu gut und rechtschaffen,“ murmelte Romys.

„O, es ist schrecklich!“ stieß Herr Jan mit heiserer Stimme aus. „Ich muß fort, sonst rührt mich noch der Schlag. Es sei also entschieden: martere meine Schwester, bis ein Irrenhaus oder das Grab sie aufnimmt; verkaufe Dein Kind an einen rohen, an Leib und Seele verdorbenen Menschen. Aber hoffe nicht, daß Du mich noch jemals in Deinem Leben sehen wirst. Lebe wohl, lebe wohl auf immer!“

Mit diesen Worten wandte er sich nach der Thüre.

Romys wollte ihn noch am Abgehen hindern; er aber widersetzte sich und rief noch, während er seinen Arm losriß, im Gehen:

„Nein, nein, sprich mir von Nichts mehr; mein Entschluß ist nun auch unveränderlich. Morgen machen wir ein Testament, und Alles soll nach unserem Tode an das Armenhaus in Schärbeek fallen. Es besteht keine Gemeinschaft mehr zwischen uns. Lebe wohl!“

Er eilte auf den Gang. Noch einmal bemühte sich Romys, ihn daselbst aufzuhalten und sprach beinahe flehend:

„Komm', Freund Jan, sei vernünftig. Laß uns in den Saal zurückkehren. Ich werde Dir beweisen, daß Du mit Unrecht gegen mich aufgebracht bist..."

„Laß mich, ich kenne Dich nicht mehr!" grollte Blondeel, in den Garten eilend.

„Julie," sagte er, die alte Frau mit Thränen in die Arme schließend, „es ist das letzte Mal, daß Du mich siehst. Das Schicksal hat seinen Spruch gethan; Hermina ist verurtheilt. Gott beschirme sie ... und Dich gleichfalls, meine arme Schwester!"

Dann faßte er, gegen seinen Schmerz mit Gewalt ankämpfend, Ernst bei der Hand und rief mit fieberhafter Ungeduld, während er ihn zum Aufstehen nöthigte:

„Komm', mein Freund, das ist ein Haus des Unglücks. Ziehen wir ab!"

Madame Romys wollte ihren Bruder zurückhalten; Bonifacius selbst bemühte sich abermals, ihn zu beschwichtigen; aber er zog Ernst mit Gewalt auf dem Gartenwege fort.

Im Augenblick, da sie vor dem Hause anlangten, erschien Hermina auf der Schwelle einer Thüre in der Ecke des Gartens.

Ernst warf dem zitternden Mädchen, welches die Arme nach ihm ausgestreckt hatte, einen langen, wehmüthigen Blick zu. Seinem erregten Gefühle beinahe unterliegend, machte er eine Bewegung, als wollte er auf sie zueilen; aber Blondeel zog ihn auf den Hausgang und warf die Thüre hinter sich zu.

„Ernst! Ernst!“ rief das arme Mädchen, mit solcher Verzweiflung, daß ihre Stimme gleich einem Todesschrei durch den Garten ertönte. „Ernst! O Gott, er geht fort, auch er verläßt mich!“

Und auf den Knieen wankend, suchte sie sich an einem Steine oder einem Fenstergesimse zu halten; aber ehe sie zu dem einen oder andern gelangen konnte, schwand ihr alle Kraft und sie sank bleischwer zur Erde nieder.

Madame Romys lief voll Schreckens und Jammers herbei, beugte sich über ihre Tochter nieder, nahm deren Kopf in ihre Arme und benetzte das bleiche Antlitz ihres Kindes mit schmerzlichen Thränen.

Inzwischen stampfte Bonifacius Romys vor Ungeduld und Verdruß mit den Füßen und versicherte brummend, er werde sich weder durch Geschrei noch Geheul, und noch weniger durch eine lächerliche Komödie an der Ausführung dessen, was im Interesse der Familie unabänderlich beschlossen wäre, hindern lassen. — Er rief seiner ältesten Tochter und der Magd, welche unmittelbar im Garten erschienen.

Therese zuckte die Achseln und schien gleichfalls die Ohnmacht ihrer Schwester für eine erheuchelte Komödie anzusehen.

„Nun, ein wenig schnell!“ befahl Romys der Magd. „Strecke Deine Hände aus, Sophie. Wir wollen sie im Zimmer auf einen Stuhl setzen und ihr das Gesicht mit Essig reiben ...“

Mit diesen Worten hob er die arme Hermina vom Boden auf und trug sie in's Haus. Die Mutter und die Schwester folgten. Es wurde in dem Garten still und einsam, als wäre Nichts daselbst geschehen.

VI.

Es war noch sehr früh am Morgen. Fräulein Marie Blondeel saß in dem kleinen Saal ihrer Wohnung vor einem Tische, worauf einige Tassen und Teller für das Frühstück zurechtgesetzt waren. Sie schaute sinnend vor sich hin und schüttelte zuweilen in verdrießlichem Nachdenken den Kopf.

Ihr Bruder trat, mit ebenso trauriger Miene, diesen Augenblick in den Saal und ließ sich an dem Tische auf einen Stuhl niedersinken.

„Nun, Marie, Du mußt Dich darüber trösten," sagte er.

„Mich darüber trösten?" wiederholte das Fräulein mit einem Seufzer. „Niemals, Bruder; dieser Kummer bleibt mir bis auf mein Sterbebett!"

„Es ist Nichts daran zu ändern. Man muß sich mit Geduld in den Spruch des Schicksals fügen."

„Wenn Du noch einmal nach Darlingen gingest?"

„Was würde das helfen, Schwester? Was kann ich noch mehr, was noch Stärkeres sagen? Romys wird stets unbeugsam bleiben; die vier hunderttausend Francs von Pottewal stechen ihm in die Augen. Nach Darlingen gehe ich nicht mehr; es ist vergeblich, und ich will mich nicht mehr der Gefahr aussetzen, vor Zorn einen Schlag zu bekommen . . . Wo ist Ernst? Schläft er noch?"

„Schlafen, Jan? Du spottest. Wer weiß, ob der unglückliche Junge die ganze Nacht nur ein Auge geschlossen hat. Er geht in seinem Zimmer schon seit zwei Stunden auf und ab."

„Seine Verzweiflung muß wohl groß sein, Schwester.“

„Unendlich, Bruder. Der arme Ernst! So grausam den Traum seines ganzen Lebens vereitelt sehen! Wissen, daß die Geliebte seines Herzens zu einem schmerzvollen Leben verurtheilt ist!“

„O, der geldgierige Romys! Er soll sich nicht unterstehen, mir noch einmal unter die Augen zu kommen. Mir dünkt, ich wäre im Stande, mich selbst zu vergessen!“

„Wirst Du diesen Morgen zu dem Notar gehen, Bruder?“

„Ich weiß nicht, wozu ich mich entschließen soll,“ antwortete Blondeel zweifelnd. „Hermina trägt doch sicherlich keine Schuld an ihres Vaters Starrköpfigkeit. Sollte es recht sein, wenn wir sie dafür durch Enterbung strafen sollten?“

„Da bist Du wieder mit Deiner übertriebenen Güte. Romys kennt Dich wohl und hält sich für überzeugt, daß Du Deine Drohungen nicht in Ausführung bringen wirst. Darum verachtet er Deinen Rath wie Deine Bitten. Hermina wird in Besitz von einer halben Million kommen. Glaubst Du, daß hunderttausend Francs weniger oder mehr ihr Unglück verhüten werden?“

„Nein, aber es ist doch unserer Schwester Kind.“

„Gewiß, Jan; und könnte unser Erbgut sie nur einen einzigen Tag trösten, so würde ich derselben Meinung mit Dir sein; aber sollen wir denn Romys seinen Triumph sichern und ihn durch unser Vermögen für seine seelenlose Habsucht belohnen? Keine wei-

tere Ueberlegung, Jan. Warum sollen wir gutmüthig einwilligen, immerdar das Opfer schlechter Menschen zu bleiben?"

„Aber, Schwester, wem sollen wir unser Vermögen hinterlassen? Menschen, die uns gewiß völlig fremd sind?"

„Höre, Jan, ich habe mir die Sache reiflich erwogen; und mich wundert es nur, daß wir nicht früher auf den Gedanken gekommen sind, welcher da ganz unerwartet in meinem Geiste aufgestiegen ist. Ist Hermina einmal verheirathet, so werden wir ganz allein sein. Wir werden sie zwar immer lieben, aber die Erinnerung an sie wird uns Nichts als eine Quelle der Betrübniß sein. Ich glaube das Mittel gefunden zu haben, um Etwas zu thun, was sie in ihrem Unglück erfreuen und uns einen großen Trost in unsern alten Tagen gewähren kann. Wie, wenn wir Ernst de Cock als unser Kind, als unsern Sohn, als unsern einzigen Erben annähmen?"

„Welcher Gedanke!" rief Blondeel.

„Der arme Junge ist in düstere Verzweiflung versunken; er hat keine Eltern, keine Familie. Laß uns dem hinterbliebenen Sohne Deines Freundes selig einen Vater, eine Mutter und eine Familie geben. Vielleicht wird dieser Beweis von Zuneigung ihm den verlorenen Muth wieder schenken . . ."

„Still, Schwester, da höre ich Ernst auf der Treppe. Dein Plan leuchtet mir ein; aber das ist ein Entschluß von höchster Wichtigkeit. Wir werden noch darüber sprechen."

Der junge Mann trat in das Zimmer und näherte sich dem Tische, indem er einen leisen Gruß flüsterte.

Er war sehr bleich, und seine Züge, obwohl scheinbar ruhig, verriethen die Spuren des äußersten Kummers.

„Nun, nun, mein Junge, ein Bischen Muth," sagte Blondeel. „Setze Dich nieder; wir warten schon eine Weile auf Dich, um an das Frühstück zu gehen."

„Ich habe keinen Hunger, Herr Jan," murmelte de Cock.

„Aber man muß doch essen."

„Ich wollte Sie Etwas fragen, Herr. Vielleicht werden Sie es seltsam finden, daß ich so zur Unzeit mit Ihnen von ernsten Dingen rede, aber ich habe Vertrauen zu Ihrer Güte. Sie werden wohl einsehen, daß ich unglücklich bin . . ."

„Nun, was ist es? Du erschreckst mich!" rief Jan Blondeel, indem er ihn verwundert anschaute.

„Sie haben, dem Andenken meines Vaters zulieb, edelmüthig die Vormundschaft über eine Waise übernommen," fuhr Ernst fort. „Der verwaiste Knabe hat die Wohlthaten seiner Beschützer genossen, ohne sich jemals um die Berechnung seines Erbguts zu bekümmern; der Vormund hat niemals einer solchen Rechnung erwähnt. Ich bin Ihnen dafür aufrichtig dankbar, Herr Jan; es war lange mein Stolz, denken zu dürfen, daß Sie niemals an meinem Herzen zweifelten. Nun bitte ich Sie um Entschuldigung: ich sehe mich genöthigt, nach meiner Rechnung zu fragen. Viel kann nicht mehr von dem übrig bleiben, was meine Eltern mir hinterlassen haben; aber wie wenig es auch sei, es wird mir zu einer Beihülfe und einem Rettungsmittel dienen."

„Ernst, Ernst, welche wunderlichen Gedanken gehen Dir durch den Kopf?“ rief das Fräulein mit einiger Bekümmerniß.

„Deine Rechnung?“ wiederholte Blondeel. „Ist jetzt der Augenblick, nach solchen Dingen zu fragen?“

„Mein Verlangen ist nicht, eine umständliche Rechnung zu erhalten,“ sagte der Jüngling in traurigem Ton. „Ich ersuche Sie nur, die Güte zu haben, mir mit einem einzigen Worte zu sagen, ob mir noch Etwas übrig bleibt.“

„Ob Dir noch Etwas übrig bleibt?“ antwortete Blondeel. „Deine Rechnung ist leicht zu machen; sie ist gemacht. Zwanzigtausend Francs bleiben Dir übrig.“

Ernst schüttelte den Kopf und sprach mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Nein, nein, seien Sie aufrichtig gegen mich. Ich habe nur dreißigtausend Francs von meinen Eltern geerbt. Mein Unterhalt, meine Erziehung seit meiner Kindheit, mein Aufenthalt in England müssen nicht viel weniger gekostet haben. Alles, was ich zu hoffen wagte, war, daß mir vielleicht noch fünf- oder sechstausend Francs bleiben würden. Ich segne Sie, Herr Blondeel, für Ihre edelmüthige Absicht; aber eine solche Rechnung kann ich nicht annehmen.“

„Und ich liefere keine andere, mein Freund.“

Marie Blondeel sprach mit sanfter Theilnahme:

„Armer Ernst, Du bist recht unglücklich! Tröste Dich, dieser bittere Kummer wird sich in kurzer Zeit mildern. Du verlangst Geld? Warum?“

„Ich will fort, weit fort von hier, nach Amerika.“

„Wie? über's Meer? Welcher Gedanke!“

„Ja wohl, und ich soll Dir Geld geben zu einem so verzweifelten Thun?“ rief Blondeel erschrocken.

Ernst setzte sich auf einen Stuhl am Tisch und sprach mit überraschender Ruhe:

„Ich bitte Sie, meine edeln Beschützer, zweifeln Sie nicht an dem Ernst meiner Worte. Mein Vorsatz, nach Amerika zu gehen, ist meinerseits ein ruhig erwogener und reiflich überdachter Entschluß. Lassen Sie uns aufrichtig sein. Was soll ich hier noch anfangen? Hermina war die Quelle und der Grund meines Muthes. Von nun an würde es mir an Lust und Willen gebrechen, mir durch eigene Kraft eine Laufbahn zu eröffnen. Soll ich nun nach Brüssel gehen, um als Gehülfe bei dem einen oder andern großen Bauunternehmer in Dienst zu treten?“

„Niemals, niemals, Ernst,“ fiel das Fräulein gerührt ihm in die Rede; „sind wir nicht hier, um Dir Muth zu geben und zu helfen?“

„Es sei; ich weiß, Fräulein, daß Ihre Güte ohne Grenzen ist; aber bedenken Sie einmal: wenn ich in Brüssel bleibe, werde ich der schrecklichen Prüfung ausgesetzt sein, ihr täglich vielleicht zu begegnen, ihr zu begegnen am Arm von . . .“

Sein Auge flammte; die Röthe des Zorns trat auf seine Stirne, und er fuhr mit zitternder Stimme fort:

„O, mein Gott, und wenn er sie unglücklich macht, und wenn ich die Verzweiflung in ihren Augen lesen muß, werde ich dann nicht, mitten auf der Straße, den Tyrannen in's Angesicht schlagen, welcher solchergestalt aus Selbstsucht das Leben eines Engels vergiftet? Werde ich ihn nicht verfolgen müssen, bis

er den Kampf annimmt? Soll Blut zwischen dem Henker und seinem unschuldigen Schlachtopfer fließen?"

Bei diesen Worten war Ernst aufgesprungen; er zitterte an allen Gliedern und schien mit krampfhaft geballter Faust einen unsichtbaren Feind zu bedrohen.

Herr Blondeel faßte den aufgebrachten Jüngling um den Leib; Fräulein Marie legte ihren Arm auf seine Schulter, und beide suchten ihn zur Ruhe zu bringen.

„Ich bin Mann," murmelte er; „ein Herz wie das meinige läßt sich so nicht tödten. Ha, wenn ich nicht an seinem Muthe zweifelte! Wer weiß, er wird vielleicht zusagen? Er oder ich! Sie wird erlöst sein . . . oder werde ich wenigstens nicht mehr auf Erden sein, um ihr Unglück mit anzusehen!"

„Armer Junge! Er ist sinnlos!" jammerte Marie mit Thränen in den Augen. „Ach, Blondeel, wehre ihm! Er bringt mir vor Schrecken beinahe den Tod . . ."

Ueber den Angstruf der guten Marie betroffen, ließ sich der Jüngling wieder auf seinen Stuhl fallen und schwieg still, obwohl er noch sichtbar bebte.

„Nun, Ernst, mein armer Freund," sprach Jan Blondeel, „komm' zu Dir selbst. Du hast Unrecht, es ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Sechs Wochen, zwei Monate, es ist so lang. Es können noch Umstände eintreten, welche Hermina's Heirath vereiteln."

„Nein, nein," murmelte der Jüngling mit einem muthlosen Lächeln auf den Lippen. „Sie wollen mir nur aus Edelmuth, aus Mitleid diese Hoffnung einflößen. Es ist Alles verloren!"

„Aber Du wirst Dich krank machen, Ernst. Beruhige Dich, ich bitte.“

„Es ist aus, Herr Jan,“ antwortete der junge Mann mit bitterem Spott in der Stimme. „Wahnsinn, in der That. Was habe ich für Ansprüche, um mich einer Familie aufzudringen? Welches Recht steht mir zu, Etwas vertheidigen zu wollen, das einem Andern zugehört? Vergeben Sie diese Aufwallung des Bluts einem Jüngling, dessen Seele sich gegen ein so grausames Loos erhebt! Aus dem Vaterlande zu entfliehen, ist das einzige Rettungsmittel: in Amerika werde ich vielleicht vergessen, was ich zu träumen gewagt habe. Sie am Arme von Pottewal sehen? Nimmermehr, nimmermehr! Geben Sie mir, ich flehe Sie an, was mir von meinem Erbe übrig bleibt. Wenig oder viel, ich will mich nicht sträuben gegen die Dankbarkeit, welche Ihre Wohlthaten mir auferlegen; aber helfen Sie mir und lassen Sie mich fort!“

Fräulein Marie faßte Ernsts Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Du willst fort, Ernst? Fort aus dem theuren Vaterlande, um Dich in einem andern Erdtheile herumzutreiben? Muthlos dahin leben, ohne daß ein Freund Dir zur Seite steht und Dir Trost zuspricht? Bleibe; sei nun uns allein, was Du so lang zusammen mit Hermina gewesen bist. Wir haben keine Kinder; unsere Familie verursacht uns Nichts als Verdruß. Werde uns ein Sohn; wir werden Dich lieben und die Wunden Deines Herzens heilen.“

„Unmöglich, gute Marie,“ seufzte der Jüngling.

„Haben Sie Mitleid mit mir: lassen Sie mich abreisen!“

Und in eindringlicherem Tone und mit feuchten Augen fuhr das Fräulein fort:

„Ernst, sei etwas nachgiebig gegen alte Leute, die Jemand haben müssen, den sie lieben können. Hermina ist für uns verloren; Du allein kannst noch Ziel und Gegenstand unserer Zuneigung sein. Sieh', wir haben seit Deiner Kindheit über Dich gewacht, für Deine Zukunft gesorgt und von Deinem Glück geträumt, wie Vater und Mutter bei ihrem Kinde. Jetzt, da Hermina unserer Liebe entrissen wird, willst Du gleichfalls fort? Uns allein lassen? Was soll uns noch bleiben? Trauer über das Schicksal der armen Hermina, und Schrecken über die Unsicherheit Deines Geschicks! O, Du hast ein dankbares Herz; Du wirst nicht so gefühllos sein, um diejenigen unglücklich zu machen, welche Dir so viel Liebe erwiesen haben.“

„Unglücklich machen?“ murmelte der Jüngling. „Meine Abreise sollte Sie unglücklich machen, Sie, meine Wohlthäter?“

„Gewiß, ganz gewiß,“ bestätigte Blondeel mit dumpfer Stimme.

Es herrschte eine Weile Stille.

„Nun denn, ich werde bleiben,“ sprach Ernst mit festem Ton. „Der Himmel gebe mir Kraft, gegen den Kummer anzukämpfen. Sie haben Hermina geliebt, Sie lieben dieselbe noch. Ein neues Ziel wird meinem Leben angewiesen. Ich werde mich bestreben, ihre und meine Schuld abzutragen.“

Er stand auf und machte einige Schritte, um das Zimmer zu verlassen. Da er bemerkte, daß diese

Bewegung bei seinen Beschützern Erstaunen oder Besorgniß erregte, so sprach er sehr ruhig:

„Nein, seien Sie meinetwegen nicht länger bekümmert. Der Sturm ist vorüber. Mir schwindelt von all den auf einander folgenden Gedanken und Entschließungen der Kopf. Ich muß einige Augenblicke allein sein, um Ruhe zu finden. Lassen Sie mich ein Bischen in den Garten gehen; die frische Luft wird mir gut thun."

Blondeel und seine Schwester sahen ihm schweigend nach. Sobald er verschwunden war, sagte das Fräulein:

„Nun, Jan, willst Du noch zögern? Kein Aufschub mehr; noch heute müssen wir Ernst zu unserem Sohn annehmen. Dieser unwiderstehliche Beweis unserer Zuneigung wird ihm Stärke geben und ihn trösten. Du siehst es, er ist so dankbar und gutherzig, daß die bloße Vorstellung, seine Abreise würde uns betrüben, ihn von seinem Entschluß abgebracht hat. Du mußt sogleich zu dem Notar gehen und die Adoptionsacte aufsetzen lassen. Dann werden wir des lästigen Kopfzerbrechens überhoben sein."

„Ja, aber, Marie," bemerkte der Bruder nachdenklich, „die Adoption ist, wenn ich mich nicht irre, an viele rechtliche Förmlichkeiten geknüpft. Der Friedensrichter und der Gerichtshof haben dabei mitzureden. Ich will in dem Civilgesetzbuch einmal nachsehen."

Mit diesen Worten stand er auf und holte einen Band aus seiner Büchersammlung. Er trat damit zu seiner Schwester, legte ihn auf den Tisch und begann ihn durchzublättern. Als er endlich das ge-

suchte Kapitel gefunden hatte, las er einen Augenblick in der Stille und sagte dann:

„Was sehe ich hier? Artikel 344. Niemand kann von verschiedenen Personen, außer von zwei Ehegatten adoptirt werden. Also, Marie, können wir ihn nicht zusammen als Sohn annehmen. Nur Eines von uns beiden kann es.“

„Das ist recht ärgerlich,“ seufzte das Fräulein. „Warum hat man das in das Gesetz aufgenommen?“

„Ich weiß es nicht, Schwester. Adoptire Du ihn.“

„Gewiß, ich würde es recht gern thun; aber eine Frau! Es ist schicklicher, daß Du es thust, Blondeel. Dieß soll mich jedoch nicht hindern, ihn als unser beiderseitiges Kind anzusehen.“

„Es sei so, da es kein anderes Mittel gibt. Ich sehe hier, wie ich Dir voraussagte, daß wir unsere Erklärung zu allererst vor dem Friedensrichter abgeben müssen; hernach wird das Gericht durch einen Spruch die Adoption bestätigen.“

„O, wie wird dieß Alles wieder so lang dauern, Bruder!“

„Allerdings, Marie, die Justiz hat schlechte Beine.“

Katharine, die Magd, trat in das Zimmer und sagte mit einer Art Verwunderung:

„Herr, Fräulein, ich stand vor der Thüre, um den kupfernen Handgriff zu putzen; da erblickte ich unten auf der Straße ihren Schwager, Herrn Romys.“

Nach dieser Meldung entfernte sie sich wieder.

„Romys? Was hat das zu bedeuten?“ riefen gleichzeitig Blondeel und seine Schwester, während sie einander überrascht ansahen.

„Ist Etwas vorgefallen?“

„O Himmel, sollte noch Hoffnung vorhanden sein?“

„Laß mich allein mit ihm,“ sagte Blondeel.

„Nein, Bruder, dießmal werde ich Dein Verlangen nicht erfüllen,“ antwortete das Fräulein bedächtigen Tons. „Er ist erschreckt worden, und fürchtet, Du werdest Deine Drohung in Vollzug setzen. Er kommt jetzt, den Schlaukopf zu spielen, und will Dich durch listige Worte von Deinem Vorhaben abbringen. Du bist viel zu gut und lässest Dich leicht gewinnen. Ich werde hier bleiben, um Dir beizustehen. Mit einem Bischen Festigkeit werden wir die arme Hermina vielleicht noch retten. Wenn dieß noch möglich wäre, wie sehr würde es Ernst erfreuen!“

Die Hausglocke wurde angezogen, und kurz darauf erschien Herr Romys im Zimmer. Er sah sehr traurig aus, und selbst seine Stimme verrieth, während er leise seine Begrüßung aussprach, eine auffallende Niedergeschlagenheit. Als er bemerkte, daß die Andern Stillschweigen beobachteten und ihn mit einigem Mißfallen ansahen, sprach er:

„O Freunde, seid nicht mehr böse auf mich. Hermina heirathet Pottewal nicht.“

Diese Nachricht versetzte Blondeel in heftige Bewegung. Marie erhob ihre Hände zum Himmel und stieß einen Freudenruf aus; doch als ob der Zweifel an der Aufrichtigkeit von Romys ihr plötzlich schwer auf's Herz fiele, bezwang sie ihre Fröhlichkeit und fragte:

„Dürfen wir es auch glauben? Fest glauben? Hermina heirathet Pottewal nicht? Das hast Du doch gesagt?“

„Ja, Marie, sie heirathet nicht. Es besteht also

kein Grund zur Unzufriedenheit mehr zwischen uns, nicht wahr?"

Blondeel ergriff die Hand seines Schwagers, schüttelte sie warm und rief:

„Alles ist vergessen; wir sind wieder Freunde, gute Freunde."

„Holla! Nicht so rasch, Jan," fiel das Fräulein ein. „Wir wollen es bald sehen. Die Dinge sind zu weit getrieben, als daß man sie so leicht wieder in's Gleichgewicht bringen könnte. Ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, noch einmal einen solchen Verdruß erleben zu müssen. Sag' uns einmal, Romys, was ist geschehen? Du siehst so zerschlagen aus, als hätte Dich ein Unglück betroffen."

„Ach, Schwester," klagte Romys, „ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden! Kein Auge habe ich die ganze Nacht geschlossen; ich habe mir das Haar aus dem Kopfe ausgerauft. Jetzt ist es ein wenig besser; aber gestern Abend wäre ich, dünkt mir, im Stande gewesen, mich in's Wasser zu stürzen."

„Und dieß Alles, weil Hermina nicht heirathet?"

„Deßhalb nicht allein, Schwester. Es ist jedoch an sich schon schlimm genug. O, die Therese! Mit ihrer scheinbaren Zurückhaltung, mit ihrem abgefeimten Gesichte hat sie mehr Tücken im Leibe, als der schlauste Advokat. Was sie bei dem Getrögel mit dem dummen Pottewal davon getragen hat, weiß ich nicht. Ein Augenblick ist ihr jedoch genug gewesen, um alle meine Plane über den Haufen zu werfen. Denke Dir einmal, sie ist es, welche Pottewal heirathen wird!"

„Ah, ah, es ist Therese!" lachte Blondeel, seinem

Schwager auf die Schulter klopfend. „Dann wünsche ich Dir Glück, Bonifaz. Sie bringt der Familie jedenfalls die vier hunderttausend Francs, welche Dir in die Augen leuchten."

„Du begreifst mein Unglück nicht," fuhr Romys fort. „Sei überzeugt, es wird mir das Leben verkürzen."

„Aber wenn die Heirath von Therese Dich unglücklich macht, warum hinderst Du sie dann nicht?" bemerkte Marie.

„Hindern? Therese an Etwas hindern, Freunde? Das hieße so viel, als wenn man mit dem Kopfe gegen die Wand rennen wollte. Du meinst, ich sei starrköpfig? Sie ist noch viel starrköpfiger, als ich. Es ist seit gestern Nachmittag eine Hölle in meinem Hause gewesen! Hermina, die in Ohnmacht fällt; die Mutter, die heult und jammert . . . und zwischen diesem Allem kommt Pottewal, um mir zu sagen, daß er seinen Vorsatz geändert hat und lieber Therese heirathen will. Sie war gegenwärtig, als er dieß sagte. Ich glaubte, sie würde diesen Antrag mit Entrüstung verwerfen. Du weißt, sie hat allezeit eine Abneigung, einen Abscheu vor der Ehe gezeigt. Nun ja! die Schelmendirne hatte sich mit Pottewal verständigt; ihre Worte berechtigten mich wenigstens, so Etwas zu denken. Es war Nichts zu machen; ich habe mich vergeblich gewehrt: sie hat selbst ihren Brautschatz auf hundertzwanzigtausend Francs festgestellt. Es ist mein Untergang, der Untergang der Familie!"

Seine Zuhörer hatten während dieses Ausfalls mit Verwunderung auf seine Worte gehört. Sie be-

griffen nicht, was er für ein Unglück in Theresens Heirath sehen konnte.

„Aber, Romys," sprach das Fräulein, „mir scheint, Du solltest Dich über diese Veränderung eher freuen. Therese heirathet wenigstens nach ihrer Neigung; Du brauchst jetzt keines Deiner Kinder zu zwingen, eine Verbindung einzugehen, welche sie unglücklich machen kann; und überdieß ist die Gelegenheit, welche Dir so sehr einleuchtet, nicht für die Familie verloren."

„Und Du kannst sagen," brummte Romys, „daß sie viele, sehr viele Kinder bekommen wird. Viele Kinder! das Gut der Familie bis in's Unendliche zerstückelt werden. Befürchten müssen, daß meine Nachkommen arme Teufel werden können. Daß die Romys in Zukunft herabkommen, anstatt sich zu erheben! O, Schwester, dann rechne Dein Leben lang und spare Dir das Brod für Deine Kinder am Munde ab!"

„Dieß Alles erklärt noch nicht, warum diese Heirath Dir so große Betrübniß macht."

„Verstehst Du denn nicht, Schwester? Therese wird die Frau Pottewals; ich muß ihr hundert zwanzig tausend Francs mitgeben. Hermina wird niemals in ehelosem Stande bleiben. Wenn nun ihre kaltherzige Schwester einen Mann nimmt und ihren Vater betrügt, um nur heirathen zu können, was läßt sich, um Gottes willen, von Hermina erwarten? Sie wird sich gleichfalls verehlichen; und anstatt eines Brautschatzes werde ich nun zwei zu geben haben. Man zapft mir das Blut ab: ich bin ein ruinirter Mann!"

Noch versuchten Blondeel und Fräulein Marie

einige Bemerkungen, um ihn zu einer vernünftigern Ansicht von dem Stande der Dinge zu bringen; aber Romys schien darauf gar nicht Acht zu geben und sagte plötzlich:

„Unter all diesem Verdruß werde ich noch ganz vergessen, warum ich hieher gekommen bin. Meine Frau liegt krank zu Bette. Hermina ist gleichfalls krank. Der Gedanke, daß sie Dich nie mehr sehen sollen, erschreckt sie und preßt ihnen Thränen aus, daß es eine Qual ist, es nur mit anzusehen. Vergeblich habe ich mich bemüht, sie zu versichern, daß Du zu edelmüthig und gutherzig seist, um die Drohungen auszuführen, welche Du in einem Augenblick der Leidenschaft ausgesprochen hast; sie wollen Dich sehen. Endlich habe ich ihrem Gejammer nachgegeben und bin hieher gekommen, um Dich in ihrem Namen zu ersuchen, mit mir nach Darkingen zu gehen. Da sie krank sind und sich nach Deiner Gegenwart sehnen, so wirst Du gewiß ihre Bitte nicht abschlagen?“

„Ich bin bereit, Dir zu folgen,“ sagte Blondeel. „Und um so mehr, weil ich unterwegs mit Dir über gewisse Dinge, die mir am Herzen liegen, sprechen kann.“

„Und Alles ist vergessen, nicht wahr? Wir sind wieder Freunde, wie zuvor?“ fragte Romys.

„Das versteht sich,“ bestätigte Herr Jan. „Da Hermina . . .“

„Nicht so ganz, wie Du meinst, Jan,“ fiel ihm das Fräulein in's Wort. „Setze Dich noch ein Bischen, Bonifaz. Du hast nicht blos mit meinem Bruder zu thun. Ueberdieß haben wir einerlei Gesinnung.

Der einzige Unterschied ist, daß ich mich nicht so leicht durch honigsüße Worte verlocken lasse, vielmehr das Eisen schmiede, so lang es warm ist. Er sagt Dir, es sei Alles vergessen. Nun, da irrt er sich. Bis jetzt bleibt es unwiderruflich beschlossen, daß Deine Familie Nichts von unserem Vermögen erben soll."

„Ei, Schwester, Du treibst Deinen Spott," murmelte Romys.

„Spott? Verlaß Dich darauf," wiederholte das Fräulein. „Geh' nur, und Du wirst es sehen!"

„Blondeel, Du hast mir doch eben gesagt, es sei Alles vergeben und vergessen?"

„Ja, aber, Bonifaz, meine Schwester hat Recht. Es ist noch eine Bedingung dabei; und gerade darüber wollte ich mit Dir unterwegs noch sprechen."

„Eine Bedingung? Und welche, wenn es Dir beliebt?" fragte Romys mit sichtbarer Furcht, als sähe er voraus, was man von ihm verlangen würde.

„Setz' Dich nieder, ich bitte," fuhr das Fräulein mit gebieterischer Ruhe fort, „die Sache ist ernster, als Du glaubst. Ich könnte Dir sagen, daß mein Vorschlag von der Art ist, um Dich wirklich zu erfreuen, da das Leben Deines theuersten Kindes durch Annahme desselben für alle Zeit gesichert sein wird; aber ich kenne Dich, Bruder, und sehe voraus, daß Du alsbald wieder Dein Steckenpferd von hunderttausend Francs reiten wirst. Es ist der letzte Streit, welcher darüber zwischen uns sich erheben kann; laß uns also vernünftig und aufrichtig sein, gleich Leuten, die sich mit einander zu verständigen wünschen."

„Warum so viele Umwege, Marie?" fiel Romys mit erheuchelter Ruhe ein. „Sage einfach, was Du

von mir verlangst; ich werde Dir mit Freuden beweisen, daß Du mit Unrecht an meinem guten Willen zweifelst."

„Nun, wir werden es sogleich sehen," sprach das Fräulein. „Du kennst Ernst de Cock? Es ist ein schöner und ausgezeichneter junger Mann, nicht wahr?"

„Ja; er ist nicht häßlich, ich bekenne es. Ausgezeichnet? Das wäre möglich, wenn er nicht das größte und unglücklichste Gebrechen von der Welt hätte."

„Er ist arm, willst Du sagen?" fiel Blondeel ein. „Nicht so arm, als Du denkst . . ."

„Still, Bruder, laß mich machen, ich bitte Dich," rief das Fräulein, halb befehlend, halb flehend. „Sollte ich Dir wohl etwas Neues damit melden, wenn ich sage, daß Ernst de Cock und Hermina seit vielen Jahren einander innig zugethan sind?"

„Bah, Freundschaft zwischen Kindern, was hat das zu bedeuten?"

„Stelle Dich nicht so unschuldig, Romys. Du weißt es besser. Es ist mehr als bloße Freundschaft; sie lieben einander von Herzen."

„Eine Liebelei; es ist kein Ernst dahinter."

Dem Fräulein ging beim Anblick der unzerstörbaren Ruhe von Hermina's Vater die Geduld aus.

„Kein Ernst?" wiederholte sie mit erhobener Stimme. „Es ist so viel Ernst dahinter, daß wir hier auf der Stelle um Hermina's Hand für Herrn de Cock anhalten."

Romys stellte sich höchlich verwundert, brach dann in ein spöttisches Lachen aus und rief:

„Ha, ha, die Hand meiner Tochter für Ernst de Cock? Du willst Dich nur lustig machen, Schwester. Ein junger Springinsfeld, ohne Vermögen und Stand. Es ist Spaß, nicht wahr?“

„Bleibe gelassen, Jan!“ sagte das Fräulein zu ihrem Bruder, der auf seinem Stuhle unruhig zu werden begann. Die Geringschätzung, welche sein Schwager gegen Ernst an den Tag legte, hatte ihn verletzt; in diesem Punkt war er äußerst empfindlich. Seine Schwester wandte sich wieder zu Romys und fuhr fort:

„Höre zu, hier sind die Gründe, welche wir zu Gunsten dieser Heirath geltend machen können. Ernst und Hermina lieben einander aufrichtig; sie sind beide jung; die Natur hat sie gleich gefühlvoll geschaffen, hat sie mit denselben Neigungen, mit derselben Liebe für Alles, was edel und schön ist, begabt. Ernst ist arm, sagst Du? Er hat allerdings keine viermal hunderttausend Francs; aber er ist Civilingenieur, Schüler des berühmten Stephenson und mit all der Wissenschaft, all den Kenntnissen ausgerüstet, welche nothwendig sind, um ein Vermögen zu sammeln, welches unendlich größer, als dasjenige der Romys, werden kann. Im Uebrigen sind wir da, um zu helfen. Herzensgüte, Edelmuth, Schönheit der Gestalt, Kenntnisse, Entschlossenheit . . . er besitzt Alles, was einen Mann erheben kann. Wir sind überzeugt, Hermina wird mit ihm glücklich sein, so glücklich, als ein Mensch auf dieser Welt es werden kann; wir sind gewiß, daß sie Dich, daß sie uns ewig segnen werden, wenn wir durch diese Heirath den süßesten, den einzigen Traum ihres Lebens verwirklichen.“

„Schöne Worte," brummte Romys; „ich kann jedoch nicht glauben, daß Du im Ernste sprichst. Denke nicht mehr an diese Heirath, Schwester; es ist etwas ganz Unmögliches. Ein junger Mann ohne Vermögen!"

„Aber er wird ein ansehnliches Vermögen erwerben."

„Ungelegte Eier geben sehr unsichere Küchlein, Schwester. Und gewänne er auch noch so viel Geld! Er wird doch nur ein Neureicher sein. Die Romys sind Altreiche; sie verbinden sich nicht mit Leuten, die von gestern stammen . . ."

„Es ist nicht mehr auszuhalten!" fiel Jan Blondeel ein. „Du könntest den kühlsten Menschen dazu bringen, daß er aus der Haut fahren möchte! . . . Sag' einmal, Bonifaz, Du, der Du alle Zeit mit dem Alter Deines Geschlechtes prahlst, hast Du denn wirklich vergessen, daß Dein Großvater Arbeiter auf einer Lohmühle gewesen ist?"

Romys zitterte und erbleichte, als hätte er unversehens den Biß einer Schlange gefühlt. Er schwieg eine Weile und that sich Gewalt an, um seiner Herr zu bleiben. Dann sprach er mit einem herben Lächeln und unterdrückten Zorn:

„Ich habe einen solchen Hohn von Ihrer Seite, Herr Blondeel, nicht erwartet. Sie sprechen von Dingen, die schon sehr lange her sind; aber wäre ich auch der Enkel eines Arbeiters, so würde dieß doch noch kein Grund sein, meine Tochter wegzugeben an einen jungen Mann ohne Vermögen und ohne Namen . . . und, da Sie mich herausfordern, darf ich es wohl sagen: an den Sohn eines Bankerottirers!"

„Bankerottirers?“ schrie Herr Blondeel, welchen dieses Wort im Herzen verwundet hatte. „Bankerottirer?“

Und der ergrimmte Mann streckte seine zwei Fäuste gegen seinen Schwager aus, als wollte er ihm zu Leibe gehen. Das Fräulein trat zwischen beide und versuchte, sie zu beruhigen, doch wiederholte er das Wort „Bankerottirer.“

„Du siehst wohl, daß die Wahrheit nicht allezeit angenehm ist,“ sprach Romys in ruhigem, triumphirendem Tone.

„Ich muß mich zurückhalten, sonst lasse ich mich noch zu argen Dingen verleiten,“ sagte Blondeel. „Von meinem armen Freunde de Cock selig also sprechen? Von einem edelmüthigen Menschen, der mehr werth war, als alle Romys auf Erden? Er? Ein Kaufmann, der in seinem Handel Unglück gehabt hat? Der das Opfer unvorhergesehener Zufälle geworden ist? Der sein Vermögen größtentheils zu retten im Stande gewesen wäre, wenn er von den rechtlichen Befugnissen seinen Gläubigern gegenüber hätte Gebrauch machen wollen? Und der im Gegentheil Alles, selbst das Erbtheil seines einzigen Kindes aufopferte, um ein ehrlicher Mann, nicht allein vor der Welt, hörst Du, Romys, sondern auch vor seinem eigenen Gewissen und vor Gott zu bleiben! Ein Vater, der sich zur Armuth bequemt, um seinem Sohn einen fleckenlosen Namen hinterlassen zu können? Und er nennt einen solchen Mann einen Bankerottirer?“

„Nun, nun, man hat mir die Sache anders erzählt,“ antwortete Romys, der sich genugsam für

den Ausfall Blondeels gerächt zu haben glaubte. „Laß uns darüber nicht streiten, ich nehme das Wort zurück.“

„Hört,“ sprach Fräulein Marie entschlossen, „so kann es nicht fortgehen. Es muß bei unserem Zwiste zu einem Ende kommen. Vernimm, Romys, was ich Dir, um es kurz zu machen, zu sagen habe. Wir ersuchen Dich freundlich, Deine Zustimmung zu der Heirath zwischen Ernst de Cock und Hermina zu geben.“

„Niemals, Schwester; die Ehre der Familie allein . . .“

„So? Du bist also freundschaftlich nicht zu gewinnen? Wohlan, ich werde einen andern Grund geltend machen. Schlägst Du unsere Bitte ab, verweigerst Du uns das Mittel, Hermina's Glück zu sichern, das Mittel, sie in Zukunft vor der Bewerbung eines andern Pottewal zu schützen, dann ist Alles zwischen uns abgethan. Wir kennen Dich nicht mehr. Heute noch werden wir Ernst de Cock zu unserem Sohn annehmen und ihn zum einzigen Erben unseres Vermögens einsetzen. Zweifle nicht länger: das ist ein letzter Entschluß, der durch Nichts in der Welt umgestoßen werden kann.“

Romys betrachtete das Fräulein mit steigendem Schrecken; er wandte sein Gesicht nach Blondeel, in der Hoffnung, auf dessen Gesicht vielleicht eine gewisse Bedenklichkeit zu entdecken; aber Herr Jan nickte bestätigend und nachdrücklich mit dem Kopfe, so daß kein Zweifel übrig blieb, und murmelte statt aller Antwort:

„Es ist beschlossen, unwiderruflich beschlossen!“

„Liebe Freunde," seufzte Romys, „Ihr werdet mich bald glauben machen, daß Ihr im Stande wäret, Eure Familie, Euer eigenes Blut, zu Gunsten eines Fremdlings, zu vergessen? Aber Ihr seid edelmüthig; Ihr scherzet nur für den Augenblick. Nein, Ihr werdet Eure Schwester, Eure unschuldigen Nichten so grausam nicht enterben wollen? Der Plan, Ernst de Cock zu adoptiren, ist ein bloßer Einfall, nicht wahr?"

„Einfall?" wiederholte das Fräulein. „Wirf einmal einen Blick auf das offene Buch da, das vor Dir liegt, und sieh, womit wir uns vor Deiner Ankunft beschäftigt haben."

Romys beugte sich über das angedeutete Buch und murmelte erbleichend:

„Von der Adoption und deren Wirkungen. Ist es möglich? O, mein Gott, Alles stürzt auf mich nieder. Ein doppeltes Heirathsgut, zwanzig Kinder in Aussicht, mein Vermögen zerstückelt! Zu Hause Krankheit, Jammer, Doktor und Apotheker! . . . und hier eines Erbguts beraubt, das meiner Familie rechtlich zugehört! O, Freund Blondeel, gute Marie, habt ein Bischen Mitleid mit meinem Unglück!"

„Wir haben kein Recht, um Dir diese Heirath aufzudringen," antwortete das Fräulein. „Du bist völlig Herr über Dein Kind, wie wir über unser Vermögen. Du hast die Wahl; aber laß alle Hoffnung fahren, daß wir unser Vorhaben noch aufgeben können. Hermina's Glück hängt davon ab; wir werden nicht weichen."

Romys schaute eine Weile zu Boden, wahrscheinlich auf ein Mittel sinnend, um noch einer bestimmten Antwort zu entgehen. Endlich zuckte er traurig die Achsel und sagte:

„Ich werde viel thun, sehr viel, um Euch zu beweisen, welchen hohen Werth ich auf Eure Freundschaft setze. Laßt uns nicht weiter von dieser Sache sprechen. Ich werde daran denken. Es hat keine Eile, nicht wahr, da Hermina doch Pottewal nicht heirathet?"

„Nein, Bruder, es muß sogleich entschieden werden."

„Auf der Stelle, Bonifaz, stehenden Fußes," bekräftigte Blondeel.

„Aber Ihr thut mir Gewalt an, Ihr macht mich zum Opfer Eurer grausamen Tyrannei," erwiederte Romys ängstlich.

„Im Gegentheil, Bruder," war die kalte Antwort. „Du hast freie Wahl. Willst Du nicht zustimmen, so stehe auf und kehre heim. Wir nehmen das Civilgesetzbuch unter dem Kapitel Adoption wieder auf."

„Marie, Marie, Du bist unbarmherzig gegen mich! Ein doppeltes Heirathsgut, zwei Hochzeitsfeste. Ich bin ganz und gar ruinirt . . ."

„Hermina braucht kein Heirathsgut," sagte Blondeel.

„Kein Heirathsgut?" wiederholte Romys. „Herr de Cock begehrt kein Heirathsgut? Wovon soll er denn leben?"

„Sind wir nicht hier, um ihm zu helfen, wenn es nöthig ist?"

„Wehe, wehe! Und ist Euer Vermögen nicht gleichfalls das Gut unserer Familie?“

„Und was das Hochzeitsfest betrifft, so wollen wir es, wenn Du es erlaubst, ganz auf unsere Kosten geben.“

Romys beugte das Haupt und blieb einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken; dann seufzte er:

„Unsere Familie also erniedrigen! Mein Kind unglücklich machen! Ja, ja, denn es gibt kein Glück ohne Reichthum. Ihr fordert das Opfer? Wohlan, so bleibt Ihr auch verantwortlich für die Folgen dieser verhängnißvollen Heirath!“

„Du willigst also ein?“ rief Fräulein Marie freudig.

„Ich bin gezwungen; Ihr martert mich!“

„Aber Du willigst ein? Antwort, Romys!“

„Ja, ja, ich beuge mich unter die Gewalt.“

„Es ist vollbracht!“ jubelte das Fräulein. „Ich will Ernst im Garten aufsuchen. Er wird Dir so dankbar sein! Laß ihn glauben, daß Du freiwillig ihn zu Deinem Sohne annimmst.“

Romys streckte die Hand aus, um seine Schwägerin, welche aufgestanden war, zurückzuhalten; aber sie achtete nicht auf sein Bitten, sprang zum Zimmer hinaus und lief durch den Garten nach dem Pavillon, wo sie den jungen Mann, mit den Händen vor dem Gesichte, sitzen sah.

Diese traurige Haltung bewirkte, daß sie sogleich in ihrem schnellen Laufe einhielt. Sie trat langsam näher, während sie bei sich selbst sagte:

„Der arme Junge! Ich muß vorsichtig sein;

nach solcher Betrübniß könnte die Freude ihm schädlich werden."

„Ernst, Ernst," sprach sie, „ich habe gute, glückliche Neuigkeiten für Dich!"

Er erhob den Kopf und schaute sie unglaubig an.

„Hermina heirathet nicht!"

„O mein Gott!" rief Ernst aufspringend. „Habe ich recht gehört? Täuschen Sie mich nicht, gute Marie?"

„Ihr Vater ist drinnen; er hat uns die Botschaft gebracht, daß nicht sie, sondern Fräulein Therese sich mit Pottewal verheirathen wird."

Der gerührte Jüngling hob sprachlos die Hände zum Himmel empor.

„Komm, Ernst," sagte Fräulein Blondeel, „Du mußt Deine Freude ein Bischen mäßigen und mit mir hineingehen. Herr Romys will Dich sehen und Dir Etwas sagen, was Dir, wie ich überzeugt bin, große Freude machen wird. Aber wenn Du Dich nicht ruhig zeigst, wird es einen schlechten Eindruck auf ihn machen."

Er folgte ihr durch den Garten; sie ging nur langsam und sprach im Gehen weiter:

„Siehst Du, Ernst, Du hast gar keine Ahnung davon; aber es könnte möglich sein, daß noch heute alle Deine Wünsche in Erfüllung gehen. Wenn Herr Romys seine Einwilligung zu Deiner Heirath mit Hermina . . ."

„Wie? Was, was sagen Sie? Hermina könnte meine Braut werden?" rief der Jüngling aus, während er die Hand des alten Fräuleins faßte, sie mit

Gewalt zum Stehen brachte und ihr bebend in die Augen blickte.

„Sieh, da wirst Du plötzlich roth und bleich vor Erregung," bemerkte Marie mit verstelltem Mißfallen. „Das habe ich nicht gesagt. Aber das ist gewiß, daß Herr Romys günstig gestimmt scheint; er hat sogar beinahe sein Jawort gegeben. Nun komm, folge mir. Um des Glücks von Hermina willen, sei ein Mann und zeige Dich stark!"

Diese Warnung und der Anruf des Namens der Geliebten bewirkten, daß Ernst sich riesige Gewalt anthat, um die ungestümen Bewegungen seines Herzens zu bezwingen.

In das Zimmer tretend, führte Marie den Jüngling zu Herrn Romys, welcher aufgestanden war und mit zusammengepreßten Lippen und mit verstörtem Gesicht seinem künftigen Sohn entgegensah.

„Hier ist Herr de Cock," sagte das Fräulein, „der kommt, Dir dafür zu danken, daß Du ihm so edelmüthig die Hand seiner theuren Hermina zusagst."

„Sollte es wahr sein, mein Herr?" rief Ernst mit Thränen in den Augen; „o, Gott segne Sie für diese höchste Wohlthat!"

„Sparen Sie Ihre Dankesbezeugungen, ich bitte Sie, mein Herr," brummte Romys. „Ich bin es nicht, der Ihnen die Hand meiner Tochter schenkt. Es ist Fräulein Marie; es ist Ihr Vormund Blondeel."

„Vielleicht zweifeln Sie, mein Herr, ob ich wohl würdig bin, Ihr Sohn zu werden?" fuhr Ernst fort. „Gott wird mir Muth und Kraft verleihen,

um einst Ihre Achtung, Ihre Freundschaft, Ihre Zuneigung zu verdienen. O, glauben Sie mir, ich werde Ihr Kind glücklich machen!"

„Machen Sie dieselbe lieber reich, wenn Sie können; das soll mich mehr freuen," entgegnete Romys mit bitterem Spott. „Es wird Ihnen schwer genug werden, mein Junge; denn Sie wissen es vielleicht noch nicht, ich gebe meiner Tochter kein Heirathgut mit."

„Hermina, Hermina allein!" jubelte der Jüngling begeistert. „Ihr Glück muß mein Werk sein. Um es zu sichern, fühle ich die Kraft in mir, Wunder zu thun!"

„Wir wollen es abwarten," war die Antwort. „Dieses lustige Liedchen wird bald in eine andere Tonart übergehen; aber prägen Sie sich wohl ein, daß bei dem Schwiegervater Nichts zu holen ist. Ich gebe keinen einzigen Franc, keinen Centime, davon dürfen Sie überzeugt sein!"

„Ich begehre Nichts, als Hermina's Hand. Sie ist für mich der größte Schatz der Erde."

Romys zuckte mitleidig die Achseln.

„Worte, Worte, welche nicht viel verheißen," brummte er. „Wohl, heirathen Sie Hermina, und bestreben Sie sich, mich diese Heirath nicht bereuen zu lassen."

Sich zu Blondeel wendend, sagte er:

„Komm nun, Jan, gehen wir nach Darlingen. Diese Scene hat lang genug gedauert, und wir müssen noch Vormittags mit der Eisenbahn abgehen."

„Laß Ernst Dir auch Gesellschaft leisten, Romys,"

flehte das Fräulein. „Es ist schicklich, daß er zum Mindesten seine Verlobte begrüße; und Du wirst sehen, sein Erscheinen in Deinem Hause wird Krankheit und Kummer wie mit einem Zauberschlag vertreiben. Du hast doch gewiß Nichts dagegen, daß Ernst sich mit Dir nach Darlingen begibt?“

„Es ist nun doch so,“ seufzte Romys. „Mir ist Alles einerlei.“

„Einen Augenblick, ich will nur einen andern Rock anziehen,“ rief Blondeel. „In einer Minute bin ich zurück.“

Romys eilte ihm nach, ohne Zweifel, um mit ihm allein sprechen zu können.

Sobald beide das Zimmer verlassen hatten, sprang Ernst dem alten Fräulein an den Hals und rief mit thränenden Augen aus:

„Marie, gute Marie! Ihnen und Ihrem edeln Bruder, aber vornehmlich Ihnen habe ich diese unermeßliche Wohlthat zuzuschreiben. Dank, Dank, engelgleiche Seele; Sie lassen mich vergessen, daß ich keine Mutter habe! O, was mir auch geschehe, jeden Augenblick meines Lebens werde ich Ihren Namen segnen!“

„Nun, nun, werde mir nur nicht wahnwitzig; Du zerknitterst mir meinen Kopfputz,“ entgegnete das Fräulein. „Mache Hermina glücklich: einen andern Lohn begehre ich nicht.“

„So, so! Das geht gut!“ rief Blondeel, mit Romys in das Zimmer tretend. „Komm, Ernst, es ist noch Zeit genug, meiner Schwester Deine wohlverdiente Dankbarkeit auszudrücken. Nimm Deinen Hut, mein Junge, denke, daß Hermina noch Nichts

weiß und noch immer sich der Betrübniß hingibt. Hurtig; nicht gesäumt!"

Ernst gehorchte; — noch im Hinausgehen murmelte er mit tiefem Gefühl:

„Marie, gute Marie, habe Dank, habe Dank!"

Und eine halbe Stunde hernach flog Ernst auf den Flügeln des Dampfes nach Darlingen, um Hermina, seiner theuern Verlobten, die frohe Botschaft zu überbringen.

VII.

Es war nicht so einsam und so still, wie gewöhnlich in Darlingen: es mußte diesen Morgen etwas Besonderes vorgefallen sein.

Vor dem Stadthause trieb sich eine große Menge Volks herum, und man sah noch immer weitere Neugierige aus den langen Straßen herzulaufen. Hatte man vielleicht den Leichnam eines Ertrunkenen gebracht? War ein berüchtigter Dieb eingefangen und nach dem Polizeibureau geführt worden? Aber die Frauen und Mädchen vor dem Portale des Stadthauses schwatzten laut und lachten unaufhörlich. Was auch geschehen war oder noch geschehen mochte, es konnte nichts Trauriges sein.

Weiterhin auf dem Markte weilten hie und da Frauen und Fräulein höhern Standes, welche sich das Ansehen geben zu wollen schienen, als befänden sie sich nicht aus Neugierde, sondern nur so zufällig und im Vorbeigehen an diesem Orte.

„Es ist aber doch nur ein Neureicher," bemerkte eines der Fräulein im Tone tiefer Geringschätzung.

„Ein Neureicher, Fräulein Loots? Er hat Nichts: weniger als Nichts! und Romys gibt Hermina kein Heirathgut mit. Wovon sollen sie leben?"

„Ich kenne ihn nicht," sprach die jüngste der Frauen mit gedämpfter Stimme; „aber wenn es wahr ist, was man von seiner Familie sagt . . . Kennen Sie seine Familie, Madame Kwas?"

„Nun, nun, Madame Loots, stellen Sie sich nur nicht so unschuldig an; Sie wissen so gut wie ich, daß er ganz und gar keine Familie hat. Es ist ein Mensch von Lauternichts."

„Den umlaufenden Gerüchten zufolge soll sein Vater sehr schlechte Geschäfte gemacht haben?"

„Bankerott spielen ist gegenwärtig Mode."

„Armer Romys!" seufzte Madame Loots. „Dann will ich wohl glauben, daß er Verdruß hat."

„Verdruß? Ich habe ihm vorgestern hier auf dem Markte zu der Doppelheirath seiner Töchter Glück gewünscht, nur um zu hören, was er sagen würde. Ich mußte mich schnell auf die Beine machen; denn er wollte mich beißen, gleich einem wüthenden Hunde."

„Man sagt, Therese Romys sei gleichfalls sehr aufgebracht."

„Dazu hat sie sehr Recht," murmelte eines der Fräulein. „Wenn meine Schwester unsere Familie durch eine schmachvolle Heirath entehren wollte, mich dünkt, ich könnte mich vor Herzeleid auf den Tod legen."

„Daß Therese wüthend ist, läßt sich leicht errathen," sagte Madame Kwas. „Sie ist von Natur nicht freundlich und vergeht fast vor Hochmuth. Sie wollte

sich nicht an demselben Tage mit ihrer Schwester verehelichen, um nicht in Gesellschaft ihres neuen Schwagers gesehen zu werden. Ihr Oheim Blondeel und ihr Vater haben sie dazu gezwungen."

„So daß wir sie also zusammen nach dem Stadthause ziehen sehen?"

„O nein. Therese und Pottewal werden zuerst getraut. Eine Stunde hernach langt ihr Oheim Blondeel mit zwei Kutschen von Schärbeek an, und dann kommt die Reihe an Hermina."

„Woher wissen Sie das Alles so gut, Madame Kwas?"

„Ich weiß Alles. Nach der Hochzeit geht Hermina mit ihrem Oheim nach Schärbeek ab: so ist die Sache ausgemacht. Ihre Hochzeit wird zu Schärbeek gehalten, und ihr Oheim trägt die Kosten davon."

„Sie hat es wohl verdient," murmelte eines der Fräulein. „So aus ihrer Eltern Hause weggejagt zu werden . . ."

„Nein, dieß ist nicht der Grund. Es geschieht, um Therese zufrieden zu stellen, welche im Stande wäre, ihrer Schwester Bräutigam zu verhöhnen. Und überdieß findet der Geiz von Romys seine Rechnung dabei."

„Aber Hermina's Eltern werden doch ihrer Hochzeit nicht beiwohnen? Welche Schande für sie!"

„Dafür ist gleichfalls gesorgt. Madame Romys geht mit nach Schärbeek . . . Höre ich nicht Wägen? Seht, das Volk drängt sich gegen das Stadthaus. Da sind sie! Kommt, laßt uns weiter vorgehen. Ihr wollt nicht? Nun, so lebt wohl; ich muß in

der Nähe sehen, was Therese für ein Gesicht schneidet . . ."

Vor dem Rathhause hielten diesen Augenblick zwei Kutschen. Frauen und Mädchen drängten sich vor, um das Kleid der Braut sehen zu können. Schon seit zwei Monaten sprach man in der ganzen Stadt von diesen Heirathen und machte viel Rühmens von dem Reichthum des Brautstaates von Fräulein Therese.

Da steigt sie den Kutschentritt herab. Ihr Kleid ist von schwerer moirirter Seide und dunkelblauer Farbe; sie trägt einen weißen Atlashut mit einigen Blumen, eine große Diamantbrosche, Diamantohrringe, goldene Armbänder, Alles reich und schwer, doch nicht von sehr gutem Geschmack. Nichts desto weniger stechen die Diamanten den Zuschauern in die Augen; die Mädchen unter dem Volke murmeln Worte der Bewunderung.

Fräulein Therese bemerkte die beifällige Stimmung der Menge; sie erhob den Kopf noch höher und ließ ihren Blick kalt und stolz über die Umstehenden hinlaufen.

Pottewal, ihr künftiger Gatte, ist schwarz gekleidet und trägt eine weiße Halsbinde und weiße Handschuhe. Sein rothes, volles Angesicht gibt ihm einige Aehnlichkeit mit einem aufgeputzten Bauern; aber er ist vergnügt und lächelt dem Volke, das ihn anschaut, freundlich zu. Während man einen Augenblick wartet, bis die Eltern und die Zeugen ausgestiegen sind, nähert er sich seiner Braut und macht ihr mit lauter Stimme eine Bemerkung, die er selbst für ganz geistvoll zu halten scheint. Therese wird roth vor Scham

oder Wuth und führt ihren Bräutigam mit wenig freundlichen Worten zu dem Gefühl seiner Würde zurück.

Von den Eltern und Zeugen gefolgt, treten sie in das Stadthaus. Der Vorsaal ist mit Neugierigen und Bekannten angefüllt. Einige rufen Herrn Pottewal einen gutgemeinten Glückwunsch zu; Andere lachen oder erlauben sich freundliche Scherzworte. Pottewal glaubt darauf erwiedern zu müssen und sagt zu einem seiner besondern Freunde:

„Ja, Jan, die Leiter wird hinweggezogen; mit dem Junggesellenleben ist's vorüber . . .“

Aber seine Braut wendet den Kopf nach ihm um und schaut ihn so verweisend an, daß ihm das Wort beinahe im Munde stecken bleibt.

Er erkennt bei sich selbst, daß er eine Dummheit zu sagen im Begriff war, und ist ihr dankbar für ihre Zurechtweisung.

Man erreicht den Trauungssaal und stellt sich vor der Tafel auf, wornach der Bürgermeister den Gesetzesartikel über die Ehe vorzulesen beginnt.

Je länger der Bürgermeister mit seiner näselnden, nervenangreifenden Stimme fortfährt, seine gewichtigen Worte, eins nach dem andern, den Verlobten an's Herz zu legen, desto gerührter wird Pottewal. In den Augen von Madame Romys glänzt eine Thräne. Therese allein scheint unbewegt und richtet ihren kalten Blick mit solcher Festigkeit auf den Bürgermeister, daß der dadurch fast aus der Fassung gebrachte Beamte zu stottern beginnt.

Pottewal neigt sich zu seiner Braut und fragt sie flüsternd:

„Therese, meine Liebe, der feierliche Augenblick naht. Ich bin ganz gerührt — und Du?“

Sie blickt ihn mit einem bittern Lächeln an, und gibt keine Antwort.

Der Bürgermeister fragt die Verlobten der Reihe nach, ob sie einander als rechtmäßige Gatten annehmen wollen.

Die Stimme des Bräutigams ist dumpf und schwach; aus dem Munde der Braut ertönt das Jawort kurz, scharf und beinahe barsch.

Sie müssen ihre Namen unter den Ehevertrag schreiben; Pottewals Hand zittert ein wenig; Therese unterzeichnet ohne Zögern und mit einem einzigen Federzuge.

Es ist geschehen; man entfernt sich. Der Bräutigam sagt mit schmeichelnder, froher Stimme zu seiner Gattin:

„Therese, meine liebe Frau, nun gehören wir einander für's Leben an. Hat Dir das Herz nicht ein Bischen geklopft, als Du das ewige Gelöbniß aussprachest?“

„Wie bist Du doch so widerwärtig,“ entgegnete sie übler Laune. „Halte Dich, wie es sich ziemt. Das Publikum sieht auf uns. Wir sind doch keine Kinder mehr. Und lache nicht so: erinnert Euch, Herr, daß wir distinguirte Leute sind!“

Der arme Pottewal hätte gern durch freundliche Worte einige Freude in seiner Braut erweckt, aber ihre letzten Worte hatten ihm den Muth dazu genommen.

Er führte nun stillschweigend seine Frau zu der Kutsche . . . Die Pferde stampfen, die Peitsche knallt,

und das neuvermählte Paar verschwindet an der Ecke der langen Kirchstraße.

Das Volk vor dem Stadthause läuft durch einander und unterhält sich mit lauter Stimme; aber Niemand verläßt den Platz, obwohl mehr als eine Stunde vergeht, ohne daß etwas Neues die allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

„Horcht, da sind sie! Die Kutschen auf der Straße von Brüssel!“ ruft man. „Sie holen die Braut und werden sogleich hier sein!“

Wirklich hielten kurz darauf wieder zwei prächtige Kutschen vor dem Stadthause. Das Volk wogte auf und ab; Jedermann drängte sich heran, um des unbekannten Bräutigams ganz in der Nähe ansichtig zu werden.

Aus der ersten Kutsche stieg ein junges Mädchen, deren Erscheinung jedes Geräusch verstummen machte. Auf ihren Wangen erglühte die Schamröthe der Keuschheit; in ihren großen blauen Augen schimmerte der Stolz des Glücks. Es war, als ob die Freude ihrer Seele auf die Umstehenden ausstrahle; denn auf allen Gesichtern erweckte sie dasselbe stille Lächeln der Bewunderung und Theilnahme. Wie ist sie so schön, so herrlich in all dem Glanze jungfräulicher Anmuth! Ein Kranz von weißen Orangeblüthen umgibt ihre Locken; von ihrem Haupte wallt ein Spitzenschleier herab, der sie mit einer duftigen Hülle umschließt. Ihr Kleid ist von weißem Atlas, und der Schimmer desselben durch schneeige Gaze etwas gemildert.

Ein langes Gemurmel erhebt sich unter dem Volk: der Bräutigam ist aus der zweiten Kutsche ausge-

stiegen. Man kann ihn so in der Nähe betrachten, den Mann, von welchem seit zwei Monaten so viel in Darlingen gesprochen worden ist! Er ist es also, der wohlgefällige junge Mann, mit seinem schönen Gesichte, mit seiner hohen Gestalt, mit dem Stempel des Adels auf der breiten Stirne! Dieses beifällige Gemurmel ist die Aufwallung des Gedankens, daß er wahrhaftig es werth sei, der Gatte der schönen Hermina zu werden. In diesem Augenblick tadeln viele der Zuschauer sich selbst darüber, daß sie so viel Gift auf den Namen eines Mannes ausgespieen haben, dessen Aeußeres ihnen jetzt Achtung und Zuneigung einflößt

Ernst de Cock wechselt einen einzigen Blick mit seiner Braut; die Röthe der Rührung leuchtet auf Beider Stirne. Der Blick erregt den Umstehenden unwillkürlich ein gewisses Zittern, und sie schauen einander verwirrt an. Dieß kommt daher, weil in diesem Blicke zwei Seelen erschienen sind, weil er das Volk in zwei gefühlvollen Herzen hat lesen lassen. Ein Dankgebet zu Gott, ein Zeugniß einer unendlichen, einer ewigen Liebe!

Herr Jan Blondeel läßt seine Augen über die Zuschauer hinlaufen; er lacht, er ist roth vor Entzücken, und reibt sich die Hände, als wollte er sagen: „seht, ich habe gewonnen, ich werde glücklich sein!“

Die Eltern und Zeugen sind bereit; man tritt in den Vorsaal des Stadthauses. Viele Bekannte wünschen Hermina Glück; die Rosen jungfräulicher Scham erhöhen noch die Farbe ihrer Wangen; aber sie lächelt so süß, und dankt so innig mit ihren

glänzenden Augen den Freunden, welchen sie auf ihrem Durchgang begegnet.

Herr Romys sieht sehr unwirsch aus und scheint verlegen und beschämt über diese Heirath; seiner Frau dagegen strahlt die Freude aus ihrem Angesichte.

Auch diese Verlobten müssen eine Zeit lang das Verlesen des Gesetzes mit anhören; während des Bürgermeisters Stimme eintönig durch den Saal erklingt, sieht man, wie Hermina's Busen sich hebt und senkt; sie athmet sichtbar schwer vor Bewegung. Als sie das feierliche Jawort aus dem Munde des Geliebten fallen hört, springen die Thränen über ihre Wangen, und sie ist kaum im Stande, die feierliche Frage des Bürgermeisters zu beantworten . . . Ihre Mutter muß ihr behülflich sein, den Ehecontrakt zu unterzeichnen; sie zittert wie Espenlaub. — Es ist geschehen; sie wirft sich ihrer Mutter an den Hals und bricht an ihrer Brust in lautes Schluchzen aus.

Ernst de Cock nähert sich. Jetzt ist Hermina seine rechtmäßige Gattin; keine Macht auf Erden kann sie ihm mehr entreißen, die theure Gefährtin seines Lebens. Sie gehört ihm zu.

Er bietet ihr seinen Arm; er ist gleichfalls von Glückseligkeit überwältigt und vermag nicht zu sprechen. Beide verlassen den Saal, schweigend, tiefbewegt, mit niedergeschlagenen Augen, als ob sie von Kummer bedrückt würden.

Im Vorsaal flüstert Ernst:

„Meine theure Hermina, Du zitterst so! Du

weinst so heftig! Mir klopft gleichfalls das Herz im Busen."

„Sei stille, Ernst; lieber Freund, laß mich Athem holen. Ich unterliege vor Glück. O, wie ist Gott so gut!"

Mehr kann sie nicht sagen; und sie muß wirklich eine Stütze am Arme ihres Gatten suchen, um nur die Kutsche zu erreichen.

Die Peitschen knallen wieder, und die Pferde eilen schnellen Laufes nach der Kirche, deren Thürme am Ende der langen Straße sich erheben. . . .

. . . .

In einem Saale mit dunkelgrünen Vorhängen, schlecht beleuchtet und traurig in seinem Aeußern, saßen etwa zwanzig Personen um einen Tisch herum. Man hört in diesem Augenblick Nichts als das Geklirre von Messern und Gabeln, denn man hat die Kauwerkzeuge der Gäste ein wenig lang ruhen lassen, und jetzt ist ein neues Gericht aufgetragen: Jedermann ißt und in dem Gespräche ist eine Pause eingetreten.

Herr Pottewal und seine Frau sitzen in der Mitte an der Tafel. Romys befindet sich an dem einen Ende der Tafel, oder ihnen; er ordnet den Dienst an, überwacht Alles und gibt seine Befehle den vier gemietheten Tafeldienern, welche hin- und herlaufen, oder gleich Bildsäulen hinter ihm stehen bleiben.

Die übrigen Personen sind Herren und Damen, alle alt und sehr ernst von Miene. Sie heißen in der Reihenfolge ihrer Plätze: Romys-Doover, Doover-Romys, Bollincz-Pottewal, Doover-Crulhast, Bollincz-Romys, Pottewal-Cortbeen, Romys-Crulhast,

Cortbeen-Doover, Cortbeen-Pottewal, Romys-Romys, Pottewal-Pottewal u. s. w. . . . Sie sind alle nahe und fast widernatürlich mit einander verwandt, und ihre Namen bezeugen, daß sie der Bewegungslosigkeit selbst im Geschlechte und im Blute huldigen.

Herr Romys gibt genau Acht; sobald er bemerkt, daß der Teller von einem seiner Gäste leer ist, ruft er mit lauter Stimme den Dienern zu und sagt:

„Noch ein Bischen Truthahn für Madame dort! Ein Bischen Fülle für den Herrn dort! Nun, nun, man muß essen. Lassen Sie mich nicht glauben, es schmecke Ihnen nicht. Noch Etwas, noch ein Wenig, machen Sie mir die Freude!"

So nöthigt Romys durch unaufhörliches Zureden seine Gäste, mehr Speise zu sich zu nehmen, als sie wollen, obschon es ihnen an Eßlust nicht gebricht — aber mit dem Wein geht es nicht so verschwenderisch. Der freudebringende Trank wird nur nach langen Zwischenpausen in einfachen Kelchgläsern und auf Präsentirtellern herumgereicht; und es sind Gäste da, welche aus Durst oder aus Noth Wasser trinken. — Ein Herr neigt sich zu einer nebensitzenden Dame und flüstert ihr in's Ohr: „Die Lieferung der Speisen hat er in der Hauptsache dem Wirth aus dem Gekrönten Elephanten übertragen; darum möchte er gern seine Gäste von übermäßigem Essen selbst bersten sehen. Der Wein kommt aus seinem eigenen Keller; darum läßt er uns vor Durst verschmachten, der gemeine Geizhals!"

Die Meisten der Genöthigten haben Nichts mehr auf ihrem Teller; noch einige alte Damen sind im Rückstande; — aber diese sind nunmehr gleichfalls

fertig: das Gespräch fängt in der Zwischenzeit wieder an und wird vielleicht lebendiger.

„Ich esse gern Truthahn mit Trüffeln," sagt ein Herr, dessen Wangen vor Eßlust glänzen.

„Er ist vortrefflich zubereitet; eine leckere Sauce," antwortete eine alte Dame.

„Die unglücklichen Zähne," seufzt eine Zweite; „ich kann beinahe Nichts mehr beißen."

„Das ist ein Wetter, nicht wahr?" ruft aus der Ferne Jemand, der witzig sein wollte. „Jetzt sind es nicht die Krähen allein, die auf den Bäumen sitzen und Maulaffen feil haben: ich kann selbst kaum mehr Athem holen."

„Es wird ein Gewitter geben: die Fliegen stechen," bemerkt eine Dame.

„Die Kartoffeln werden wieder krank, sagt man. Die Hitze kann ihnen nicht gut thun."

„Alles Grün in unserem Garten welkt dahin."

„Der Mangel an Regenwasser ist noch das Schlimmste; mein Mann will sich mit Pumpbrunnenwasser nicht rasiren."

„Ha, ha, so lasse er seinen Bart wachsen; das wird Mode."

„Ja; er hat es einmal probirt. Er ist jetzt kein Cupido, aber dann sieht er abscheulich aus."

„Ha, ha, Herr Cortbeen mit einem Bart! Ich gäbe zehn Francs, wenn ich es sehen könnte."

„Sagt, wißt Ihr es schon, die österreichischen Metalliques sind um ein Procent gefallen; sie werden noch tiefer sinken."

„Die Kohlenminen steigen merklich . . ."

Und so geht es, immer hinkend, von Gericht zu Gericht bei dem fröhlichen Hochzeitmahle fort.

Therese Romys, die Braut, ißt wenig; sie hält den Kopf aufrecht und zeigt ein unbewegliches, vornehmes Gesicht. Bisweilen wird das Wort an sie gerichtet; denn neben ihrem Mann hat ein alter Herr seinen Platz, welcher durch scherzhafte Anspielungen ein Lächeln auf ihre Lippen zu locken sucht. Sie schweigt und will nicht lachen: man könnte sagen, sie sei unzufrieden.

Pottewal redet manchmal seine Braut an und spricht von dem Glück, das ihn erwartet, von seinem Haushalte, und von den schönen Pferden, die er für sie gekauft hat. Sie antwortet ihm beinahe gar nicht und tadelt ihn, daß er bei dem geringsten Worte, das gesprochen wird, so laut lacht. Der einfältige Mann glaubt, seine Frau sei von der Feierlichkeit des Tages noch allzu bewegt und entschuldigt ihre Theilnahmlosigkeit. Sie ist in der That während der zwei Monate ihrer Brautschaft so zuvorkommend, so freundlich gegen ihn gewesen, daß er sich nicht vorstellen kann, die Heirath habe eine so gründliche Veränderung bei ihr hervorgebracht.

Das Dessert ist aufgetragen, die Diener schenken jedem der Gäste ein Glas Schaumwein ein. Der Herr, welcher neben dem Bräutigam sitzt, nimmt eine volle Flasche aus den Händen eines Dieners, stellt sie vor sich auf den Tisch hin und flüstert Pottewal in's Ohr, er müsse, um so fröhlich zu sein, wie es für einen solchen Tag sich gebühre, einige Kelche Champagner trinken.

Romys bemerkt den an seinem Keller begangenen

Diebstahl; er sieht gar sauer dazu und brummt in sich hinein, aber er wagt seine Unzufriedenheit nicht auszulassen, denn der Herr ist eine vornehme Person in der Familie.

Pottewal trinkt in kurzer Zeit vier oder fünf Gläser Champagner; er beginnt röther zu werden, und seine Augen bekommen einigen Glanz.

Er steht auf und zieht ein Papier aus seiner Tasche, als wollte er Etwas vorlesen.

„Nun, was soll das werden? Was willst Du thun?“ murrt seine Braut bestürzt.

„Ich habe ein Stück Verse auf unsere Hochzeit machen lassen und will sie vorlesen. Ich bitte die Gesellschaft um Entschuldigung, wenn ich ein Bischen stottere . . .“

„Komm, setz' Dich nieder; mach' Dich nicht lächerlich!“ befiehlt seine Frau unwillig.

„Nein, nein, ich werde lesen,“ entgegnet er. „Es ist hier ohnedieß wie bei einem Leichenbegängniß; und an einer Hochzeittafel darf man schon ein Bischen lachen.“

Therese wird vor Scham oder vor Wuth über den Widerstand ihres Gatten roth bis hinter die Ohren. Sie schweigt und schlägt die Augen nieder.

Pottewal entfaltet sein Papier; er hat das Gedicht auswendig gelernt und liest mit fester Stimme:

Das Lob der Ehe.

Komisches Lied in drei Gesängen.

Erster Gesang.

„Es war zur Zeit, als all' die Thiere sprachen,
„Rein und unwissend in dem Paradies

„Der Herr noch unsere Eltern leben ließ;
„Sie wußten noch kein Kleid aus Feigenblatt zu machen . . .“

Pottewal hielt im Lesen an und schaute verwundert um sich. Ein mißbilligendes Gemurmel läßt sich hören; die Frauen wurden roth und verbargen ihr Angesicht; Therese stieß unverständliche Worte des Tadels aus.

„Fahren Sie fort, Herr Pottewal, fahren Sie fort,“ ruft der Herr neben ihm. „Es ist nichts Arges daran; wir wollen einmal lachen.“

Der Bräutigam begann wieder zu lesen:

„Sie wußten noch kein Kleid aus Feigenblatt zu machen;
„Doch mit der Unschuld, so viel ist gewiß,
„War's aus, als Adam in den Apfel biß . . .“

Ein Sturm der Entrüstung erfüllte den Festsaal; Therese nahm ihrem Bräutigam das Papier aus der Hand und zerriß es zornig in tausend Stücke. Die Thränen standen ihr in den Augen und sie schaute den unglücklichen Leser mit einem durchbohrenden Blick an, als wollte sie ihn verschlingen.

„Welche Manieren! Ist es möglich? Das ist schändlich!“ brummte sie mit bebenden Lippen.

Pottewal begreift nicht, warum Jedermann ihn so zornig und mit Verachtung ansieht. Er will sich entschuldigen und erklärt, er habe in dem Gedichte Nichts als einen unschuldigen Scherz zu sehen geglaubt; aber es scheine ihm jetzt, als ob ihm von dem Dichter ein Streich gespielt worden wäre. Er bittet die Gesellschaft und seine liebe Braut um

Vergebung und setzt sich ganz verblüfft und entmuthigt nieder.

Es herrscht eine lange Stille; die Frauen flüstern einander in die Ohren. Dieser Zustand wird für Pottewal peinlich und für Jedermann langweilig.

Romys gibt endlich mit lauter Stimme einem Diener Befehl, die Wägen kommen zu lassen. Therese steht auf und nimmt mit einigen kühlen Worten Abschied von ihren Blutsverwandten. Pottewal fühlt sich, während er seinen Oheim und seine Tante umarmt, im Herzen beklommen, und eine Thräne rollt ihm über die Wange.

Jedermann wünscht den Gatten eine glückliche Hochzeitreise, und sie verschwinden aus dem Saale, um die Kleider zu wechseln und sich für die fröhliche kleine Fahrt zu richten. . . . .

. . . .

Herr Jan Blondeel hat den Holzverschlag zwischen seinen zwei Sälen wegnehmen lassen. Sie bilden jetzt einen einzigen großen Raum, erhellt von vielen breiten Fenstern und mit duftenden Blumenguirlanden geschmückt.

Rund um eine lange Tafel sitzen ungefähr vierzig Hochzeitgäste; es sind Bekannte von Blondeel und seiner Schwester, Freunde von Ernst de Cock, Freundinnen, welche Hermina kennen gelernt hat, als sie noch zu Schärbeek wohnte, und die nicht aufgehört haben, sie zu lieben. Neben jedem bejahrten Herrn sitzt ein liebliches Fräulein; jede alte Dame hat einen jungen Mann zu ihrem Nachbar. Glückliche Mischung der Jahre, welche die Ausbrüche der jugendlichen Herzen mäßigt und in die gealterten

Herzen neue Jugend und neue Lebensfreude gießt. Köpfchen, mit Blumen bekränzt, Augen, von Begeisterung funkelnd, Lippen, auf welchen das Lächeln heitern Frohsinns für immer seinen Sitz genommen zu haben scheint . . .

Schon geraume Zeit dauert das schöne Fest; das Dessert wird aufgetragen. Der Saal ist erfüllt von einem verwirrten Getöse lauten Geplauders, von muntern Redensarten und von Glückwünschen, welche man einander von dem fernsten Ende der Tafel zuruft. Man lacht, man singt, es ist wie in einem Bienenkorbe; man sollte glauben, hundert Personen seien hier beisammen. Der Wein wird nicht gespart; jeden Augenblick hebt ein junger Mann sein Glas in die Höhe und bringt mit begeisterten Worten einen Trinkspruch aus zu Ehren des neuen Ehepaars; man jubelt, man läßt die Gläser erklingen, der Saal widerhallt und erdröhnt von Beifallklatschen.

Hermina, die schöne Braut, sitzt an der Mitte der Tafel, zur Seite des Mannes, welcher der Gegenstand ihrer Liebe und ihres Stolzes ist. Seltsam ist der Ausdruck ihres Gesichtes; sie treibt weit hinweg auf dem Strome süßer Gedanken und weiß gewiß nicht mehr, was rings um sie herum geschieht; aber ihre feuchten Augen erglänzen, und ihr Antlitz ist verklärt durch den Schimmer einer unendlichen Freude. Wenn sie den Blick zu ihrem Bräutigam erhebt, erzittert sie sichtbar vor Achtung und Liebe . . .

Glückliches Kind, ihr Traum hat sich verwirklicht; sie kann es kaum glauben; das Zujauchzen, das fröhliche Händeklatschen der Freunde bewegt sie allzu tief und macht, daß ihr beinahe die Sinne vergehen.

Ernst ist nicht minder erregt; ein mildes Lächeln strahlt von seinem Angesichte, doch sein Herz ist allzu voll, so daß er fast nicht sprechen kann. „Hermina, liebe, theure,“ ist Alles, was er flüstert, während er ihr zärtlich die Hände drückt.

Madame Romys sitzt neben ihrer Tochter. Die gute Mutter! Vielleicht ist sie die glücklichste von Allen, die hier gegenwärtig sind. Wie die Freude doch den Menschen verändert! Madame Romys ist um zwanzig Jahre jünger geworden; ihre bleichen Wangen haben sich rosenroth gefärbt; ihr Auge ist heller, ihr Busen hebt sich mit verjüngter Kraft; sie plaudert mit Lust und ist wieder die liebenswürdige, die lebhafte Julia Blondeel von ehedem geworden.

Onkel Jan und Tante Marie sitzen oberhalb der jungen Ehegatten. Sie feiern ihren Sieg, lassen ihre Blicke mit freudigem Stolze über die Tafel schweifen und muntern Jedermann zu Heiterkeit und Frohsinn auf. Herr Jan reibt sich die Hände und klopft sich auf den Bauch, während er voll Rührung seiner Schwester in's Ohr flüstert:

„O liebe Marie, was für ein schöner Tag, nicht wahr? Es thut mir gut, ich fühle es. Diese Hochzeit ist für mich wie zehn Jahre längeres Leben! Kann man in dem irdischen Paradiese wohl glücklicher gewesen sein, als wir es jetzt sind? Sieh Hermina an, sie zerschmilzt in Seligkeit. Und der arme Ernst, wenn er mir nur nicht den Verstand verliert!“

Ein schöner junger Mann, mit schwarzem Haare und geistvollem Blick, erhob sich jetzt, um ein Lied zu Ehren der Neuvermählten vorzutragen. Er ist

der Busenfreund von Ernst; er ist Advokat und Dichter. Das Geschnatter der fröhlichen Gäste legt sich; Jedermann horcht.

Mit gerührter Stimme, voll Gefühl und Ausdruck singt der Advokat nach einer Melodie, welche allen Gästen bekannt ist und ihnen das Herz im Busen klopfen macht:

„Mein Ernst, Du weißt, wie wir in frühern Jahren
„Gleich Söhnen von demselben Vater waren.
„Gemeinsam war uns Freude, Lust und Müh',
„Zwei treuergeb'nere Freunde gab es nie.
„Dein Haupt umstrahlt des höchsten Glückes Sonne,
„Das Herz frohlockt mir bei des Bruders Wonne;
„Die Bitt' entströmt ihm sammt dem Jubellied:
„Mög' Gott Dir schöne, zarte Kinder geben,
„O, mögst Du lang und unbekümmert leben
„Mit Deiner lieben, süßen Hermina!
„Viva! Viva! Viva!"

Dieser aufmunternde Refrain wurde von all den lebhaft erregten Gästen wiederholt; es war ein Stampfen mit den Füßen und ein Händeklatschen, als wollte man das Haus zum Einsturz bringen. Und so ging es, so oft bei einer neuen Strophe des Liedes der Jubelruf: „Viva! Viva!" die Gesellschaft zu einem neuen Ausbruch und zu neuen Glückwünschen hinriß.

Herr de Cock sprang auf, eilte an die Seite seines Freundes, des Dichter-Advokaten, schloß ihn in die Arme und drückte ihn kräftig an seine Brust. Es waren auch sehr edle, schöne Worte, welche aus dem Munde des Sängers in das Herz des gerührten Gatten überfloßen.

Ernst kehrte an seinen Platz zurück; aber er blieb aufrecht stehen und hob langsam sein Glas in die Höhe. Er ist erregt und scheint zu zittern; man sieht, daß er sprechen will; Jedermann streckt den Kopf empor; Einige verlassen selbst ihre Sitze.

Herr de Cock schweigt eine Weile: er sucht augenscheinlich seine Rührung zu bemeistern. Dann spricht er mit einer bebenden Stimme, deren scheinbare Ruhe zugleich das Herz mit Gewalt ergreift:

„Freunde, ich sollte nicht sprechen: es gibt Augenblicke, wo das Uebermaß des Glücks die Sinne verdüstert . . . aber meine Seele muß einen Ausweg finden für das Gefühl, wovon sie überwallt. Füllt Eure Gläser, meine lieben Freunde, und trinkt mit mir zu Ehren meiner Wohlthäter, zweier edeln Herzen, welche Gott mit einem reinen Strahl der himmlischen Güte begabt hat. Ich war eine Waise ohne Familie, allein und verlassen auf der Welt, zu Kummer, vielleicht zu Elend bestimmt. Zwei Engel haben die Flügel ihrer Liebe über das arme, unglückliche Kind eines Freundes ausgespannt; sie haben es geliebt, bewacht, erzogen, es in dem Schatten ihrer zärtlichen Sorgfalt heranwachsen und es beinahe vergessen lassen, daß es elternlos auf der Welt war. Wunderbare Seelen, deren Anhänglichkeit keine Grenzen kennt! Sie hatten es seit Jahren beschlossen: ihr Schützling sollte glücklich werden unter den Glücklichsten der Erde. Während er in England Tag und Nacht darnach strebte, derjenigen würdig zu werden, deren Bild seiner Seele eingeprägt war, arbeiteten sie mit unaussprechlicher Aufopferung darauf hin, dereinst den stolzen Traum des armen Waisenknaben

zur Wahrheit zu machen. Was Ihr hier seht, Freunde, all die Freude, all das Glück, ein ganzes Leben voll Seligkeit ist ihr Werk . . . o, Herr Blondeel, o, Fräulein Marie, kann ich Worte finden, um meine Dankbarkeit auszudrücken, unendlich, grenzenlos wie Ihre Güte! Ist meine Braut, ist meine süße Hermina nicht das Geschenk Ihrer Liebe? Ha! meine Kinder sollen, wenn dieselben ihr erstes Gebet zu Gott stammeln, zugleich lernen, was Sie für ihren Vater gethan haben; die Erkenntlichkeit gegen die Wohlthäter des armen Waisenknaben soll das Erbtheil meiner Söhne werden. Aber dieß ist nicht genügend, um meine schwere Schuld gegen Sie abzutragen, nicht wahr? Sie fordern noch etwas Anderes von mir? Um Ihnen zu lohnen, muß ich Ihre gute Hermina glücklich machen? Theure Pflicht, erfreuliche Aufgabe! Wohlan, edle Beschützer, Gott gebe Ihnen ein langes Leben! Und so Sie einen einzigen Tag sehen, daß ich den Engel, den Sie mir anvertraut haben, nicht selbst gegen den Schein eines Kummers zu schützen weiß, so erklären Sie mich für unwürdig, niederträchtig und undankbar . . . aber nein, nein, nein, ich werde die Wohlthat vergelten: Hermina soll glücklich sein! . . ."

Ernst de Cock vergaß, auf die Gesundheit von Blondeel und seiner Schwester zu trinken; er sank, von Rührung übermannt, auf seinen Stuhl. Seine Braut verbarg ihr Angesicht an seiner Brust. Allen Gästen standen Thränen in den Augen; es herrschte eine ergreifende Stille im Saale; nur hie und da hörte man einen Seufzer oder ein leises Schluchzen.

Nach einer Weile jedoch begannen die Stimmen allmälig sich wieder zu erheben; einige junge Leute suchten die Stille durch fröhliche Scherze und Freudenrufe zu vertreiben. Die Heiterkeit tritt wieder in ihre Rechte ein, und das verwirrte Geplauder erfüllt von Neuem den Festsaal.

Der Tag beginnt sich zu neigen. Fuhrwerke halten vor der Thüre; Bräutigam und Braut stehen auf. Die Stunde des Abschieds ist gekommen. Alle Freundinnen Hermina's kommen, sie zu umhalsen; alle Freunde Ernst's kommen, ihn in die Arme zu drücken. Die ganze Gesellschaft weint und lacht zu gleicher Zeit. Glückwünsche mischen sich zwischen das herzliche Lebewohl, und noch einmal erdröhnt das Haus von wiederholten Nachrufen, während die jungen Eheleute mit ihrer Mutter und ihren Wohlthätern den Saal verlassen. . .

Bald hört man Peitschenknallen und Pferdegetrappel. Die schöne, die glückliche Hochzeitreise hat begonnen. . .

Ende des ersten Zeitabschnittes.

Zweiter Zeitabschnitt.

I.

An einem Nachmittage des Jahres 1847 verließen zwei Frauen die St. Johanniskirche zu Darlingen, wo sie dem Gottesdienst angewohnt hatten. Eine derselben ging gebückten Hauptes und sah traurig aus.

Am Ende der langen Kirchstraße angekommen, blieben sie stehen, um einander Lebewohl zu sagen und hernach verschiedene Wege einzuschlagen. Die ältere der beiden Frauen sprach mit gedämpfter Stimme:

„Sei guten Muths, Therese. Sicherlich irrst Du Dich; Pottewal ist ein guter Junge; er begehrt nichts Anderes, als ein Bischen Freundlichkeit von Dir.“

„Ach, wie bin ich doch so unglücklich!“ seufzte die Andere. „Selbst bei meiner eigenen Mutter kann ich keinen Trost finden. Pottewal ist in Deinen Augen ohne Fehler. Würdest Du ihn nur einmal in der Nähe kennen lernen, Mutter! Er ist

träg, gleichgültig, gefühllos wie ein Stück Holz, und er achtet auf mich ebenso wenig, als ob ich seine Dienstmagd wäre."

„Aber das Alles ist nur Einbildung von Dir," entgegnete die alte Frau. „Ein Mensch ist so, wie er ist. Wäre Pottewal von kräftigerem Geiste, so würdest Du wahrscheinlich Dich über sein barsches Wesen beklagen; nun da er gutmüthig ist, tadelst Du ihn wegen seines Kaltsinns. Du bist nicht gerecht, Therese."

„Daß ich Dir doch mein Unglück nicht begreiflich machen kann!" sagte die Andere verdrießlich. „Denke einmal, Mutter, er bleibt Tage lang zu Brüssel, zu Antwerpen, oder zu Löwen; ich sitze allein in meinem Zimmer, vergessen und verlassen; ich sorge und spare, um unser Vermögen zu vermehren; er macht wenige Geschäfte und verschwendet die kostbare Zeit, ohne beinahe Etwas zu verdienen. Kommt er nach Hause, so ist er noch keine halbe Stunde bei mir, da will er schon wieder in's Caféhaus, oder er gähnt vor Langerweile, oder legt sich schlafen. Habe ich ein so bitteres Leben verdient?"

„Ich kann unmöglich wissen, Therese, wie weit Deine Klagen begründet sind," antwortete die Mutter, „aber wie dem nun sei, ich kann nichts Anderes, als meinen Rath wiederholen. Zeige Deinem Mann bei seiner Heimkehr stets ein heiteres Gesicht; es liegt Etwas in ihm, was Dir nicht behagt, gib es ihm mit Sanftmuth zu verstehen; aber hüte Dich wohl, ihn barsch anzufahren, oder ihm grob zu begegnen, wenn er gut aufgeräumt ist und sich freundlich gegen Dich bezeigt. Dieß ist

nicht das Mittel, um glücklich zu sein. Du kennst Dich selbst, Therese."

„Hätte ich nur ein Kind, um meine Einsamkeit zu vergessen," sagte die Andere in sehr traurigem Ton. „Aber nein, selbst dieser Trost wird mir versagt. Ich werde kinderlos sterben! Alles, Alles für meine Schwester; Nichts für ein so armes, geplagtes Geschöpf wie ich. O, Mutter, ich wollte, ich läge auf dem Kirchhofe!"

Die alte Frau faßte ihre Tochter bei der Hand, und sagte mit Theilnahme, doch zugleich halb verweisend:

„Nein, sprich keine so abscheulichen Dinge, mein Kind. Herr Pottewal wird mit dem Sechsuhrzuge nach Hause kommen, nicht wahr? Befolge einmal meinen Rath. Umarme ihn liebreich, umarme ihn ..."

„Mutter, Mutter, glaubst Du denn, daß wir noch Kinder sind?" fiel ihr Therese in's Wort.

„Nun gut; umarme ihn nicht; drücke ihm freundlich die Hand, zeige Dich freundlich, rede von Dingen, die ihm angenehm sein können; und Du wirst sehen, daß er nicht davon sprechen wird, in das Caféhaus zu gehen, und daß er sich an Deiner Seite nicht gelangweilt fühlen wird."

„Aber hat denn Pottewal zufällig bei Dir über mich Klage geführt! Ich sollte doch so Etwas erfahren müssen!"

„Ganz und gar nicht, Therese; aber Du bist mein Kind, und ich kenne Deinen Charakter. Es liegt viel Gutes auf dem Grunde Deines Herzens, aber Du wirst nur zu leicht ärgerlich, und bist von Natur nicht freundlich."

„Ach, ich werde künftig noch an meinem eigenen Unglück schuld sein müssen!“

„Was wagst Du denn, wenn Du es einmal erprobst, ob mein Rath gut ist oder nicht?“

„Soll ich etwa Pottewal schön thun und schmeicheln?“

„Nein, nicht schmeicheln; ihm nur ein Bischen Freundlichkeit bezeigen . . . Nun, Therese, lebe wohl, Dein Vater möchte sonst über mein langes Ausbleiben böse werden. Gedenke der Worte Deiner Mutter!“

Sie nahm ihren Weg dem Beguinengarten zu; Therese entfernte sich nach der entgegengesetzten Richtung.

Am Ende der Straße, die sie eingeschlagen hatte, stand eine alte Frau, mit dicken, finnigen Backen und grauen Haaren. Sie hatte Therese von fern kommen gesehen und schien auf sie zu warten. Indem sie auf sie zutrat; sprach die Alte mit klagendem Tone:

„Arme Madame Pottewal! Wie bleich! Sie sind leidend, nicht wahr? Meine Augen sind nicht mehr gut; dennoch kann ich auf fünfzig Schritte bemerken, daß Sie Kummer haben. Nun, ein Bischen Muth, meine Liebe; es wird mit der Zeit schon besser werden.“

„Sie irren sich, Madame Kwas,“ sagte die Andere, „ich bin zufrieden, ich habe keinen Kummer.“

„Ja, ja, Madame Pottewal, so spricht man allezeit. Es ist nicht genug, daß die Frauen dazu geschaffen sind, unter der Barschheit der selbstsüchtigen Männer ihr Leben lang zu Boden gedrückt zu werden; die herzlose Welt hat ihnen auch noch die Pflicht

auferlegt, ohne Klage Alles zu dulden und zu verkümmern. Sehen Sie einmal Herrn und Frau Doover-Cortbeen. Befinden sie sich in Gegenwart anderer Menschen, so sprechen sie nichts als freundliche Worte und flattiren und liebkosen einander wie Turteltauben; aber sobald sie wieder allein sind, oder die Katze auf das Seil kommt*), werfen sie einander die häßlichsten Scheltworte an den Kopf. Dieß ist der Fall mit vielen Familien in Darlingen und an andern Orten: auf dem Aushängeschild steht ein irdisches Paradies abgebildet; inwendig ist es eine Hölle, wo die Teufel selbst davon laufen würden."

„In der That, Madame Kwas, es ist wohl so," murmelte die Andere. „Wer hätte vermuthet, was im Hause von Snek-Bollinckx vorgeht?"

„Was geht da vor?" fragte die alte Frau mit einem Funken freudiger Neugier in den Augen.

„Arge Dinge."

„Arge Dinge? Und ich weiß Nichts davon! Sprechen Sie schnell, Madame Pottewal. Ich habe eine Pique**) auf die Sneks; es sind Neureiche, aufgeblasene Leute."

„Madame Snek hat ein blaues Auge und ein geschwollenes Gesicht . . ."

„Ah, das wußte ich: sie ist gestern in den Keller gefallen."

---

*) Ohne Zweifel nach dem Zusammenhang so viel als: wenn es zu einem Zank unter ihnen kommt.

A. d. U.

**) Im Texte: tand = Zahn, etwa gleich dem französischen pique = Groll.

A. d. U.

„O, die Einfalt, ja ihr Mann hat ihr seine Hand etwas schwer auf die Stirne gelegt.“

„Wissen Sie das gewiß, Madame Pottewal?“

„Ihre Magd hat es unserer Magd als Geheimniß erzählt. Es scheint, daß dort nicht selten solche Scenen vorfallen.“

„Die Männer, die Männer!“ rief die alte Frau, den Blick zum Himmel gerichtet. „Es gibt keinen Einzigen, der nicht den Galgen verdient. Scheinheilige Henker! Der beste ist noch ein Tyrann. Wahrhaftig, meine Liebe, ich habe Mitleid mit Ihrem Loose!“

Diese letzten Worte schienen Madame Pottewal unangenehm zu berühren; in ihren Augen leuchtete ein Strahl gekränkten Stolzes. Sich bezwingend, sprach sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit:

„Mitleid mit mir? Warum? Es ist nicht der mindeste Grund dazu vorhanden.“

„Sie sind also ganz zufrieden mit Ihrem Mann?“

„Ja wohl; Pottewal ist der beste Mensch von der Welt, und ich schätze mich höchst glücklich in meinem Hause. Ein Paradies auf Erden würde es sein,“ fügte sie seufzend hinzu, „wenn Gott meine Ehe nur mit einem geliebten Kinde segnete; aber ich hoffe noch immer auf seine Barmherzigkeit.“

Madame Kwas schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Arme Frau,“ sagte sie, „einfältig genug, um zu glauben, Ihr Mann beschäftige sich einzig mit seinen Handelsangelegenheiten, während Sie einsam daheim sitzen und auf ihn warten. So sind wir Alle. Dieses blinde Vertrauen ist unser Unglück.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte die Andere erschrocken.

„Es ist so gar schlimm nicht,“ war die Antwort, „aber die größten Uebel haben einen kleinen Anfang. Ich würde mich sicherlich damit nicht befassen, wenn meine innige Neigung zu Ihnen mir nicht zur Pflicht machte, Sie zu warnen, so lange es noch Zeit ist.“

„Nun, nun, was wissen Sie?“

„Ei, Madame Pottewal, es ist hier nicht gut von wichtigen Dingen zu reden.“

„Gehen Sie mit mir nach Hause.“

„Nein, ich muß sogleich zur Auction bei dem sich zur Ruhe setzenden Fabrikanten Zavelman gehen; dort hört man Vieles, wovon man sonst Nichts erfährt. Lassen Sie uns auf dem Bollwerk noch ein wenig unter den Bäumen auf- und abgehen; dort trifft man kein Volk, und wir können ganz ungestört plaudern.“

Eine Nebenstraße einschlagend, begaben sie sich eiligen Schrittes nach der Promenade. Dort angekommen, wiederholte die jüngere Frau ihre Frage:

„Nun, nun, was haben Sie vernommen?“

„Sie sollen es hören,“ war die Antwort. „Sagen Sie mir einmal, Madame Pottewal, wissen Sie, was Ihr Mann am Mittwoch in Brüssel gethan hat?“

„Gewiß; er ist nach seiner Gewohnheit auf der Kornbörse gewesen.“

„Und er ist sehr spät nach Hause gekommen, nicht wahr?“

„Allerdings, mit dem letzten Zuge.“

„Hat er Ihnen Nichts von einem Schmause mit seinen Freunden gesagt?“

„Nein.“

„Sehen Sie wohl? Sie sind allzumal gleich scheinheilig. Weil sie wissen, daß die Frau zu Hause vor Langerweile krank wird und verkümmert, stellen sie sich, als ob sie an gar kein Vergnügen dächten. Herr Pottewal saß bereits am Morgen vor dem Caféhause Mille Colonnes *), um mit vielen lustigen Gesellen zu trinken, zu schwatzen und laut aufzulachen. Ihr Schwager de Cock saß neben ihm; sie scheinen sehr gute Freunde zu sein.“

„Was? Was?“ grollte Madame Pottewal mit unterdrückter Wuth. „Ernst de Cock saß neben ihm und sprach mit ihm auf der Straße? Oeffentlich? Er wird wissen, warum!“

„Sie haben ihm also verboten, mit seinem Schwager zu reden?“

„Ja, gewiß, ich habe es ihm verboten. Das sind keine Leute für uns. Kann es nicht anders sein, so muß er wohl einmal das Wort an sie richten; aber auf der Straße, vor den Mille Colonnes, mitten auf dem Münzplatze!“

„Ich gebe Ihnen im Grunde Recht, Madame Pottewal; man muß mit solchen geringen Leuten nicht viel Gemeinschaft haben, und wäre es nur, um sich vor der Hand gegen den Augenblick zu verwahren, da sie Geld von Ihnen entlehnen wollen. Das ist es jedoch nicht, wovon ich mit Ihnen sprechen muß. Ihr Mann hat an jenem Tage mit etwa zehn Freunden bei Dubos dinirt. Daß der Wein nicht gespart wurde, und daß man äußerst lustig gewesen

*) Tausend Säulen. A. d. U.

ist, können Sie leicht errathen. Und während die Champagnerstöpsel den selbstsüchtigen Männern um die Ohren flogen, saßen ihre Frauen in trauriger Einsamkeit zu Hause, um die Maschen an einem Gestrick zu zählen, und dachten vielleicht mitleidig an den Gatten, der sich draußen abmüht, um ein paar Säcke Getreide an den Mann zu bringen."

Madame Pottewal schwieg einen Augenblick still; sie wehrte sich noch gegen die Bestrebungen von Madame Kwas und wollte dem demüthigenden Bekenntniß, daß sie in ihrer Ehe nicht glücklich sei, sich entziehen.

„Aber," sagte sie, „jetzt erinnere ich mich, daß mein Mann mir in der That Etwas von einer Wette erzählt hat, welche von einem Kaufmann aus Antwerpen verloren wurde. Die Wette galt ein Diner."

„Einem Kaufmann aus Antwerpen?" rief die Alte lachend. „Es ist Franz Pottewal, Ihr Mann, welcher die Wette verloren und das köstliche Mittagsmahl allein bezahlt hat."

Diese Entdeckung brachte eine gewaltige Wirkung auf die andere Frau hervor, welche nur mit Mühe ihren aufflammenden Zorn zu verbergen vermochte. Dennoch sprach sie nach einer Pause mit überraschender Ruhe:

„Ich werde mir von Pottewal erklären lassen, warum er mir den Verlust dieser Wette verschwiegen hat; außerdem sehe ich kein so großes Unrecht darin, wenn er sich mit Freunden ein Bischen vergnügt."

„Nun, es steht Ihnen zu, was Sie davon denken wollen, meine Liebe; ich habe Nichts dagegen, wenn

Sie zufrieden sind. Dann will ich aber schweigen und Ihnen Nichts davon sagen, wo Herr Pottewal den Nachmittag und wahrscheinlich den Abend zugebracht hat."

„O Himmel! Vielleicht im Hause meiner Schwester Hermine?"

„Nein, in Vauxhall, hinter dem Park. Kennen Sie Madame Dools von Darlingen, welche jetzt in Brüssel wohnt?"

„Die hochmüthige Närrin?"

„Den aufgeblasenen, prahlsüchtigen Pfau."

„Und was wissen Sie davon?"

„Stunden lang saß Ihr Mann an demselben Tische mit ihr in dem Garten."

„Unmöglich!"

„Und er war sehr gesprächig und schien viel Vergnügen in der Gesellschaft der gefallsüchtigen Frau zu finden."

„Ei, ei, das sind schreckliche Dinge," rief Madame Pottewal in heiserem Tone. „Es ist unglaublich! ... aber, aber, war sie allein mit ihm?"

„Nein, ihr Mann saß daneben; doch der horchte auf die Musik und gab nicht Acht auf das eifrige Gespräch."

„Sie sind eine böse Zunge, Madame Kwas!" fuhr die Andere ergrimmt gegen sie auf. „Was ist daran zu verwundern, wenn mein Mann mit Herrn und Frau Dools spricht, wenn er ihnen zufällig begegnet?"

„Böse Zunge?" entgegnete die Andere. „Die Wahrheit hat stets eine böse Zunge. Wenn Alles so ganz einfach wäre, wie Sie meinen, warum sollte Pottewal seine Gänge vor Ihnen geheim halten?"

„Aber, um Gottes willen, was wollen Sie sagen? Was denken Sie?“

„Ich will Nichts sagen und ich denke Nichts, das ist Ihre Sache. . . . Da schlägt es fünf Uhr; die Auction bei Zavelman wird beginnen; beurtheilen Sie selbst, was Ihnen zu thun ansteht; ich habe Sie gewarnt, es war meine Pflicht.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ ihre Genossin mitten auf der Promenade stehen.

Mit zur Erde gesenktem Blicke, bleich vor Verdruß und bebend vor innerer Bestürzung, erwog Madame Pottewal die arglistigen Worte der alten Frau. Wohl sagte ihr die Vernunft, daß es Nichts als Verlästerung war, auf bösliche Weise vorgetragen, um sie zu betrüben und aufzuregen. Sie legte sich selbst die Frage vor, ob es nicht natürlich wäre, daß ihr Mann seine Bekannten anrede, wenn er ihnen begegnete. In Bezug auf diesen Punkt beruhigte sie sich völlig in ihrem Gemüthe; aber ihrem Naturell war Mißlaune und Bitterkeit genug beigemischt, um viele andere Ursachen zum Zorn in den Enthüllungen von Madame Kwas zu finden. Ihr Mann hatte öffentlich sich neben Ernst de Cock niedergelassen und vertraulich mit ihm gesprochen. Er hatte durch eine dumme Wette unbezweifelt ein Diner für zehn Personen verloren. Vielleicht war Ernst de Cock auch von der Gesellschaft gewesen; vielleicht hatten sie von ihren Familien gesprochen; vielleicht hatte Pottewal gegen Ernst geklagt. Er hatte den Nachmittag in Vauxhall zugebracht — und sich dabei vergnügt. Und dieß Alles hatte er ihr verschwiegen!

Sich umwendend, ging sie eiligen Schritts ihrer

Wohnung zu; ihre Augen funkelten, ihre Lippen verzogen sich zu einer finstern Grimasse und sie murmelte feindselige Worte in sich hinein.

Vor der Thüre ihres Hauses war die Magd mit dem Ausklopfen eines Fußteppichs beschäftigt. Die ergrimmte Frau riß ihr denselben mit Gewalt aus der Hand und warf ihn auf den Gang.

„Hinein! Schnell!" rief sie, indem sie brummend der Magd in's Haus folgte. „Was soll das bedeuten? Warum klopfst Du den Teppich auf der Straße aus? Dumme Bäurin, die Du bist!"

„Aber, Madame, Sie haben mir verboten, damit in den Garten zu gehen," stammelte die Magd bestürzt. „Wo soll ich dann das Zeug ausschütteln? Doch nicht in den Zimmern?"

„Schweig', Unverschämte! Gehorche ohne Widerrede, oder ich jage Dich fort!"

„Ich wünsche Nichts mehr, Madame, als zu thun, was Sie . . ."

„Schweig'! Nach Deiner Küche! Und laß mich in Ruhe: Deine Dummheiten zerreißen mir die Nerven!"

Sie öffnete die Thüre eines Zimmers, warf Shawl und Hut auf einen Tisch und begann dann schnell in dem Gemach auf- und abzulaufen, als ob sie von fieberischem Zorn fortgerissen würde. Sie sprach in sich selbst hinein, streckte die Faust aus und schien mit Jemand im Streite begriffen zu sein.

Endlich verließ sie das Zimmer und schritt über einen offenen Platz. Dort lagen drei Jagdhunde, jeder vor seiner Hütte, und schliefen. Sie gab dem nächsten besten einen heftigen Tritt und rief:

„Da, fauler Brodfresser, sag' dieß deinem Herrn! Es wird nicht lang anstehen, so sollt ihr alle zusammen nach dem Bollwerk!"

Und weiter über den Platz gehend, trat sie in ein Magazin, wo zwei alte Taglöhner damit beschäftigt waren, einen Haufen Waizen umzukehren. Bei dem Geheul des Hundes hatten sie jedoch die Köpfe gedreht und ihre Arbeit einen Augenblick unterbrochen.

„Ha, so arbeitet Ihr, sobald Niemand auf den Fersen ist, um Euch zu bewachen?" fuhr sie aus. „Wir geben Euch das Brod, und Ihr bestehlt uns, wahre Diebe, die Ihr seid!"

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte der ältere der beiden Knechte. „Wir haben gut und redlich gearbeitet, aber wir glaubten zu hören, daß Sie uns . . ."

„Du wagst zu widersprechen?" polterte sie. „Du scheinheiliger Faullenzer, der meinem Mann so schlau den Pelz zu streicheln weiß? Hinaus zur Thüre! Schnell! Da gibt's Nichts zu entschuldigen . . . und hoffe nur nicht, daß Herr Pottewal Dich wieder kommen läßt. Es ist aus und vorbei; Du kannst anderswo suchen, wo man Tagdieben Kost geben will. Hast Du es gehört? Solltest Du Dich zu widersetzen wagen? Pack' Dich fort, sag' ich Dir!"

Der alte Arbeiter öffnete schweigend mit gebücktem Haupte und Thränen in den Augen die Thüre des Magazins und verschwand auf der Straße.

„Was Dich betrifft, Jakob," sprach sie zu dem Andern, der seine Arbeit wieder eilig aufgenommen hatte, „paß' auf! Wenn ich Dich noch einmal

unthätig überrasche, so wirst Du augenblicklich denselben Weg einschlagen!“

Sie kehrte in das Zimmer zurück, begann ihre ungeduldige Wanderung von Neuem und ließ sich zuletzt auf einen Stuhl fallen. Ihr Auge funkelte, ihre Lippen waren zusammengepreßt, und über ihr Gesicht zuckte es wie von einem bittern Hohngelächter.

Die Magd steckte den Kopf durch die Thüre und sagte:

„Madame, ich sehe Herrn Pottewal vom Ende der Straße herankommen.“

„Gut, bleib' in Deiner Küche!“ antwortete die Frau, ohne sich zu rühren. Aber kaum war sie allein, so stand sie von ihrem Stuhle auf und hielt den Blick drohend nach der Thüre gerichtet.

Schon auf dem Gang rief ihr Mann im Tone großer Freude:

„Therese, liebe Therese, ich bringe Dir gute Neuigkeiten!“

Und auf der Schwelle des Zimmers erscheinend, öffnete er die Arme, um seine theure Ehehälfte zu umhalsen, während er sagte:

„Therese, ich bin so glücklich! Glücklich in dem Gedanken, daß Du Dich freuen wirst. Ich habe heute zehn tausend Francs gewonnen! Die Freude hat mir . . .“

Er unterbrach seine Rede und blickte seine Frau mit plötzlicher Entmuthigung an.

„Wehe!“ seufzte er in traurigem Ton, „es ist also wieder dasselbe! Mein Gott, werde ich denn hier niemals etwas Anderem begegnen, als flammenden Augen und sauren Gesichtern?“

Seine Arme fielen nieder; der Kopf sank auf die Brust. Therese sah ihn mit bebenden Lippen und einem Lächeln voll drohenden Spottes an. Sie sprach jedoch Nichts und schien sich an seiner Niedergeschlagenheit zu ergötzen.

Das Haupt wieder erhebend, sagte Pottewal mit sanfter, klagender Stimme:

„Aber, meine Liebe, wie ist es möglich, daß Du so verdrießlich sein kannst? Habe doch ein Bischen Mitleiden mit mir. Schau, welchen Schmerz mir Dein schlimmer Empfang verursacht. Ein gutes Geschäft hatte sich mir dargeboten und einen Gewinn von zehntausend Francs eingetragen; das Herz hüpfte mir vor Freude in der Brust, nicht des Geldes wegen, sondern einzig bei dem Gedanken, daß dieser Gewinn Dir Vergnügen machen würde. Der Dampf war nicht schnell genug für meine Ungeduld; ich hätte Flügel haben mögen, um Dir schnell die gute Botschaft zu überbringen . . . und kaum betrete ich die Schwelle meiner Wohnung, so erstirbt mir alle Hoffnung, alle Fröhlichkeit im Herzen! Komm', Therese, sei ein Bischen gut gegen mich . . .“

„Scheinheiliger!“ schnaubte seine Frau, zitternd vor Wuth, „Scheinheiliger, der außer dem Hause sich der Schlemmerei und Liederlichkeit ergibt, und hier das leidende Schaf spielen will und das Opfer seiner niederträchtigen Selbstsucht um Mitleid anzuflehen wagt!“

„Aus Achtung vor unserem Namen, Therese, sprich nicht so laut,“ bat Pottewal. „Die Magd könnte uns hören.“

„Was kümmere ich mich um Deinen Namen," rief sie. „Gäbe Gott, ich hätte ihn niemals erfahren, diesen verhängnißvollen Namen, dann würde ich nicht hier sitzen und trauern wie eine Verlassene, während Du in Gesellschaft von schlechten Leuten trinkst, lachst und jubelst. Es ist wohl recht lustig in Brüssel, nicht wahr? Man trifft dort gute Freunde und muntere Frauen? Der Champagner ist ein edles Getränke? Er bewirkt, daß man die verhaßte, langweilige Gattin vergißt, und gibt dem dummsten Menschen Geist, nicht wahr, herzloser Betrüger?"

Pottewal erkannte in diesen Worten, daß seine Frau wegen gewisser Dinge, die er errathen zu können glaubte, solche Vorwürfe und Anklagen gegen ihn schleudere. Dieß beruhigte ihn einigermaßen, ja er freute sich sogar in der Hoffnung, durch eine aufrichtige Erklärung den häuslichen Sturm beschwören zu können.

„Komm', Therese," sagte er, „laß uns mit offenen Karten spielen. Es liegt Dir Etwas auf dem Herzen; sprich Dich deutlich aus; habe ich Unrecht gethan, so will ich es redlich anerkennen und Dich um Entschuldigung bitten!"

„Man möchte den Schlag davon bekommen!" grollte Madame Pottewal, welche wirklich bei der Kaltblütigkeit ihres Mannes fast vor Ungeduld verging. Was hätte sie nicht darum gegeben, ihn zornig zu sehen! Aber nein, er beharrte bei seiner unzerstörlichen Sanftmuth, einzig um sie zu reizen, dünkte ihr.

„Mann mit zwei Gesichtern!" fuhr sie fort, „es ist recht angenehm, nicht wahr, einer armen, unschul-

digen Frau allerlei Lügen weißzumachen, und dann in sich selbst hineinzulächeln und über ihre Leichtgläubigkeit zu spotten?"

„Ich warte, Therese, bis ich weiß, wessen Du mich beschuldigst."

„Es ist schon lange her, nicht wahr, daß Du Ernst de Cock gesehen hast?" stieß seine Frau heraus.

„Vorgestern habe ich ihn gesehen und gesprochen."

„Warum hast Du es mir verborgen?"

„Um Dir Verdruß zu ersparen, Therese."

„Heuchler! ha, ha, also um mir Verdruß zu ersparen, bleibst Du auf dem Münzplatze Stunden lang öffentlich mit ihm an demselben Tische sitzen?"

„Die Sache ist ganz einfach, Therese. Ich befand mich vor der Thüre des Caféhauses, bei der Börse, und sprach mit einigen Kornhändlern, als Ernst, über den Münzplatz gehend, mich bemerkte. Er kam zu mir heran und setzte sich zu mir nieder, um sich nach Deinem Befinden und nach Neuigkeiten von unsern Eltern zu erkundigen."

„Und Du hast bei ihm sicher über Deine Frau, und über den Kummer, den sie Dir anthut, geklagt?"

„Welcher Gedanke! Ernst ist keine vier Minuten bei mir geblieben. Er sprach mit mir von Deiner Schwester und von seinem Kinde . . ."

„Die Leute haben ein Kind!" rief Therese mit krampfhaft verzogenem Munde. „Sie kommen, um Dir davon zu sprechen und Dich zu bespötteln, und Du fühlst es nicht. Ich will nicht, daß Du noch einmal öffentlich mit de Cock ein Wort wechselst, hörst Du? Ich verbiete es Dir! Und merk' auf, daß Du niemals nach Schärbeek gehst!"

„Nun, ich will Dir den Willen thun, Therese, so weit es mir möglich ist, ohne mich lächerlich zu machen oder ungefällig zu zeigen. Sei also zufrieden und laß uns Freunde sein."

„Freunde?" wiederholte die zornmüthige Frau mit bitterem Lachen. „Ha, Du meinst, daß es damit fertig sei? Nein, Betrüger, es stehen noch andere Dinge auf Deiner Rechnung. Willst Du nicht wieder bei Dubos ein Diner einnehmen? Mußt Du nicht wieder in Champagner schwimmen? Singen, lachen, schlemmen mit einem Haufen liederlicher Gesellen? Und hundert Francs verschwenden in einigen Stunden? Grausamer Mensch, wenn ich Dich antreibe, die kostbare Zeit Dir zu Nutzen zu machen und unser Vermögen zu verdoppeln, nun es leicht angeht, da willst Du nicht; da fürchtest Du Dich vor großen Geschäften, da gebricht es Dir an Muth und Lust dazu; aber das Geld, das ich, Stüber für Stüber erspart habe, wüste und unnütz zu verschwelgen, und dann mit scheinheiligem Gesicht zu mir zu kommen und zu sagen, Du habest auf Kosten eines Antwerpener Kaufmanns gespeist, mich niederträchtig zu betrügen, dazu hast Du Muth genug, nicht wahr?"

Pottewal schien geschlagen und sah sehr traurig aus. Er schüttelte schmerzlich den Kopf und sprach nach einigem Zögern:

„Ich habe vielleicht nicht wohl daran gethan, in der That, Dir diese Sache nicht aufrichtig zu erklären; aber sieh' doch nur ein, Therese, daß Du so schnell ärgerlich wirst und Dir selbst um der geringsten Gründe willen Verdruß anthust. Die Besorgniß, Dich zu betrüben, hat mich bestimmt, Dir den Fall

zu verschweigen. Er hat jedoch an sich Nichts zu bedeuten. Ich war auf der Börse und stritt mit einem Kaufmann über den Inhalt eines Artikels in dem Handelsgesetzbuch. Mir entschlüpften die Worte: ‚ich wette darauf, was Sie wollen.‘ ‚Ein Diner bei Dubos, mit zehn Freunden,‘ wurde geantwortet. Das Gesetzbuch gab mir Unrecht. Konnte ich nun mein Wort zurückziehen und in Gegenwart so vieler Personen zurückgehen? Solche Dinge nimmt man unter Kaufleuten sehr ernst.“

„So bist Du! Wetten über Dinge, die Du nicht verstehst. Dich zum Besten haben lassen und durch Deine Einfalt Lachen zu erregen. . . . Und wie viel hat dieses königliche Gastmahl und der Strom Champagner gekostet? Lüge nicht; denn ich kenne die Rechnung.“

„Aufrichtig, Therese, hundert und sechzig Francs.“

„Hundert und sechzig Francs, mein Gott!“ rief sie. „Beinahe so viel, als die Haushaltung einen ganzen Monat kostet, an einem einzigen Tage verschwelgt!“

„Aber ich habe nun auch an einem einzigen Tage zehntausend Francs gewonnen, Therese. Komm', vergiß, was geschehen ist; es ist von keinem Belang.“

„Was hast Du im Vauxhall zu thun gehabt, verächtlicher Landstreicher?“ fragte sie mit einem neuen Wuthanfall.

„Nach dem Mittagessen bin ich dort mit den Freunden spazieren gegangen.“

„Ha, das nennst Du spazierengehen? Stunden lang neben einer Frau von schlechtem Rufe . . .“

„Eine Frau von schlechtem Rufe?“ wiederholte

Pottewal mit schmerzlicher Bestürzung in den Augen. „Madame Dools von schlechtem Rufe? Die angesehensten und achtungswürdigsten Leute von ganz ...“

„Ja, ja,“ lachte Therese, „jetzt scheinst Du wohl erregt, jetzt möchtest Du wohl gar zornig werden? Ich habe die empfindliche Saite getroffen, nicht wahr? Das ist abscheulich!“

„Was ist Abscheuliches daran? Ich bin Herrn Dools im Vauxhall begegnet und habe ihm als einem alten, guten Freunde die Hand gedrückt. Verwundert es Dich, daß ich seine Gemahlin gleichfalls gegrüßt habe?“

„Stunden lang bist Du mit ihr vertraulich, allzu vertraulich im Gespräch geblieben!“

„Minuten!“

„Stunden lang!“

„Minuten, Madame Pottewal! Minuten! Und überdieß war es ihr Mann, mit dem ich sprach. Dein bösartiger Argwohn macht mich zittern vor Entrüstung!“ rief der tiefgekränkte Gatte.

„Selbstsüchtiger Betrüger!“ fuhr seine Frau fort. „Während ich hier sorge und sammle, und in ewiger Einsamkeit sitzend denke, daß Du Dich Deinen Handelsgeschäften widmest, suchst Du Deine Lust in Champagner; Du vergnügst Dich, Du lachst, Du singst und vergissest niederträchtiger Weise, wer zu Hause sein Leben ohne Genuß und Freude dahinschleppt. Aber dieß ist noch nicht genug; Du gehst nach Vauxhall, und bei der ersten besten Frau, die Dir zulächelt, setzest Du Dich nieder und ergötzest Dich an dem leichtsinnigen Geschwätz einer gefallsüchtigen Närrin. Pottewal, Pottewal, um Deines

Glückes willen, laß mich nicht das Aergste denken, sonst könntest Du es noch schrecklich bereuen!"

„Es ist nicht mehr auszuhalten; es geht über alles Maß: diesem höllischen Leben muß ein Ende gemacht werden!" brummte Pottewal.

„Ja, bebe vor Angst," sagte Therese spottend, „werde roth vor Verdruß, weil ich die Hand auf Deine Wunde gelegt habe. Dein Zorn, Herr Gemahl, ist ein neuer, blutiger Hohn für mich!"

Pottewal kreuzte die Arme auf der Brust und schaute seiner Frau mit einem festen Blick in die Augen. Es war sichtbar, daß er von tiefem Zorn erregt wurde und sich gefaßt machte, sein schwer bedrücktes Gemüth durch die Aeußerung einiger harten Wahrheiten zu entlasten.

„Ein Engel müßte dabei die Geduld verlieren," sprach er mit düsterer Stimme. „Wie, Madame, sollte es wahr sein, daß Sie geschworen haben, mich zu Tode zu ärgern? Von dem ersten Tage unserer Ehe habe ich alles Mögliche gethan, um Ihnen gefällig zu sein. Ich habe in dem Blick Ihrer Augen gespäht, um daselbst einen Wunsch zu entdecken, den ich erfüllen könnte. Ich habe mich Ihrem Willen wie ein demüthiges Kind unterworfen, einzig in der Hoffnung, ein Lächeln auf das Gesicht meiner Gattin zu locken. Nichts; Nichts; immerdar saure Gesichter und spitzige Worte! . . . Reden Sie, unterbrechen Sie mich, so viel Sie wollen; das Maß ist nun übergelaufen; ich werde fortfahren, so lang es mir beliebt, sage ich Ihnen! . . . Haben Sie nicht alle meine Freunde verjagt? Haben Sie nicht die Pferde verkaufen lassen, sobald Sie merkten, daß ich Wohl-

gefallen an denselben zu finden begann? Ist das Urtheil meiner armen Jagdhunde nicht bereits gesprochen? . . . Stinkende Bestien, sagen Sie, Madame? Sie stinken nur, weil Ihr Mann dieselben liebt und eine Freude an ihnen hat, nicht wahr? Da ist hinten in dem Magazin ein alter Arbeiter, der sich in dem Dienste meines Vaters abgemüht hat. Weil ich ihm wohlwolle, überhäuft man ihn mit Scheltworten und macht ihn krank, den Unglücklichen!"

„Ich habe ihn so eben fortgejagt," fiel ihm die Frau in's Wort.

„Fortgejagt? Sie haben ihn fortgejagt?" wiederholte Pottewal mit zuckenden Lippen. „Wir wollen doch sehen!"

„Er soll nur noch einen Fuß über unsere Schwelle setzen! Lieber entlaufe ich selbst für immer aus diesem Hause."

„Es mag sein; Mangel leiden soll er jedoch darum niemals. Er hat das Vermögen meines Vaters gewinnen helfen, und er soll Brod, gutes Brod mit seinen Kindern essen, so lang ich lebe, und wahrscheinlich noch länger."

„Habe ich recht verstanden? Du wirst wohl noch ein Testament zu Gunsten dieses trägen Faulenzers machen? Was für schreckliche Dinge!"

Zum ersten Mal vielleicht in seinem Leben war Pottewal heftig erzürnt und fühlte sich wirklich das Blut durch die Adern brausen. Diese starke Erregung übte einen merkwürdigen Einfluß auf ihn. Sie verlieh seinen Gedanken eine ungewöhnliche Klarheit. Unter der Eingebung der Leidenschaft wurde

er beredt, und sein Wort, gemäßigt durch eine gewisse Macht, welche er über sich selbst behielt, war streng und Achtung gebietend.

„Es scheint Ihnen schrecklich, Madame," sprach er, „daß ich die Dienste eines alten Arbeiters nicht vergessen mag? Es ist Nichts daran schrecklich, als Ihr Betragen gegen mich. Es ist Ihnen nicht genug, mich zu einem Leben ohne Genuß, ohne Rast und ohne Trost verurtheilt zu haben, dadurch daß Sie mir Alles verboten oder entrissen, woran ich einige Freude fand; Sie senden jetzt noch Späher auf meine Schritte. Von nun an werde ich also denken müssen, daß Ihr Schatten mir immerdar auf den Fersen folgt, um meine Worte zu belauschen und mein Thun aufzuzeichnen. Geschah es noch aus dem Grunde, daß Sie etwas Schlechtes oder Unehrliches von mir fürchteten? Aber nein, Sie kennen mich viel zu gut, Sie sind überzeugt, innig überzeugt, Madame, daß der einfache, der friedliebende Pottewal nicht im Stande ist, mit Wissen und Willen Etwas zu thun, was Tadel verdiente. Ihr einziges Ziel war, mein Dasein zu vergiften, mich mit tausend Kritteleien zu verfolgen, und mir keinen Augenblick Ruhe zu vergönnen... Schreien und rasen Sie, es soll mich nicht hindern, bis zum Ende zu sprechen! ... Ihre Natur ist unbegreiflich: der Friede, die Freundlichkeit, die Freude sind Ihnen verhaßt; Sie sind nur vergnügt, wenn Sie einen Grund finden, sich zu ärgern und Andere mit Aerger zu schlagen. So kann es nicht fortdauern. Ich fühle, daß mein Gehirn unter diesem vernichtenden Druck in Ver-

wirrung geräth. Ich soll also krank werden? Wahnsinnig vielleicht? Nein, Madame, nein!"

Seine Frau hatte während dieser Anklage allerlei Worte und Ausrufe zwischen seine Reden hineingeworfen; aber so mächtig sie sich auch anstrengte, Bottewal hatte sich nicht unterbrechen lassen. Bis auf diesen Tag hatte sie ihn allzeit zum Schweigen gebracht, indem sie sehr laut sprach und ihm dadurch die Besorgniß einflößte, die Magd könnte ihren Zank hören und verstehen; aber nun schien er sich ganz und gar nicht mehr darum zu kümmern und erhob ohne die mindeste Rücksicht seine Stimme nur noch höher, als sie, so oft sie ihn zu überschreien versuchte.

Jetzt, da er schwieg, um Athem zu holen, rief sie aus:

„Wütherich! Mensch ohne Seele! Anstatt wegen Deines schlechten Betragens Dich zu entschuldigen, klagst Du Dein Schlachtopfer an! Bist Du nun fertig mit Deiner entsetzlichen Falschheit?"

„Noch ein Wort, Madame!" fuhr er fort. „Merken Sie wohl auf, denn ich will es Ihnen nur einmal, aber sehr deutlich sagen. Wir haben geheirathet ohne Liebe, ohne Neigung zu einander. Was mich betrifft, ich wünsche nichts Besseres, als Sie zu lieben, und ich bin noch nicht ganz unfähig dazu geworden; aber Sie, Sie stoßen alle Freundschaft von sich und scheinen nur Vergnügen an Zwietracht und ewigem Zank zu finden. Wissen Sie, was das einzige Mittel ist, die Ruhe wieder hieher zurückzuführen? Eines von uns beiden muß hier herrschen und gebieten als Meister über seinen Sclaven; der

Andere muß nachgeben, brechen, kriechen. Das ist, Madame, das verhängnißvolle Gebot, das Sie zwischen uns aufrichten. Nun wohl, ich bin der Mann; ich werde der Meister sein. Gut, liebevoll, selbst nachgiebig, wenn Sie wollen; unerbittlich, sobald Sie seine rechtmäßige Oberherrschaft noch zu mißkennen wagen!“

Madame Pottewal war bleich vor Bestürzung und Wuth. Sie hatte noch niemals ihren Mann in so nachdrücklichem Tone sprechen hören, und die schreckliche Besorgniß drang sich ihr auf, er möchte vielleicht Muth genug haben, seine Drohungen auszuführen. Ihre Niederlage erfüllte sie mit Scham und durchbohrte ihr das Herz.

Mit Augen, worin zurückgehaltene Thränen zu glänzen begannen, und mit einer, durch die Angst beinahe erstickten Stimme sprach sie:

„Ah, Du willst mich zu Tode martern, mir den Fuß auf den Nacken setzen und mich wie einen Wurm vor Dir kriechen lassen. Nein, nein, unbarmherziger Henker, dieß Vergnügen sollst Du nicht haben. Morgen kehre ich zu meinen Eltern zurück, als arme Verstoßene, die ich bin. Die ganze Stadt soll wissen, was für ein abscheulicher Mörder Du bist. Mein Vater wird sein unglückliches Kind nicht ungerochen lassen. Und muß es sein, Herr, so schmachvoll es auch für unsere Familie wäre, so wird das Gesetz Ihnen förmlich jedes Recht über Ihre Gattin entziehen. — Nun beugst Du das Haupt, nicht wahr? Es erschreckt Dich, daß Du Niemand mehr haben sollst, den Du zum Opfer Deiner Selbstsucht machen kannst?“

Diese Drohung schien in der That einen gewaltigen Eindruck auf Pottewal hervorzubringen. Er stand schweigend da, das Auge zu Boden geschlagen und den Kopf in traurigem Zweifel schüttelnd.

„Er fürchtet sich, er zittert!“ spottete die Frau, welche sich ihres Sieges gewiß glaubte.

Aber Pottewal richtete sich plötzlich auf, deutete mit ausgestrecktem Finger nach der Thüre und sprach mit gebieterischer Kälte:

„Ja, Madame, die Ehescheidung, womit Sie mich bedrohen, wird zwar ein Unglück und eine große Schande für unsere Familie sein; aber mein Beschluß ist gefaßt: ich beuge mich nicht mehr, ich bin unerbittlich geworden. Sie wollen zu Ihren Eltern zurückkehren? Hier ist die Thüre!“

„Himmel! er weist mir die Thüre! Er jagt mich fort!“

Ein schmerzlicher Schrei entschlüpfte der Brust von Madame Pottewal, welche sich mit den Händen vor den Augen auf einen Stuhl fallen ließ und in einen Thränenstrom ausbrach.

Ihr Mann blickte schweigend auf sie nieder; die Gluth des Zorns verschwand allmälig von seinem Angesichte, um einem Ausdruck von Betrübniß, ja von Mitleiden Platz zu machen. Er rührte sich jedoch nicht von der Stelle . . . Aber bald bekam die weinende Frau Zuckungen, und hohle, schmerzliche Schluchzer entstiegen ihrer krampfig verengten Kehle.

Pottewal setzte sich neben sie und wollte ihre Hand fassen; sie zog dieselbe mit convulsivischer Gewalt zurück, während die Worte: „Laß mich

sterben, Henker, Mörder, Ungeheuer," über ihre Lippen quollen.

„Komm', meine arme Therese," sagte Pottewal, „mache Dir nicht so viel Kummer. Laß Alles vergessen sein. Ich bin etwas hart gewesen, nicht wahr? Ein Mensch bleibt nicht immerdar Meister über sich selbst. Man sagt in der Leidenschaft gar Vieles, was nicht so ernstlich gemeint ist. Weine nicht mehr, meine Liebe, ich werde mich ganz Deinen Wünschen gemäß betragen und fortan Alles thun, was Du begehrst. Ich verlange nichts Besseres, als Dich lieben zu können, Therese; ich liebe Dich selbst so sehr, daß Deine Thränen mir das Herz zerreißen. Ach, aus Mitleiden mit meiner Angst, komm' zu Dir selbst und mache Dich nicht krank! Verzeihung, Therese, laß mich den Versöhnungskuß Dir auf die Stirne ..."

Er legte den Arm um den Hals seiner Gattin; aber die unbarmherzige Frau sprang, sobald sie seine Absicht merkte, auf und stieß ihn zurück mit dem Rufe:

„Zurück, Unverschämter! Rühre mich nicht an! Ich will Dich nicht länger mehr sehen. Ich gehe auf mein Zimmer. Unterstehe Dich nicht, mit Deinen heuchlerischen Schmeicheleien mich dort zu langweilen oder zu verhöhnen. Wage nicht, meinen Schlaf zu stören, wenn ich unter einem so vernichtenden Kummer zu ruhen vermag! Weg, laß mich!"

Sie eilte nach einer Nebenthüre, verschwand aus dem Zimmer und drehte hörbar zweimal einen Schlüssel im Schlosse herum.

Der niedergeschmetterte Gatte blieb eine lange Weile stumm und bewegungslos vor der Thüre

stehen. Dann hob er langsam die Augen zum Himmel und seufzte verzweiflungsvoll:

„Mein Gott, wie, habe ich dieses schreckliche Leben verdient? Eine solche Ehe, ohne Neigung, ohne Liebe, ist vielleicht eine Missethat in Deinen Augen. O, Barmherzigkeit, ich bin allzu grausam bestraft!“

Und mit diesem Ausrufe sank er erschöpft auf einen Stuhl nieder.

II.

Fräulein Marie Blondeel saß in einem Zimmer des ersten Stocks ihrer Wohnung, an einem Fenster, dessen Aussicht in den Garten ging. Sie hatte ein Buch in der Hand, hielt aber jetzt mit einem Lächeln der Genugthuung den Blick nach der andern Seite des Zimmers gerichtet.

Hier saß ihr Bruder Jan vor einem Notenpulte, mit einem Violoncell zwischen den Knieen, und spielte eines der schönsten Stücke von dem berühmten belgischen Meister Servais. Ob nun der alte Dilettant wirklich ein geschickter Musiker war, oder ob er sein Stück mit vieler Mühe gelernt hatte, sein Spiel war wenigstens sauber und voll Gefühls und machte Eindruck genug auf das Herz von Fräulein Marie, um sie ihre Lectüre vergessen zu lassen. Sie folgte mit sichtbarem Vergnügen den vibrirenden Noten des klagenden Instruments und gab ihre beifällige Theilnahme dadurch, daß sie mit dem Kopfe nickte und mit den Fingern den Takt schlug, zu erkennen.

Der Ton einer Stimme, welche aus dem Garten zu dem Zimmer empordrang, zog ihre Aufmerksam-

keit von der Musik ab, und sie schaute zur Seite durch die Fensterscheiben. Was sie in dem Garten gewahrte, rief auf ihrem Antlitz ein strahlendes Lächeln freudiger Verwunderung hervor; sie hielt ihren Athem an und schaute bewegungslos und mit glänzenden Augen hinaus, ohne noch an ihren Bruder oder dessen treffliches Spiel zu denken.

Als Herr Jan Blondeel mit seinem Musikstück zu Ende war, sagte er mit triumphirendem Tone:

„Ein schweres Stück, Marie! Meine Arme und Finger sind wie gebrochen. Ich sollte mich allerdings an einem so heißen Sommertag nicht also abmühen; aber ich will gegen die Schwäche des Alters ankämpfen, so lang es mir möglich bleibt. Hast Du bemerken können, Marie, daß ich noch kräftig und gewandt bin?“

Das alte Fräulein schien seine Frage mit der Hand abzuwehren und gab keine Antwort.

„Was geschieht Dir? Was siehst Du da so Wunderbares? Man möchte sagen, der Himmel habe sich vor Deinen Augen aufgethan!“ murmelte er überrascht.

Seine Schwester winkte ihm, ohne zu sprechen, und legte sich den Finger auf den Mund, um ihm gleichfalls Stillschweigen anzubefehlen. Er näherte sich ihr und blickte gleichfalls durch das Fenster. Kaum hatte sein Blick den angedeuteten Gegenstand erreicht, so kam auf seinem Angesichte dasselbe Lächeln lebhafter Verwunderung und Glückseligkeit zu Tage. Jetzt sahen sie beide hinaus ohne sich zu rühren oder zu sprechen, als hätten sie befürchtet, eine Bewegung oder ein Wort könnte sie in dem süßen Genusse des

entzückenden Schauspieles stören, und nur das wechselnde Spiel ihres Lächelns und der helle Strahl ihrer Augen waren die Zeichen der in ihrem Gemüthe vorgehenden Regungen.

Endlich sprach Jan Blondeel, als kehrte ihm jetzt erst der Athem zurück:

„Wie schön, wie bezaubernd! . . . Ein trauriger Philosoph fragte mich gestern noch: Was ist das Glück? Könnte ich ihn einen einzigen Blick durch dieses Fenster werfen lassen! Es ist wirklich der Himmel, in den wir sehen, nicht wahr, Marie?“

„Der Himmel und seine Engel. Gott sei gepriesen um seiner Güte willen,“ flüsterte das Fräulein, ohne das Haupt abzuwenden.

„Jetzt verstehe ich die Heilige Jungfrau von Raphael. O, lebte der Meister noch und könnte neben uns am Fenster stehen, welches neue Wunder würde er schaffen? Natur, Natur, Du bist wohl die größte Künstlerin!“

„Schweig', Jan,“ bat seine Schwester, „laß mich dieses Gesicht ungestört genießen . . . Sieh', sieh', Ernstchen macht einen Schritt, dünkt mir — nein, es ist nicht geglückt. Noch einmal probirt! Es wird wohl gehen, es wird wohl gehen!“

In dem Garten, welcher durch eine niedrige Mauer von demjenigen Blondeels geschieden war, saß eine Mutter, noch jung und anmuthig, wie ein Mädchen, an dem Wege auf einem Rasenplatze. In der vollen Vergessenheit des Glücks beschäftigte sie sich mit einem Kinde, das ungefähr ein Jahr alt war, und ließ dasselbe seine ersten Schritte probiren. Sie stellte den kleinen Wicht auf den Pfad, ließ ihn

ganz los, umschloß ihn jedoch mit ihren Armen wie mit einem schützenden Ring, und nöthigte ihn so, auf seinen eigenen Beinen zu stehen. Sie nannte ihn mit allerlei zärtlichen und liebkosenden Namen und suchte ihm Festigkeit und Muth zu dem kecken Versuche einzusprechen; aber so oft das Kind den Fuß von dem Boden erhob, fiel es wankend zur Seite. Sie faßte es dann in ihre Arme, schloß es an ihre Brust und überhäufte es mit Küssen. Das Kind hatte Lust an dem Spiele; es lachte laut, streichelte die Sammetwangen seiner Mutter und verwirrte mit schelmischem Vergnügen die blonden Locken, welche sich auf ihrem Halse wiegten.

Herr Blondeel hatte sich durch sein Entzücken zu keiner Uebertreibung verleiten lassen. Diese junge Mutter, wie sie so dasaß mit dem Engelchen auf dem Schooße, und es liebkoste und mit ihm spielte, war wirklich das bezauberndste, eindringlichste Bild von Schönheit, von Glück und Liebe, das man sehen konnte. In dem Blick, welchen sie auf ihr Kind geheftet hielt, leuchtete ein Funke, so hell und so durchdringend, als hätte sich ihre Seele in die Augen gezogen, um dem geliebten Wesen näher zu sein; ihr Lächeln war die Zärtlichkeit, die Bewunderung selbst; ihre Stimme hatte eine Süßigkeit, eine Innigkeit, die den härtesten Menschen durch ein unwiderstehliches Mitgefühl gerührt hätte.

Ein Akazienbaum warf seinen durchsichtigen Schatten über sie; die Sonne, bereits tief im Westen stehend, umgab sie mit einem rosigen Lichte. Dieser zauberische Duft, diese halben Tinten verbreiteten über

sie und ihren kleinen Knaben alle die geheimnißvollen Farbentöne, welche ein von Liebe erfüllter und begeisterter Künstler irgend auf seiner Palette finden könnte.

Das Kind hatte ausgeruht. Es mußte auf's Neue die beschwerliche Probe wiederholen.

„Nun, nun, mein kleines, liebes Schelmchen," sagte die Mutter, „Du mußt Mamachens Haar nicht ganz ausreißen. Wir wollen noch einmal versuchen, allein zu laufen. Gib wohl Acht, Ernstchen; Du mußt zuerst ein Füßchen vorsetzen und gut darauf stehen, ehe Du das andere Füßchen wieder aufhebst. Ach, wenn Du einmal zwei oder drei Schritte machen könntest, welche Freude würde Dein Papachen haben! Nun merk' einmal wohl auf, Du schalkhafter Engel, der Du bist!"

Das Kind lächelte und streichelte seine Mutter, verstand aber offenbar ihre Aufforderung nicht. — Sie bückte sich auf den Weg nieder, schlug ihn mit ihrem Taschentuch sauber, blies sogar auf den Punkt, wo ihr Kind stehen sollte, um das letzte Steinchen davon zu entfernen. Dann stellte sie den kleinen Wicht auf den Weg, ließ ihn los und umringte ihn mit ihren Armen, während sie die süßesten Worte an ihn richtete, um ihm Muth einzusprechen.

Der erste Versuch mißglückte; auch der zweite und der dritte; aber bei dem vierten entstieg aus dem Busen der triumphirenden Mutter ein Ruf unsäglicher Freude. Sie erhob die Augen betend zum Himmel, als wollte sie Gott für eine unschätzbare Wohlthat danken, und drückte jubelnd das Kind an ihre Brust. Es mit Küssen überhäufend, sagte sie:

„Ah, Ernstchen, liebes Ernstchen, Du hast zwei Schritte gemacht! Jetzt wirst Du bald allein laufen können. Jetzt wirst Du schnell heranwachsen und ein Mann werden, ein schöner, stolzer Mann, wie Dein Vater, nicht wahr? Komm' mein Herzchen, noch einmal, noch einmal probirt!"

Sie wurde in ihrer Hoffnung nicht getäuscht: der Knabe machte wieder zwei Schritte — und nach wiederholten Bemühungen brachte er es manchmal, in seinem wankenden Laufe gegen die Mutter hin, zu vier Tritten, ehe er derselben an den Busen fiel.

Sie war glücklich, sie jubelte, sie verging beinahe vor Entzücken; Thränen der Freude verdunkelten ihren liebevollen Blick. Dennoch wollte sie aus Selbstsucht ihr süßes Engelchen nicht ermüden. Wieder nahm sie es in die Arme, gab ihm eine bequeme Lage und begann, ihm in die Augen schauend, es wegen seiner Gelehrigkeit zu loben und ihm auf alle mögliche Weise begreiflich zu machen, wie sehr sein Vater sich freuen würde, wenn er die glückliche Kunde vernähme.

Das Kind blickte eine Weile mit festem Blicke zu ihr auf und schien mit wunderbarer Aufmerksamkeit auf ihre süße Stimme zu horchen; aber dann schloß es langsam die Augen und ließ sein Köpfchen auf ihren Arm fallen.

„Ich habe ihn ermüdet, er schläft," sagte die Mutter mit einem Lächeln. „Seine Stunde ist doch gekommen; ich hätte es bald vergessen. Schlafe, schlafe, mein Kind; ich will indessen Gott danken, daß er Dich so gesund an Körper und so froh von Herzen werden ließ."

Sie ging nach dem Pavillon und setzte sich dort auf einen Stuhl nieder, ohne ihre Augen von dem Angesichte des Kindes abzuwenden.

Die Thüre in der Zwischenmauer wurde aufgerissen und Herr und Fräulein Blondeel kamen jubelnd in den Garten gelaufen.

„Wohl bekomm's, Hermina. — Ich wünsche Dir Glück, erfreute Mutter. — Ernstchen ist allein gelaufen. Hurra, Hurra!“ waren die Rufe, welche sich bereits von ferne hören ließen.

„Er schläft, weckt ihn nicht,“ antwortete Hermina mit dem Glanze mütterlichen Stolzes in den Augen. „Ihr habt es also gesehen? Er hat wohl vier Schritte gemacht!“

„Meine Schwester versichert, daß sie fünf gezählt habe; ich sage, daß ich wohl sieben gesehen habe!“

„Nein, Onkel Jan, nur vier; es ist sicherlich genug für's erste Mal.“

„Ach, was für ein liebes Kind!“ sagte Jan Blondeel. „Was für rosige Wangen und wie rein sein Gesicht!“

„Es ist wie eine frische Rosenknospe,“ murmelte das alte Fräulein.

„Wie ein prächtiger Traum.“

„Wie ein wächsernes Christuskind, Jan.“

„Wie ein eingeschlummertes Engelchen, Schwester. Darf ich ihm nicht einen Kuß auf das Stirnchen geben, Hermina?“

„Gewiß, Onkel Jan; könnte es von einem Kuß munter werden, das arme Lämmchen würde nie zum Schlafen gelangen.“

„In der That, Hermina, Du schonst es in dieser

Hinsicht nicht. Es verrührt sich nun auch nicht, aber es lacht in seinem süßen Schlafe, weil es die Lippen seiner Mutter zu fühlen geglaubt hat. Sieh', ich beklage mich nur über Eines in meinem Leben. Ich hätte Kinder haben mögen. Es ist wohl ein großes Glück, nicht wahr, Hermina, wenn man sich so selbst in einem andern Wesen wieder aufleben sieht?"

„Ein Glück?" wiederholte Hermina voll Selbstgefühls. „Dieß Wort ist viel zu schwach: es ist eine unaussprechliche Seligkeit . . . Dann erst, wenn man Mutter ist und sich in seinem Kinde spiegeln kann, dann erst begreift man Gottes unendliche Güte . . . Ja, Onkel Jan, Du hättest Kinder haben sollen; wie würdest Du sie lieben, da Du schon mein Ernstchen so lieb hast, als ob Du sein Vater wärest!"

„Es ist meiner Eltern Schuld," antwortete Blondeel mit einem Seufzer. „Sie träumten für mich und für meine Schwester von einer Heirath, welche in Hinsicht des Vermögens vortheilhaft wäre. Die Gelegenheit hat allzu lang auf sich warten lassen. Als ich endlich mein eigener Herr geworden, da waren die Jünglingsjahre vorüber. Ich konnte noch heirathen, aber ich begehrte Liebe und war überzeugt, daß ein junges Mädchen mich nicht mehr aufrichtig lieben würde. Eine Frau mit einem durch die Jahre verwelkten Herzen wollte ich gleichfalls nicht. Vor einer Heirath ohne wahre Zuneigung schreckte ich zurück. Es war zu spät und ich mußte Junggeselle bleiben oder Gefahr laufen, mir ein Loos zu bereiten, so traurig, wie das von dem armen Pottewal."

„Hast Du Nachrichten von meinem Schwager?" fragte Hermina.

„Ja, das heißt, ich bin ihm heute zweimal in Brüssel begegnet," erwiederte Blondeel. „Das erste Mal sah ich ihn von ferne in der Neuen Straße. Ich ging auf ihn zu; er aber, als erschräcke er vor meiner Begegnung, schlug die Kohlenstraße ein. Ich beeilte mich vergeblich, um ihn noch einzuholen; er mußte recht gelaufen sein, denn als ich die Straßenecke erreichte, war er bereits so weit, daß ich ihn beinahe nicht mehr sehen konnte."

„Er ist vielleicht gegen uns erzürnt," bemerkte Marie.

„Unmöglich, Schwester; welchen Grund könnte er dazu haben?"

„Du weißt, Jan, daß die üble Nachrede in Darlingen stets ihren Lauf hat."

„Das zweite Mal lief ich beinahe auf ihn hinauf, in der Milchstraße. Nun konnte er mir nicht mehr ausweichen; er mußte stehen bleiben. Ich erkundigte mich nach seiner Gesundheit und nach dem Befinden der Familie. Er wurde roth bis hinter die Ohren, schien verlegen wie ein Kind, stammelte undeutliche Worte und entfernte sich unter dem Vorwande, es erwarte ihn Jemand auf dem Münzplatze. Er hatte sichtbar Angst vor mir."

Hermina hörte nur zerstreut auf die Erklärung von Herrn Jan, sie heftete ihr Auge mit mütterlicher Besorgniß auf ihr Kind und küßte es von Zeit zu Zeit. Manchmal hob sie jedoch den Blick zu Blondeel und seiner Schwester empor, um ihnen zu zeigen, daß sie dennoch Antheil an dem Gespräche nahm.

„Vielleicht hatte Herr Pottewal wirklich große

Eile. Das Getreide ist schrecklich theuer, sagt man; der Handel geht stark . . ."

„Nein, Hermina, es muß etwas Anderes dahinter stecken. Pottewal ist bleich und mager; er geht mit gebücktem Haupte einher; er stammelt gleich Jemand, der nicht ganz recht bei Sinnen ist. Was auf ihn drückt, ist eine Ehe ohne Liebe."

„Du irrst Dich wahrscheinlich, Jan," bemerkte seine Schwester. „Als ich letzthin zu Darlingen war, hat mir Herr Pottewal gesagt, er sei sehr zufrieden; und Therese hat mir viel Aufhebens von dem Glück ihres häuslichen Lebens gemacht."

„Es ist möglich, daß Pottewal krank ist," antwortete Blondeel achselzuckend. „Die Darlinger erzählen jedoch allerlei artige Dinge von dieser glücklichen Häuslichkeit; aber wer kann auf Gerüchte bauen, die dort herumgetragen werden?"

„Mein Engelchen ist allein gelaufen!" rief Hermina, in frohe Gedanken versunken. „Ach, käme sein Vater jetzt nur nach Hause, wie würde ihn diese Nachricht erfreuen! Wie viel Uhr ist es, Onkel Jan?"

„Sieben Uhr, Hermina."

„Sieben Uhr! Es ist wunderbar: mit den Augen auf meinem Lämmchen, könnte ich die Zeit, Haushaltung und die ganze Welt vergessen. Ich muß da drinnen für das Abendessen sorgen. Sophie! Sophie!"

Es erschien eine sehr alte Magd im Garten. Es war dieselbe Frau, welche zwanzig Jahre bei Herrn Romys zu Darlingen gedient und welche Hermina zu sich genommen hatte, wahrscheinlich um ihrer treuen Amme ein glückliches Alter zu sichern.

„Sophie, willst Du die Wiege richten? Ernstchen schläft," sagte Hermina zu ihr.

„Sie ist schon gerichtet, Frau."

„Da, nimm das Kind. Vorsichtig!"

„Vorsichtig, Frau? Das sagen Sie. Sophie? Es ist, als trüge ich meine eigene Seele auf den Armen."

„Ich weiß es, meine Gute; es ist zum Lachen, daß ich so sage. — Nun, Onkel Jan, Tante Marie, wollt Ihr nicht einige Minuten hereinkommen? Ich will Euch das schöne, goldene Armband bewundern lassen, welches Ernst diesen Morgen für mich mitgebracht hat."

„Es ist für uns gleichfalls Zeit zum Abendessen," antwortete Marie.

„Nun, ich fliege hinein, ich will das Armband holen."

Einen Augenblick nachher kehrte sie zurück und zeigte ihnen mit kindlicher Freude ein schimmerndes Juwel an ihrem Arm.

„Es ist schön, nicht wahr?" sagte sie. „Wie gefällig, wie gut gewählt!"

„Er überhäuft Dich immerdar noch mit Geschenken?" fragte Marie. „Man möchte sagen, daß er an Nichts denkt, als an die Mittel, Dir Freude zu machen."

„So ist es, liebe Tante," lächelte Hermina. „Es ist sonderbar: er erräth aus meinen Augen, was mir Vergnügen machen kann; kein Wunsch kann in meinem Herzen auftauchen, ohne daß er denselben Tag verwirklicht ist."

„Alle diese Geschenke kosten ziemlich viel Geld,"

bemerkte Blondeel. „Der gute Ernst könnte wohl zu viel thun. Du solltest ihn ein Bischen schonen, Hermina.“

„Ach, ich habe es ihm schon hundertmal wiederholt, daß ich alle die schönen Dinge nicht begehre,“ war die Antwort; „aber er fleht mich dann an, ihm doch die süße Genugthuung nicht zu versagen, mich durch Geschenke erfreuen zu können. Es ist sein Glück, sagt er.“

„Aber wozu sollten diese Gegenstände Dir dienen, Hermina? Nun da Du Mutter bist, wirst Du, dieses Jahr wenigstens, nicht viel in die Welt gehen, und die Mode ändert sich in Allem.“

„Die Welt? Die Mode?“ lachte Hermina. „Du sagst so, weil ich stolz bin auf die Kleinodien und die prächtigen Kleider, welche er mir anschaffte. Aber sie haben nur Werth in meinen Augen, weil sie von ihm kommen! Es sind Erinnerungen, theure Erinnerungen. Wenn er nicht da ist, betrachte ich seine Geschenke, eines nach dem Andern; aus jedem Gegenstand duftet mir seine Liebe, seine Güte entgegen!“

„Ja, Hermina, erfreue Dich an den Geschenken Deines Gatten,“ sagte Fräulein Blondeel. „Es ist ein edler Zweck, den er im Auge hat. Als wir das letzte Mal bei Deinem Vater waren, hatte Deine Schwester Therese ein Aussehen, als wollte sie durch ihre Juwelen Dich demüthigen. Ernst arbeitet darauf hin, Dich gegen diesen Hochmuth zu schützen. Er hat Recht . . . Komm', Jan, wir wollen hineingehen. Guten Abend, Hermina.“

Der Onkel und die Tante verschwanden durch die kleine Thüre in der Zwischenmauer. Frau de Cock

eilte zu der Wiege ihres Kindes, drückte einen Kuß auf dessen Stirne, und sagte dann frohlockend zu der Magd, welche es bewachte:

„Sophie, Sophie, Du weißt es noch nicht, unser Ernstchen läuft allein!“

„Ei, Frau, kann das wahr sein?“ murmelte die Magd mit Augen, die vor freudiger Verwunderung erglänzten.

„Es ist gewiß wahr, Sophie; ich hätte Dir gerufen, um es Dich sehen zu lassen; aber das Schelmchen ist plötzlich in Schlaf gefallen.“

„Nur einen einzigen Schritt?“

„Vier Schritte.“

„Vier Schritte? Ist es möglich? Wohl, wohl, ach ich bin so erfreut! Mir dünkt, ich sehe mich bereits in Brüssel mit Ernstchen an meiner Hand herumgehen. Wie werde ich so stolz sein! Ich weiß es noch, Frau, wie ich damals mit Ihnen spazieren ging, da Sie noch ein kleines Kind waren. Schöne Jahre; ich war glücklich, wie jetzt ...“

„Ist das Abendessen bereit, Sophie? Denn Herr de Cock wird bald nach Hause kommen.“

„Ich war damit beschäftigt, den Tisch zu decken, wie Sie sehen, bis Sie mich riefen, Frau; Alles ist in der Küche gerichtet. Soll ich jetzt fortgehen?“

„Nein, bleib' bei der Wiege, Sophie: ich will den Tisch bestellen. Es ist wohl das Geringste, meine ich, was eine Hausfrau thun kann, wenn sie das Abendessen für ihren Mann besorgt.“

Sie verließ das Zimmer, kehrte wieder, öffnete einen Schrank, stellte Teller und Gläser auf und plauderte dazwischen fröhlich mit der Magd über

das wichtige Ereigniß, welches diesen Tag in dem Leben ihres Knaben kennzeichnete.

Das Gemach, worin sie sich befand, war ein kleiner Saal, mit hübschen Möbeln und bunten Tapeten geschmückt. Alles athmete hier Frische, Lebenslust und Liebe zu der Wohnung, deren Dach das häusliche Glück beschirmte. Hundert kleine namenlose Dinge prangten auf dem Kamin oder auf Mahagoniständern; die Fenstergesimse, die Stühle, die Lampen, die Vasen zeigten prächtige Stickereien, von einer Frauenhand aus buntfarbiger Wolle oder aus funkelnden Perlen gearbeitet; die Wiege hatte die Form eines kleinen Bootes und in die Spitzendecke, welche daneben hing, hatte eine liebevolle Mutter fliegende Engel gestickt, als wollte sie ihr theures Söhnchen mit Schutzgeistern umgeben . . .

Der Tisch stand schon geraume Zeit gedeckt und der Abend begann hereinzubrechen. Hermina horchte mit gespanntem Ohr auf das Geräusch der Straße, in der Erwartung, daß ihr Gatte kommen würde. Endlich verwunderte sie sich, daß er so lang ausblieb, und ihre frohe Ungeduld ging allmälig in Bekümmerniß über, jedoch ohne daß ihr klar wurde, was sie besorge.

Jetzt waren die Lampen schon angezündet und die Fensterläden geschlossen. Hermina lief von der Wiege zur Hausthüre und von da wieder zu der Wiege, wie von ängstlicher Ungeduld getrieben. Sie gedachte eben zum dritten Mal der Magd zu erklären, was sie so unruhig machte, als sie plötzlich einen Schlüssel in der Thüre drehen hörte und mit aufgehobenen Armen ausrief:

„Da ist er! Ernst, Ernst!“

Und schon auf der Schwelle des Zimmers hing sie an seinem Halse und jubelte mit Thränen in den Augen über seine Heimkehr, als hätte sie ihn in sehr langer Zeit nicht gesehen. Er drückte sie an sein Herz, flüsterte zärtlich ihren süßen Namen und ging dann gerade auf die Wiege zu, um seinem geliebten Sohne den Abendkuß zu geben . . . aber Hermina faßte seine beiden Hände und rief in triumphirendem Ton:

„Ernst, Ernst, unser Kind läuft allein. Du kannst es gewiß kaum glauben? Es ist jedoch vollkommen wahr. Wohl vier Schritte hinter einander kann er gehen; er hält sich aufrecht, wie ein kleiner Mann. O, ich bin so froh! Jetzt wird er bald groß werden, und wir wollen alle Tage im Parke spazieren gehen, unser Kind zwischen uns beiden. Ich werde stolz sein, wie eine Königin!“

Herr de Cock blickte seine hocherregte Frau mit Augen an, die vor Rührung feucht wurden. Was sie ihm meldete, schien ihm noch außerordentlich, noch wunderbar; aber der helle Glanz des Glücks, welcher ihr schönes Gesicht bestrahlte, machte, daß auch sein Herz vor süßer Freude klopfte.

„Ernstchen läuft allein?“ sagte er. „Ich begreife, liebe Hermina, daß Du darüber ganz entzückt bist. Ah, das ist eine gute Kunde, die Du mir mittheilst. Lehre ihn nur schnell gehen; ich sehne mich gleichfalls nach dem Augenblick, wo ich mit meinem Sohn an der Hand und mit seiner Mutter an meiner Seite lustwandeln kann. Ich weiß nicht, wer von uns beiden dann wohl am stolzesten und glücklichsten sein

wird. — Komm', laß uns zu Tische gehen, meine Liebe; ich muß noch arbeiten."

„Arbeiten, Ernst, jetzt noch arbeiten?" fragte sie in verweisendem Tone.

„Ein Bischen noch, ein halbes Stündchen. Setze Dich nieder, dicht zu mir her, Hermina, und erzähle mir einmal zwischen dem Essen, was unserem Ernstchen so plötzlich in den Kopf gekommen ist, daß er allein läuft. Du mußt mir Alles sagen und mir auch meinen Antheil an Deiner Rührung und Freude zukommen lassen."

Die Magd ging, nachdem sie die Speisen aufgetragen hatte, zu der Wiege und setzte sich neben derselben nieder. Hermina begann der Breite nach und bis in die unbedeutendsten Einzelnheiten zu berichten, wie sie den ganzen Tag sich alle mögliche Mühe gegeben, ihr Kind allein laufen zu lehren; wie sie gehofft und gefürchtet hatte; wie sie hundertmal getäuscht worden; wie ihr endlich das große Werk doch geglückt war. Sie schilderte ihre Freude und wiederholte ihre Jubelrufe; und mischte in ihre Erzählung lebhafte Scherze über ihre kindliche Einfalt und schloß damit, daß sie in die Hände klatschte, als sähe sie jetzt erst vor ihren Augen das entzückende Schauspiel, welches ihr Herz mit unaussprechlichem Glück erfüllt hatte. Auf dem Angesicht von Herrn de Cock strahlte ein helles Lächeln auf, und so sehr bezauberte ihn die süße Stimme, welche ihm gleich einem Lobgesang auf Mutterliebe und Mutterstolz in den Ohren klang, daß er das Essen beinahe vergaß und öfters von seiner Gattin selbst dazu aufgemuntert werden mußte.

Er blieb jedoch stiller als gewöhnlich; und als der freudige Bericht vollendet war, schienen seine Gedanken manchmal weitab von dem Gespräch zu schweifen. Hermina bemerkte, daß Etwas seinen Geist umdüsterte, und sie befragte ihn durch einen Blick, welchen sie ihm zuwarf. Er deutete mit einem Zeichen nach der Magd, welche noch an der Wiege saß; seine Frau verstand ihn und sagte:

„Sophie, meine Liebe, geh' nun in die Küche; ich will das Kind hüten; und wenn ich Deiner bedarf, werde ich Dich rufen.“

Die Magd gehorchte. Dann sprach Hermina zu ihrem Gatten:

„Du hast Etwas auf dem Herzen, Ernst. Ich glaubte zuerst, Du wärest nur ermüdet; aber ich weiß nicht, man möchte sagen, Du hättest Verdruß. Willst Du jetzt Etwas vor mir geheim halten?“

„Ich habe in der That Verdruß,“ antwortete Herr de Cock, „wenn es wahr ist, daß derjenige Verdruß haben kann, welchem Gott zwei seiner Engel zum Troste gegeben hat. Aber Alles ist unzuverlässig im Leben der Menschen; an dem schönsten Himmel treiben manchmal schwarze Wolken . . .“

„Du erschreckst mich, Ernst. Ist Dir etwas Schlimmes widerfahren?“

„Schlimmes? Für mich, ja. Bekümmere Dich jedoch nicht viel darum, das Uebel ist nicht unheilbar. Du weißt, Hermina, daß ich für die Actiengesellschaft, welche unter der Firma Williams und Ledoc gegründet werden sollte, alle Zeichnungen und Plane zu einer Reisschälerei mit Stärkefabrik gemacht habe. Ich sollte mit der Ausführung dieses großen

Werks beauftragt werden und hätte wohl als Erfinder und Erbauer einige tausend Francs verdient. Dieses Geld hatte in meinem Geiste bereits seine Bestimmung gefunden; ich bekenne, daß ich schon einen kleinen Theil davon vor der Hand gebraucht habe . . . da entsteht ein Zwiespalt zwischen den vornehmsten Geldlieferanten der projektirten Actiengesellschaft; sie wird nicht zu Stande kommen. Alle meine Arbeit und meine Hoffnung auf einen schönen Gewinn ist nun gänzlich verloren."

Hermina legte ihren Arm um seinen Hals und schaute ihm mit einem hellen Lächeln in die Augen.

„Ernst, Ernst," sagte sie, „lässest Du Dir den Geist von einer solchen Kleinigkeit verdüstern? Hätten wir hundertmal mehr Geld, als Dir jetzt entgangen ist, würden wir darum glücklicher sein?"

„Nein, meine gute Hermina; aber es ist doch recht verdrießlich für mich, daß ich so fortwährend das Ziel, welches ich mir vorgesetzt habe, in dem Augenblick, da ich mich demselben nahe glaubte, weiter hinausgerückt sehe."

„Komm', komm', denke nicht mehr daran. Du hast dieses Jahr noch sehr viel verdient. Es fehlt doch gewiß an Nichts? Und steht Dein Plan zu einer neuen Eisenbahn nicht noch auf gutem Fuße?"

„Ach, das geht gleichfalls nicht zum Besten," seufzte er kopfschüttelnd. „Das Ministerium zeigt sich in der That günstig, aber in den Bureau's gibt es einen geheimen Widerstand. Man sendet uns von Pontius zu Pilatus *); es sind alle Tage dieselben

---

*) Im Text: von Herodes zu Pilatus. A. d. U.

Versprechungen, und Nichts geht vorwärts. Wenn diese Hoffnung auch getäuscht würde!"

Hermina umarmte ihren Gatten, als wollte sie den gehässigen Verdruß durch süße Schmeicheleien vertreiben, und rief mit froher Zuversicht aus:

„Dein Plan wird angenommen werden, glaube mir, Ernst."

„Vielleicht, meine Theure!"

„Ei, nimm einmal an, man verwerfe ihn. Was wäre es? Welchen Einfluß sollte diese materielle Täuschung auf unser Glück haben? Ha, und sollte selbst Armuth, selbst Elend uns treffen, so lang ich Dich sehe, so lang ich Dein edles Herz an dem meinen schlagen höre, werde ich Gott preisen für die höchste Gnade. Deine süße Liebe, Ernst, macht mich zur reichsten Frau der Welt!"

„Dank, Dank, meine gute Hermina," sagte de Cock, ihr die Hand drückend; „ich weiß wohl, daß ich im Grunde Unrecht habe; aber Du mußt mir vergeben. Es ist nicht Selbstsucht, was mich für das Mißgeschick so empfindlich macht. Ich habe vor dem Altar, als der Priester unsere Ehe einsegnete, mir feierlich gelobt, daß ich Deine Eltern zwingen wolle, sich über unsere Verbindung zu freuen; ich will Geld gewinnen, Dich reich machen, Dich über alle mögliche Demüthigung erheben; es ist der Quell meines Muths, es ist der Stern, der mir in der Zukunft entgegenleuchtet. Ich habe geglaubt, es werde leichter gehen. Schon zwei Jahre sind verflossen, und kaum habe ich einen einzigen Schritt vorwärts gethan!"

Ein Seufzer entschlüpfte ihm, obwohl seine Stimme heiterer war und keine Traurigkeit mehr verrieth.

„Reichthum begehrst Du also?“ sagte Hermina mit einem begeisterten Lächeln. „Ha, sei zufrieden, Ernst, ich besitze einen Schatz von vielen Millionen. Komm', ich will ihn Dir zeigen.“

Sie faßte die Hand ihres Gatten, nöthigte ihn aufzustehen und führte ihn zu der Wiege.

„Sieh da!“ rief sie, auf ihr schlafendes Kind weisend. „Sage, Ernst, wenn man Dir alles Geld der Erde für dieses lebende Bild unserer Liebe anböte, würdest Du es abtreten?“

„O nein, nein,“ antwortete Herr de Cock mit einer von Rührung halb erstickten Stimme.

„Und Du könntest traurig sein bei der Wiege dieses süßen Engels? Und Du könntest Kummer haben, da er uns hoffen läßt, daß er bald ein kleines Brüderchen haben soll? Nein, Ernst, schau' mit hellem Blick in die Zukunft; juble und lache, das Leben ist so schön.“

Sie hatte die empfindlichste Saite seines Herzens berührt und es von Hoffnung und väterlichem Stolze klopfen gemacht. Sie mit froher Begeisterung in die Arme drückend, bekannte er sein Unrecht und versicherte sie, daß alle Besorgniß wegen ihres künftigen Looses aus seinem Geiste verschwunden wäre. Sie konnte ihren Sieg wohl auf seinem Gesichte lesen: seine Augen glänzten von Freude, auf seinen Lippen spielte ein Lächeln voll Lebenslust und Glück; verschwunden war die Falte der tiefen Ueberlegung von seiner Stirne.

Dann an der Wiege des Kindes sich niedersetzend, und den Blick auf das reizende Wesen gerichtet, be-

gannen sie ein Gespräch, so süß, so liebevoll, so einfältig, als wären sie selbst Kinder gewesen. Zuerst gab es einen Streit darüber, wem der kleine Wicht wohl gleich sähe. Hermina behauptete, zwischen Ernstchen und seinem Vater gebe es, außer dem Alter, ebenso wenig einen Unterschied, wie zwischen zwei Tropfen Wassers. Das Kind hätte seine hohe Stirne, seine Lippen voll Ausdruck und sein Lächeln voll Geist und zugleich voll Güte. Herr de Cock widersprach und machte geltend, daß Ernstchen blaue Augen und blonde Haare hätte, gleich seiner Mutter; aber sie wollte das durchaus nicht aufkommen lassen, denn für sie war das Bild ihres Gatten die höchste Vollkommenheit, welche ihr Geist zu fassen vermochte.

Nachdem dieser heitere Streit beendet war und sie noch eine Zeit lang mit einander sich an der Erbauung von Luftschlössern für die Zukunft des Kindes ergötzt hatten, äußerte Herr de Cock das Verlangen, sich hinauf in sein Arbeitszimmer zu begeben. Er erklärte, der Bankier und die Actionäre, welche seine projektirte Eisenbahn zur Ausführung bringen wollten, würden morgen Vormittag eine Versammlung halten, und er müßte sehr frühe sich zu dem Bankier mit gewissen neuen Berechnungen aufmachen, für den Fall, daß das Ministerium oder die Kammer an der Richtung der Eisenbahn Etwas ändern wollte.

Hermina rief die Magd und sagte ihr:

„Sophie, decke den Tisch ab; dann kannst Du schlafen gehen. Mein Mann wird mir helfen, die Wiege hinaufzutragen.“

Ernst faßte die Wiege am obern Handgriff; seine Frau hob sie am untern Ende vom Boden auf . . .

und so stiegen sie lachend und unterwegs scherzend die Treppe hinauf, beladen mit dem theuren Wesen, in welchem ihre Seelen sich zur innigsten Einheit verschmolzen hatten.

Die Wiege wurde in Hermina's Schlafzimmer getragen. Ernst allein kam wieder heraus mit einer Carcellampe in der Hand, zog die Thüre hinter sich zu und trat an einen breiten Tisch, welcher mit Papieren, mit Planen und Zeichnungen bedeckt war.

Er setzte sich nieder, öffnete ein großes Buch und begann daraus ganze Colonnen Zahlen abzuschreiben. Die Berechnungen, welche er zu machen hatte, mußten sehr verwickelt sein, denn er blieb manchmal wohl eine Viertelstunde in tiefes Nachdenken versunken. Das Werk schritt jedoch vorwärts; es waren bereits einige Blätter vollgeschrieben und bei Seite gelegt. Nachdem die größten Schwierigkeiten überwunden waren, drehte Herr de Cock von Zeit zu Zeit den Kopf nach der Thüre um, hinter welcher all sein Glück und Reichthum ruhten; und dann trat ein zärtliches Lächeln auf seine Lippen, als wären die theuern Wesen vor seinen Augen erschienen.

Endlich war die Berechnung fertig; Herr de Cock faßte alle Blätter zusammen, so wie er sie am Morgen mitnehmen wollte, und lege sie bei Seite.

Er stand auf, näherte sich mit leisen Schritten der Thüre des Schlafzimmers, horchte, ob kein Geräusch sich vernehmen ließe, und kehrte dann zu dem Tische zurück, als wollte er sich zu einer geheimen Arbeit anschicken.

Unter einem großen Haufen Bücher zog er eine Mappe von Pappendeckel hervor, öffnete dieselbe und

setzte sich vor ihr nieder, den Kopf mit beiden Händen gestützt und die Augen auf ein großes Blatt Papier geheftet.

Was er hier sah, mußte für ihn in hohem Grade erfreulich und entzückend sein; denn sein Angesicht erglänzte von dem Lichte der Begeisterung und er blieb lange Zeit bewegungslos sitzen, gleichsam versunken in die Betrachtung von Etwas, das wunderbar schön sein mußte.

Es war eine Zeichnung, mit schwarzer Kreide ausgeführt. In der Mitte saß eine Frau, jung, anmuthig, mit Zügen gleich einer Madonna von Raphael, und so selig lächelnd, daß ihr Anblick allein das Herz des Beschauers rühren mußte.

Auf jedem Knie hielt sie ein Kind. Auf dem rechten ein Knäblein von ungefähr einem Jahr, mit einem blühenden Gesichtchen und lebhaften Augen; auf dem linken ein sehr kleines Ding, ein Mädchen von einigen Monaten, das seinen Zügen nach im Kleinen das Abbild der Mutter zu sein schien; aber so süß, so zart und so fein, daß der Urheber der Zeichnung sicherlich ein Liebender und Künstler und Vater sein mußte, um ein so bezauberndes Kinderbild schaffen zu können.

Ueber dem Haupte eines jeden Kindes schwebte ein Schutzengel mit einem flatternden Bande in der Hand, worauf ein Name geschrieben stand. Ueber dem Knäbchen strahlte der Name „Ernst", über dem kleinen Mädchen „Hermina".

Nachdem Herr de Cock wohl eine halbe Stunde seiner selbst vergessend und bewegungslos bei der Betrachtung dieser Bilder verweilt hatte, holte er

aus einer Schublade eine Reisfeder mit einem Stück schwarzer Kreide hervor und begann hier und da in der Zeichnung dem Schatten mehr Tiefe zu geben, und verbesserte deßgleichen Etwas an der Hand von einem der Kinder.

In diesem Augenblick wurde die Thüre des Schlafzimmers langsam und sehr leise geöffnet. Auf der Schwelle erschien Hermina, in ein schneeweißes Nachtkleid gehüllt, welches ihr bis über die Füße herunterfiel. Hätte ihr Antlitz nicht von Glück und Freude geleuchtet, man wäre versucht gewesen, sie für einen Geist zu halten; so aber, mit dem süßen Lächeln auf den Lippen, glich sie einem Engel, der von dem Himmel herniedergestiegen zu sein schien.

Schleichend wie ein Späher, trat sie allmälig, Schritt für Schritt, vorwärts, bis sie über die Schulter ihres Gatten geneigt sehen konnte, womit er eben beschäftigt war.

Aber kaum hatte sie einen Blick auf die Zeichnung geworfen, so begann sie zu zittern, und ein Schrei, den sie nicht zurückhalten konnte, entschlüpfte ihr.

Herr de Cock sprang überrascht von seinem Stuhl auf, aber ehe er ein Wort sprechen konnte, hing Hermina an seinem Halse und rief liebkosend aus:

„Ernst, mein Theurer, Du machst, daß ich vor Glück sterbe! Wie grenzenlos muß Deine Liebe sein. Du siehst es bereits leben, Du liebst es bereits, das Kind, welches Gott uns verheißen hat. O, Dank, Dank!“

Und sie ließ ihr Haupt an sein Herz fallen, und Thränen unaussprechlich süßer Rührung träufelten auf seine Brust.

III.

Unter den Linden im Garten von Herrn Romys stand ein Tisch, worauf eine Anzahl Tassen von feinem Porcellan zur Einnahme des Nachmittagscafé's aufgestellt waren. Eine Kanne von getriebenem Silber und ein Milchtopf von demselben Metall erglänzten zwischen zwei Blumenvasen und einigen Tellern mit ausgesuchtem Backwerk.

Madame Romys saß auf einem Stuhl und blickte selbstzufrieden über die prächtige Tafel hin; sie lächelte und rieb sich die Hände, gleich Jemand, der sich selbst ein großes Vergnügen verspricht — dann stand sie wieder auf, stellte die Teller und Kannen anders, und trat einige Schritte zurück, um besser beurtheilen zu können, wie sich diese neue Anordnung ausnähme. Es lag etwas Einfältiges, etwas Kindliches in der Freude, welche aus ihren Augen erglänzte, und in der Lebhaftigkeit ihrer Geberden.

Ihr Mann trat in den Garten und näherte sich ihr; er warf einen unzufriedenen Blick über die Tafel und sagte:

„Was bedeutet das, Julia? Suchst Du wieder eine Veranlassung, mich böse zu machen? Das schönste Silberzeug, das kostbarste Porcellan! Sollte man nicht sagen, Du erwartest einen Besuch von dem König?"

„Ich bitte Dich, Bonifaz," antwortete die Frau in flehendem Tone, „laß mich doch einmal nach meinem Willen thun! Da Hermina zum ersten Mal kommt, um nach ihrem Kirchgang uns ihr kleines

Töchterchen zu zeigen, dürfen wir wohl das Silberzeug auf die Tafel bringen, nicht wahr? Für mich, für eine Großmutter, ist dieses Ereigniß kein geringeres Glück, als wenn der König selbst uns mit einem Besuch beehren wollte."

„Kindereien, immerdar!"

„Das Silberzeug wird doch dadurch nicht verdorben, Bonifaz?"

„Das will ich nicht sagen. Man muß in solchen Dingen sich nach dem Rang der Personen richten, welche man empfängt. Ernst de Cock hat sein Versprechen nicht gehalten: er ist noch so arm, als den Tag nach seiner Hochzeit."

„Aber wenn es ihm mit seinem Entwurf zu der neuen Eisenbahn glückt, dann wird er auf einmal einen großen Schritt zu Vermögen gemacht haben."

„Eisenbahn? Eisenbahn?" wiederholte Romys mit bitterem Spott. „Dieser Plan scheint nur erfunden, um uns für Narren zu halten; es wird niemals Etwas daraus werden."

„Mein Bruder Blondeel versichert jedoch, daß er angenommen werde."

„Nun, Julie, wenn dieß geschehen ist, und wenn Herr de Cock wirklich einen Gewinn von hundert tausend Francs oder so etwas dabei gemacht hat, dann wollen wir das Silberzeug auf die Tafel setzen, hörst Du? Jetzt will ich es nicht. De Cock möchte sonst wohl glauben, wir sehen ihn für eine gewichtige Person an, während ich, auf mein Wort, über seinen Eintritt in unsere Familie noch beschämt bin."

„Bonifaz, Bonifaz," seufzte die Frau mißmuthig, „sei doch nicht so ungerecht gegen den guten Ernst.

Er macht Dein Kind glücklich; er liebt und ehrt Hermina im höchsten Grade; er arbeitet und müht sich Tag und Nacht ab, um ihr das Leben zu versüßen. Wir sind ihm dafür wohl einige Dankbarkeit schuldig."

„Es könnte allerdings noch schlimmer gehen," antwortete Romys. „Ich gestehe, daß ich Ernst wohl ein Bischen achten könnte, wenn er nur nicht ohne Vermögen wäre; denn das ist Etwas, Julie, das ich ihm nicht vergeben kann. Er ist doch daran schuld, daß unsere Hermina keine drei- oder vierhundert tausend Francs in die Familie gebracht hat. Wer kann es wissen? Schön, wie sie ist, hätte sie vielleicht eine Million gefunden. Diese Aussicht hat uns Ernst geraubt."

„Darf ich das Silberzeug auf der Tafel stehen lassen, Bonifaz?"

„Nein; Du siehst, daß ich in guter Laune bin; mach' mich also nicht böse durch Deinen Widerstand."

„Nun, Bonifaz, ich will es sogleich durch die Magd hineintragen lassen. Ich hatte jedoch geglaubt, daß der freudige Tag, an welchem Hermina uns ihr zweites Kind . . ."

„Freudige Tag? Zweites Kind?" brummte Herr Romys verdrießlich. „Du hast eine seltsame Rechnungsweise, Julie. Zwei Kinder in zwei Jahren; wenn es so fortgeht, können sie wohl noch ein Dutzend bekommen. Ich nehme an, Hermina wird nach unserem und Onkel Jans Tod vierhundert tausend Francs als Vermögen bekommen. Von ihren Kindern würde dann jedes keine vierzig tausend Francs erben. Zwölf arme Teufel in der Familie der Romys? Das ist

schrecklich; ich denke Tag und Nacht daran. Ein ganzes Leben lang so gespart zu haben und sterben müssen mit der furchtbaren Gewißheit, daß unsere Familie sich endlich in lauter Habenichtse verläuft! Unsere Tochter Therese, sieh', das ist eine musterhafte Frau. Die scheint zum Vortheil der Familie geboren zu sein; ihr Erbe wird nicht vertheilt werden."

„Ach, Gott schenke ihr ein Kind," sagte Madame Romys mit einem tiefen Seufzer.

„Wie? Ist es noch nicht genug, daß Hermina's Hausstand sich so drohend vermehrt? Du willst, daß Therese . . .?"

„Das ist es nicht, was ich sagen wollte, Bonifaz."

„Nun, was willst Du denn sagen?"

„Therese ist nicht glücklich; Herr Pottewal hat ein trauriges Leben . . ."

„Laß mich in Ruhe mit diesem dummen Pottewal!" rief Romys fast zornig. „Er ist ein Schwachkopf, ein Feigling. Hätte er keine so verständige Frau, wie unsere Therese, er würde vielleicht noch vermögenslos sterben. Bei dieser theuren Zeit ist jetzt Geld für ihn in Haufen zu gewinnen; er ist zu dumm und hat zu wenig Muth, um aus den Umständen, welche leider so bald nicht wiederkehren werden, Nutzen zu ziehen. Ein Vermögen, eine Million, welche Einem vor den Füßen liegt und nur aufzuheben ist, entschlüpfen sehen zu müssen! Das ist der richtige Grund von Theresens Kummer."

„Glaube mir, Bonifaz," sagte die Frau, „es steckt noch ein anderer, noch ein besonderer Grund dahinter. Ich kenne Theresens Naturell. Sie hat niemals viel Liebe für Etwas, oder für Jemand gezeigt; aber

gegen kleine Kinder ist sie allezeit sanft und liebreich ihr Leben lang gewesen. Hat sie nicht, so lang sie noch jünger war, Jahre lang Kleider für die armen Kinder der Nachbarschaft gemacht? Hatte sie nicht immerdar Leckereien in der Tasche, um sie den Kindern der Sonntagsschule zu geben?"

„Aber dieß geschah aus Mildthätigkeit."

„Nein, Bonifaz, es war eine angeborene Herzensneigung. Wir Frauen, wir bemerken eine solche Neigung augenblicklich. Seitdem Therese verheirathet ist, wird natürlich der Wunsch, Mutter zu werden, in ihr mit neuer Kraft entstanden sein. Pottewal selbst hat mir gesagt, daß seine Frau viel Kummer habe, weil ihr keine Kinder geschenkt werden. Therese ihrerseits verbirgt es mir nicht. Ich bin fest überzeugt, Bonifaz, sie könnten beide noch glücklich werden, wenn es Gott gefiele, ihre Ehe zu segnen. O, Du weißt nicht, welches Band, welche Quelle von Zuneigung ein Kind zwischen Eheleuten ist!"

„Schweig', Julie," sagte ihr Mann, „da tritt Pottewal in den Garten. Sieh' den Dummbart, er schneidet ein Gesicht, als ob er keine Drei zählen könnte . . ."

Romys ging seinem Schwiegersohne entgegen, drückte ihm mit vielen Freundschaftsbezeugungen die Hand und führte ihn zu dem Tische.

„Sie sind allein, Franz? Wo ist Therese?" fragte er.

„Sie muß den Café bei Madame Doover-Cortbeen trinken," war die Antwort. „Sie kommt vielleicht bald nach."

„Vielleicht?" murmelte die alte Frau, halb trau-

rig, halb verdrießlich. „Sollte Therese es wagen, sich ferne zu halten, wenn Hermina kommt, uns ihr kleines Töchterchen zu zeigen? Das wäre sehr unziemlich. Haben Sie ihr das nicht begreiflich gemacht?"

„Ich habe mir erlaubt, darüber eine Bemerkung zu machen. Gäbe Gott, ich hätte es nicht gethan!" stammelte Pottewal.

„Warum?"

„Therese ist böse geworden; ich kann keine harten Worte ertragen; ich bin noch ganz außer Fassung darüber."

Es lag in der Stimme von Herrn Pottewal so viel Muthlosigkeit; sein abgemagertes und bleiches Gesicht trug so deutlich die Spuren langdauernder Betrübniß, daß Madame Romys, von Mitleid getrieben, ihren Stuhl zu dem seinigen rückte und seine Hand faßte, indem sie ihm einige tröstende Worte zuflüsterte. Romys zuckte die Achseln und lächelte spöttisch, als betrachte er Pottewals Kummer wie einen belachenswerthen Unsinn.

„Es ist also nicht ihrer Schwester wegen, daß Therese ungern hieher kommt, sagen Sie, Franz?" bemerkte Romys. „Es betrifft Sie gleichfalls nicht persönlich; warum betrübt es Sie dann so über die Maßen?"

Pottewals Brust entschlüpfte ein tiefer Seufzer.

„Sie sollten eher die Beweggründe Ihrer Frau gutheißen," fuhr Romys fort. „Therese achtet sich selbst und hat den Stolz, der einer alten Familie gleich der unsern ziemt. Es ist Ernst de Cock, der ihr Widerwillen einflößt; sie ist nicht gern in Gesellschaft solcher Leute; und, um Alles gerade heraus

zu sagen, ich begreife diese Abneigung wohl. Warum setzen Sie sich ohne Grund den Gefühlen Ihrer Frau entgegen?"

Pottewal schüttelte schweigend den Kopf.

„Ha so," sprach Romys ärgerlich, „wenn Sie auf solche Weise sich mit Therese unterhalten, dann wundert es mich nicht, daß ihr das Blut manchmal in den Kopf steigt. Sie könnten den geduldigsten Menschen zum Wahnsinn bringen. Sind Sie stumm geworden?"

„Sie täuschen sich über die Ursache von Theresens Weigerung, mit mir hieher zu kommen," antwortete Pottewal, ohne sich scheinbar über den groben Ton seines Schwiegervaters betroffen zu fühlen.

„Aber geben Sie dann den Grund an."

„Den Grund? Es sind die Kinder ihrer Schwester, die Therese nicht sehen will."

„Welcher Gedanke! Was thun ihr Hermina's Kinder? Sie muß dieselben doch nicht großziehen. Es müßte denn sein, daß Therese sich im Grunde ihres Herzens über die unendliche Vertheilung unseres Vermögens und die Erniedrigung der Familie betrübte; dieses Gefühl ist jedoch rechtmäßig und achtungswerth, denken Sie nicht auch, Franz?"

„Das ist es nicht," antwortete Pottewal. „So oft Therese von den Kindern ihrer Schwester sprechen hört, ist sie auf viele Tage unglücklich, und sie weint so heftig, daß ich vor Mitleiden mit ihrem Kummer beinahe krank werde, obwohl sie in solchen Augenblicken nicht freundlich gegen mich ist."

„Siehst Du wohl, Bonifaz? Habe ich es Dir nicht gesagt?"

„Also sollte es doch wahr sein? Therese wünscht sich noch immer, Kinder zu haben?“

„Ich gäbe die Hälfte meines Vermögens, wenn es Gott gefiele, unsere Ehe zu segnen.“

„Sie auch, Franz? Ihr werdet beide wahnsinnig.“

„Es geschieht um Theresens willen, daß ich es so innig wünsche,“ erwiederte Pottewal. „Ich bin beinahe gewiß, daß mein Unglück ... daß sie glücklich wäre, wenn sie Mutter würde. Wir könnten dann Etwas zusammen lieben; das Kind würde unsern Neigungen, unserem Geiste eine Richtung, eine Beschäftigung geben. Wir würden nicht immerdar neben einander sitzen, ohne zu wissen, was wir reden, woran wir denken sollen.“

„In der That, Sie haben vielleicht Recht,“ murmelte Romys nachdenklich. „Kinder sind jedoch nicht immerdar eine Quelle der Freude im Leben. Eins oder zwei, damit kommt man noch durch. Geben Sie die Hoffnung nicht auf, Franz, es ist noch nicht zu spät.“

Es trat eine augenblickliche Stille ein.

„Du vergissest das Silberzeug, Julie,“ sagte Herr Romys.

Die alte Frau nahm die Cafékanne und den Milchtopf von der Tafel und ging damit in das Haus.

Indem er sich rings im Garten umschaute, als bemerke er jetzt erst, daß er von allen Eingeladenen noch allein gegenwärtig war, fragte Pottewal:

„Wie viel Uhr ist es?“

„Wissen Sie es nicht? Drei Uhr.“

„Meine Sinne sind umdüstert; ich glaubte, Sie schon Alle beisammen am Cafétische zu finden.“

„Der zweite Nachmittagszug der Eisenbahn kommt erst um drei Uhr dreißig Minuten zu Darlingen an. Also noch eine halbe Stunde.“

„Ich will Ihnen nicht beschwerlich fallen, Romys; ich werde noch einen Spaziergang unter den Bäumen auf dem Bollwerk machen.“

„Nein, bleiben Sie; lassen Sie uns ein wenig von Handelssachen sprechen, Franz. Es ist gegenwärtig Geld zu gewinnen, nicht wahr?“

„Viel Geld, für denjenigen, welcher die Kühnheit hat, sein Vermögen daran zu wagen. Die Theurung gleicht beinahe einer Hungersnoth, besonders in Flandern. Was soll aus dem unglücklichen Volke den kommenden Winter werden? Man möchte Thränen vergießen, Romys, wenn man auf der Börse erzählen hört, wie schrecklich das Elend um sich greift. In der Gegend von Thielt findet man Weber todt auf ihrem Webstuhle liegen. Die armen Arbeiter laufen da verhungert in Banden von hundert Köpfen herum.“

„Das ist unglücklich; aber was können wir, um Gottes willen, dabei thun? Die Verständigsten sind diejenigen, welche aus der Theurung ihren Vortheil ziehen. Und, nun wir allein sind, Pottewal, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie ganz und gar nicht wohl daran thun, indem Sie die günstigen Umstände vorüber gehen lassen. Es sind Millionen zu gewinnen, glauben Sie mir. Haben Sie denn gar keinen Tropfen Blut in den Adern, nicht ein Gran von Muth, daß Sie Jedermann rund herum

können reich werden sehen, ohne sich dadurch angespornt zu fühlen, sich auch Ihren Theil von dem großen Kuchen hinwegzunehmen?"

„Muth habe ich allerdings nicht viel," seufzte Pottewal.

„Und Sie wagen sich darüber zu beklagen, daß Ihre Frau nicht mit Ihnen zufrieden ist? Muß Ihr Betragen, Ihre Feigheit möchte ich beinahe sagen, sie nicht mit Entrüstung erfüllen? Sich nur zur Erde bücken dürfen, um Schätze aufzuraffen, und nun daneben stehen und gleich einem Dummkopf zuschauen, während Andere damit hinwegeilen!"

Pottewal zuckte die Achseln, gab jedoch keine Antwort. Dieses Stillschweigen erbitterte Romys so sehr, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug und zornig ausrief:

„Ich thue mir Gewalt an, um kühl zu bleiben und Ihnen aus Freundschaft guten Rath zu geben; aber Sie könnten mich auf die Dauer dahin bringen, daß ich einen Schlag bekäme. Ihr unüberwindlicher Starrsinn ist vorgefaßter Plan. Sie beschuldigen mit Unrecht Ihre Frau; und Ihrer albernen Einbildung Gehör gebend, hassen Sie dieselbe. Durch Ihre Weigerung, ein großes Vermögen zu erwerben, rächen Sie sich an uns, nicht wahr?"

„Nein, Romys, urtheilen Sie nicht so streng," antwortete Pottewal gelassen. „Es werden jetzt allerlei unehrliche Mittel angewendet, um den Preis des Getreides in die Höhe zu treiben."

„Nun, so machen Sie es gleich den Andern."

„Dann drückt man die Preise wieder merklich

herab. In diesen Schwankungen liegt eine Unsicherheit, die mich erschreckt."

„Nun, nun, die Preise müssen bis zu der nächsten Ernte steigen: daran wird ein Kind nicht zweifeln."

„Ja, aber die Hunderte von Schiffen, welche von Odessa, von der Ostsee und von Amerika ankommen werden!"

„Was thut das? Es kann noch nicht genug für Frankreich allein kommen, und die Theurung herrscht überall: die Kartoffeln sind durch die Krankheit ganz verdorben. Ich wiederhole es Ihnen. Ich wiederhole es Ihnen, für Jemand, der mit Getreidehandel sich abgibt, wie Sie, und ein schönes Kapital zu seiner Verfügung hat, sind die Millionen so leicht zu fassen, wie ich nach dieser Tasse greife. Sagen Sie, daß ich Unrecht habe, wenn Sie es wagen!"

„Sie haben vielleicht Recht, Romys; aber ich bin zu gefahrvollen Unternehmungen nicht geschaffen. Ich sehe jede Woche einige Kaufleute reich werden, aber ich sehe ebenso viele ihr Vermögen ganz verlieren. Ich habe meinem Vater auf seinem Sterbebette gelobt, sein Erbe unvermindert bewahren zu wollen; wir haben keine Kinder; wir sind reich genug; ich werde mein Gelübde halten."

„Sie bleiben also hartnäckig bei Ihrer Dummheit? Es gibt kein Mittel, Ihnen begreiflich zu machen, was Ihre Pflicht gegen die Gattin und gegen die Familie ist?"

„Ich gewinne jährlich viel mehr Geld, als für meinen Haushalt nöthig ist; mein Kapital werde ich niemals wagen. Es thut mir leid, Ihr Mißfallen

erregen zu müssen, Romys; aber bei diesem Vorsatz werde ich streng beharren. Sollte mich ein großes Mißgeschick treffen, wer würde mich trösten? Ich stürbe in kurzer Zeit vor Kummer und Verzweiflung."

Romys stampfte mit dem Fuß zur Erde: dabei fiel das Wort „Feigling" von seinen Lippen, und er war im Begriff, seinen Schwiegersohn mit zornigen Beschimpfungen zu überhäufen; aber eben ließ sich das Knarren von Rädern auf der Straße vernehmen und ein Fuhrwerk hielt in seinem schnellen Laufe vor der Hausthüre an.

„Was soll das wieder bedeuten?" brummte Romys; „sollten sie mit einer Kutsche nach Darlingen gekommen sein? Das würde mich nicht wundern: es kostet mehr, als die Fahrt mit der Eisenbahn. Die Leute werfen das Geld nur so hinaus!"

Er war mit dieser Betrachtung noch nicht ganz zu Ende, als die Thüre aufgerissen wurde, und vier oder fünf Personen unter Jubel und Freudenrufen in den Garten gestürmt kamen.

Es war Hermina, welche mit offenen Armen auf ihren Vater zueilte; Madame Romys, welche, gefolgt von der alten Magd Sophie mit einem kleinen Kind auf den Armen, triumphirend in den Garten gelaufen kam; Fräulein Marie Blondeel, die ein anderes Kind auf dem Arme trug; und ihr Bruder Jan, welcher in die Hände klatschte und den Garten mit den lauten Ausbrüchen seiner Lust erfüllte.

Romys, durch die zärtliche Umarmung seiner Tochter überrascht, murmelte einige freundliche Worte und machte ihren Arm von seinem Halse los. Da fiel

sein Auge auf das kleine Kind, welches man ihm jetzt entgegen hielt, um ihn dasselbe küssen zu lassen.

„Es ist ein schönes Kind," sagte er, nachdem er es mit den Lippen berührt hatte „Noch ein solches, Hermina, und dann wird es genug sein, nicht wahr?"

„Gib' ihm Deinen Segen, Vater, ich bitte Dich: es ist das erste Mal, daß Du meine kleine Hermina siehst."

Romys machte das Zeichen des Kreuzes auf der Stirne des Kindes.

„Dank, Vater; Dein Segen wird es glücklich machen im Leben!" rief die lebhaft erregte Mutter.

Sie bemerkte jetzt erst Herrn Pottewal, welchem Jan Blondeel die Hand gedrückt hatte. Mit einem Sprung war sie bei ihm, legte ihm gleichfalls ihren Arm auf die Schulter und rief:

„Ah, mein Schwager Franz! Ich habe ihn lange Zeit nicht gesehen. Wo ist meine Schwester? Ich bin so glücklich, daß ich die ganze Familie an's Herz drücken möchte!"

Pottewal stammelte eine Entschuldigung und sagte, seine Frau sei noch auf eine Weile abgehalten, würde aber bald nachkommen.

„Näher hieher, Ernstchen," sagte sie, ihr Knäbchen an der Hand fassend, nachdem es durch Fräulein Marie auf den Boden gestellt worden war. „Das ist Dein guter Onkel Franz. Er hat Dich sehr gern; gib ihm ein Küßchen, mein Junge."

Das Kind streckte seine Händchen zu Pottewal empor und lächelte ihm so liebevoll entgegen, daß er innig dadurch gerührt wurde. Er hob es von der Erde auf und küßte es mit wahrer Zärtlichkeit.

„Aber ist Dein Mann denn nicht mitgekommen?“ fragte Romys verwundert.

„Es ist unerwartet Etwas dazwischen getreten,“ antwortete Hermina. „Die Eisenbahn macht ihm gegenwärtig so viel zu schaffen. Man hat ihn mit einem Wagen abgeholt, um ihn in aller Eile zu dem Bankier zu bringen.“

„Immer noch diese ewige Eisenbahn?“ brummte ihr Vater. „Ich glaube nicht, daß jemals Einer von uns darauf fahren wird.“

„Und wie geht es zu Hause? Bist Du noch immer glücklich, mein Kind?“ fiel Madame Romys ein.

„Ich bin glücklich, die Eisenbahn geht gut, Alles geht gut!“ antwortete Hermina mit Augen, die vor Freude glänzten.

„Nun, nun, laßt uns jetzt Platz nehmen. Man bringe den Café! Adele, Adele, den Café!“ rief Herr Romys in's Haus hinein.

Eine Magd erschien und schenkte die Tassen ein.

Pottewal hatte bereits einen Stuhl genommen, um den kleinen Jungen auf seine Kniee zu nehmen. Während die Andern unter fröhlichem Schwatzen sich um die Tafel setzten, war er damit beschäftigt, dem Kinde Confekt zu geben, und redete zu ihm stille freundliche Worte und liebkoste es, seiner selbst vergessend. Der kleine Ernst schien eine besondere Neigung zu seinem Onkel Franz zu empfinden, denn er strich mit seinem kleinen Händchen ihm über die Wangen und lächelte ihm so freundlich zu, als wäre er gewohnt, alle Tage auf dessen Knieen zu sitzen.

Hermina war Pottewal dankbar für die Zärtlichkeit, welche er ihrem Kinde bezeigte.

„Nun, wie geht es Ihnen, Bruder Franz?“ fragte sie. „Man hat mir gesagt, Sie wären krank. Gott sei gelobt, ich finde Sie aber wohl.“

„Was für ein schönes, was für ein bezauberndes Kind!“ sagte Pottewal. „Ich könnte einen ganzen Tag so mit meinen Augen in diese süßen, glänzenden Aeuglein schauen. Madame de Cock, wie glücklich müssen Sie sein!“

„Glücklich, Bruder! Ich habe noch nie gewußt, daß das menschliche Leben so schön sein kann.“

„Sie sehen aber dennoch aus, Pottewal, als ob Sie unpäßlich gewesen wären,“ bemerkte Blondeel.

„Nein, Herr Jan, ich bin gesund und zufrieden,“ war die Antwort. „O, was für ein liebes Kind!“

Sophie, die Magd, näherte sich ihm, um den kleinen Jungen ihm abzunehmen; aber Ernstchen schlang seine Arme um den Hals seines Oheims und bezeugte durch einen lauten Schrei, daß er auf seinen Knieen sitzen bleiben wolle.

Herr Pottewal, dem vielleicht seit langer Zeit keine aufrichtigen Beweise von Freundschaft und Liebe zu Theil geworden waren, wurde durch die Zuneigung des unschuldigen Kindes so tief gerührt, daß sein Auge sich befeuchtete und ein helles Lächeln auf seinen Lippen zum Vorschein kam.

Hermina nahm ihr kleines Töchterchen auf den Schooß und schickte Sophie in die Küche, um mit der andern Magd den Café zu trinken.

Es begann nun eine lebhafte Unterhaltung, auf welche Hermina ihr Glück und ihre Seelenfreude in

hellen Funken ausstrahlen ließ und Jan Blondeel unaufhörlich durch muntere Einfälle einen gleichfalls erheiternden Einfluß ausübte. Die zwei bejahrten Schwestern, Fräulein Marie und Madame Romy's, saßen Hand in Hand neben einander und nahmen ihrer selbst vergessend und doch so herzlich an dem Gespräch und Erzählen Antheil, als hätten sie einander seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Der Grund dieser allgemeinen Heiterkeit war größtentheils der günstigen Stimmung zuzuschreiben, worin sich Herr Romys augenscheinlich befand. Es begegnete ihm nicht oft, daß er andere Personen fröhlich sehen konnte, ohne ungeduldig zu werden und mit spitzigen Bemerkungen aufzutreten; jetzt lächelte er aufrichtig und antwortete wohl auch manchmal mit einem Scherz auf Jan Blondeel's Reden. Einmal jedoch hatte er des Fuhrwerks erwähnt und sich tadelnd über diese nutzlose Geldverschwendung ausgesprochen; aber Hermina hatte ihm erklärt, es sei so ihres Mannes Wille gewesen, weil man auf der Eisenbahn nicht nach Belieben still halten könnte und man mit zwei Kindern Herr über seine Bewegungen bleiben müßte. Romys war nicht weiter auf die Sache eingegangen und hatte unmittelbar darauf das Gespräch seinen heitern Ton wieder annehmen lassen.

Pottewal redete nicht viel; er spielte mit dem kleinen Ernst und schien ganz versunken in das liebevolle Lachen des unschuldigen Engelchens, das ihm die empfangenen Leckerbissen in den Mund steckte, als ob es sehen wollte, wie sein Oheim mit einem so großen Munde essen könnte.

Plötzlich wandelte Pottewal eine unerwartete Be-

wegung an; er erbleichte, setzte in aller Eile das Kind auf den Boden und schaute dann starr zur Erde, gleich Jemand, der auf einer bösen That ertappt worden ist.

Therese war im Garten erschienen; sie hatte ihren Mann mit dem Kinde ihrer Schwester auf den Knieen gesehen. Ihr flammender, ihr drohender Blick hatte ihn zum Zittern gebracht.

Bei den ersten Schritten auf dem Gartenweg hatte Therese alle die Personen sich betrachtet, welche um den Tisch herum saßen; sie hatte sich mit Sicherheit darauf gefaßt gemacht, Herrn de Cock mit zurückstoßender Kälte zu begrüßen. Da er jedoch nicht gegenwärtig war, bezwang sie sich und zeigte ein minder saures Gesicht. Sie ließ sich sogar gutwillig von ihrer Schwester umarmen und setzte sich neben sie an den Tisch.

Hermina, welche ihr Töchterchen ihrer Mutter gegeben hatte, um Therese entgegen zu eilen, nahm es jetzt wieder und legte es ihrer Schwester auf den Schooß, während sie frohlockend ausrief:

„Sieh', Therese, wie schön, wie lieb! Komm', gib ihm einen Kuß auf seine rosigen Lippchen; es sieht Dich an und scheint seine Tante Therese bereits zu kennen!"

Madame Pottewal hielt bewegungslos wie ein Steinbild das Kind vor ihre Augen und betrachtete es mit einem unbegreiflich festen Blick. Sonderbar und überraschend war ihr Ausdruck. Ihre Augen schienen zu glühen, ihr Mund stand weit offen, und dennoch lächelte sie freundlich, und Etwas wie der Schimmer einer seligen Rührung überstrahlte ihr

Angesicht. Sie glich einer Tigerin, welche im Begriff ist, ihre Beute zu verschlingen; aber sie glich zu gleicher Zeit einer zärtlichen Mutter, welche ihr angebetetes Kind liebkost und hätschelt.

„Schwester, gib ihm doch einen Kuß,“ flüsterte Hermina.

Therese beugte sich traurig über das Kind und hielt eine lange Weile ihren Mund auf dessen Stirne gedrückt.

„Genug, genug, Schwester!“ rief Hermina in ängstlichem Ton, als hätte sie irgend Etwas gefürchtet.

Als Therese ihren Kopf erhob, bemerkte man, daß sie heftig weinte; — selbst das Gesicht des Kindes hatte sie mit ihren Thränen gebadet. Zitternd vor Erregung, legte sie das kleine Mädchen auf Hermina's Schooß, schlug die Hände vor die Augen und brach in lautes Schluchzen aus. Nach dem Wogen ihrer Brust hätte man sagen können, daß sie im Begriff sei, einer geheimnißvollen, doch sehr gewaltigen Nervenerschütterung zu unterliegen.

Alle sprangen auf und umringten sie; man rief um Wasser von den Mägden; Pottewal, der gute Pottewal klagte und bezeugte großen Schrecken.

„O, mein Gott, es wird ihr schwach!“ rief er. „Helft, helft ihr doch. Was thun? Einen Doctor, ich hole einen Doctor!“

Aber seine Frau nahm die Hände vom Gesicht. Ihre Thränen hatten zu fließen aufgehört, und außer einiger Röthe auf den Wangen war keine Spur mehr von ihrer wunderlichen Aufregung zu bemerken.

Auf die Fragen und Tröstungen, welche von allen

Seiten an sie gerichtet wurden, antwortete sie mit einem scharfen Lächeln:

„Macht nicht so viel Aufhebens, ich bitte Euch, aus einer vorübergehenden Unpäßlichkeit, welche Nichts zu bedeuten hat. Es sind meine Nerven; ich habe oft solche Augenblicke, daß ich fühle, wie mir plötzlich die Thränen aus den Augen springen, ohne...“

„Du möchtest wohl ein Kind haben, nicht wahr, Therese?“ fiel ihr Jan Blondeel in's Wort. „Es ist noch kein Grund, um zu verzweifeln.“

Madame Pottewal warf ihrem Oheim einen verächtlichen Blick zu.

„Ich sage Ihnen, Herr Blondeel, daß es von meinen angegriffenen Nerven herkommt,“ wiederholte sie. „Sie würden wohl daran thun, mir Glauben zu schenken, ohne in Ihrer Einbildung nach Scheingründen zu suchen.“

Blondeel zuckte schweigend die Achseln.

„Sag', Pottewal, ist es nicht wahr, daß ich oft solche Nervenanfälle bekomme?“ fragte sie mit unterdrücktem Zorn ihren Mann. „So sprich, ist es nicht wahr?“

„Ja, ja, es ist wahr, oft, alle Tage,“ stammelte Herr Pottewal, unter der Herrschaft eines Blicks von seiner Frau.

„Nun,“ rief sie, „macht mir das Vergnügen, von dem, was geschehen, nicht mehr zu reden, sonst gehe ich sogleich nach Hause. Schenkt mir eine Tasse Café ein; es wird vorübergehen. Auf alle Fälle muß ich Euch darauf aufmerksam machen, daß ich nicht länger, als eine halbe Stunde bleiben kann.“

Man erfüllte ihr Begehren, und Jedermann nahm seinen vorigen Platz an der Tafel wieder ein. Jan Blondeel versuchte noch einmal, das Gespräch in Gang zu bringen, aber alle seine Mühe blieb vergeblich: Heiterkeit und Freude waren aus der Gesellschaft gewichen. Hermina hatte sich unter dem Vorwande, der Sonnenschein belästige ihr Kind, von ihrer Schwester entfernt und hielt auch den kleinen Ernst zurück, damit er sich Therese nicht nähern könnte. Es geschah nicht aus Aerger, sondern aus Mitleid, daß sie so handelte, denn sie hatte bemerkt, daß auf dem Gesichte ihrer Schwester eine schmerzliche Bewegung sich kund gab, so oft ihr Blick auf eines der Kinder fiel.

Das Klingeln der Hausglocke ließ sich durch den Gang vernehmen.

„Da ist Ernst!“ rief Hermina.

„Wirklich, ich habe die Lokomotive pfeifen hören,“ bemerkte Romys.

Herr de Cock trat schnellen Schritts in den Garten; er lächelte; seine Augen erglänzten von inniger Selbstzufriedenheit. Ohne auf die Kälte und den Widerwillen von Herrn Romys zu achten, drückte er ihm freudig die Hände, umarmte seine Schwiegermutter, grüßte freundlich Herrn Pottewal und dessen Frau, und rief dann begeistert aus:

„Hermina, Herr Jan, Fräulein Blondeel, ich bringe gute Nachrichten. Mein Eisenbahnentwurf ist angenommen!“

Ein beifälliges Händeklatschen und ein froher Jubelruf beantworteten diese Meldung.

„Angenommen? Was will das heißen?“ brummte

Romys. „Von der Kammer doch noch nicht? Die Kammer ist nicht versammelt.“

„Nein, nein, vom Ministerium. Das Minimum der Zinsen ist festgestellt.“

„Nichts weiter? Ich dachte es wohl: Versprechungen, Schein! Immerfort Luftschlösser!“

Therese, welche bei der ersten Meldung von dem Gelingen des Entwurfs gezittert hatte, erhob nun wieder den Blick und nickte lachend mit dem Kopf, um die Zweifel ihres Vaters zu bestätigen.

„Aber, Vater,“ fuhr Herr de Cock fort, „lassen Sie mich Ihnen doch die Sache erklären; Sie werden begreifen, daß ich mich nicht über ein eingebildetes Glück erfreue. Die Minister haben eine große Mehrheit in der Kammer; sie haben beschlossen, viele öffentliche Werke ausführen zu lassen, um dem armen Volk zu Hülfe zu kommen und dasselbe so viel möglich für den kommenden Winter gegen Hungersnoth zu schützen. Deßhalb ist nicht zu bezweifeln, daß wenn mein Entwurf, von der Regierung selbst vorgeschlagen, im November zur Abstimmung kommt ...“

„Unsicher, unsicher, der Vogel fliegt noch in weiter Ferne!“ fiel Romys ein.

„Dießmal täuschen Sie sich, Vater,“ sagte Ernst mit ruhigem Lächeln. „Es ist eine Gesellschaft englischer Capitalisten zusammengetreten, welche den Entwurf ankauft; ich bekomme, als Erfinder und Bauführer, für hundert und zwanzigtausend Francs Antheil an der Actiengesellschaft.“

„Wenn nur Etwas daraus wird! Im November?“ murmelte Romys, welcher einigermaßen an den günstigen Stand der Dinge zu glauben begann.

„Es ist schon Etwas daraus geworden," versicherte Herr de Cock. „Der Brüsseler Bankier, welcher an der Spitze der Gesellschaft steht, hat mir heute hunterttausend Francs für meinen Antheil zahlen wollen."

Dieser Umstand erfüllte Jedermann mit Verwunderung und Freude.

Ernst lief auf seine Kinder zu, küßte sie zärtlich, legte dann seinen Arm um den Hals seiner Gattin und flüsterte ihr feurige Worte von Sieg und Liebe in's Ohr. Jan Blondeel zog ihn von Hermina weg, um ihn an seine Brust zu drücken; Fräulein Marie faßte seine Hände; Pottewal selbst, durch alle die Freudenbezeugungen und Beweise herzlicher Zuneigung erregt, wünschte ihm mit tiefgefühlten Worten Glück.

Auf Theresens Lippen stand ein bitteres Lächeln; ihr Ausdruck verrieth Zweifel und Spott; sie schien zudem verdrießlich darüber, daß Ihr Mann die Vertraulichkeit mit seinem Schwager so weit zu treiben wagte, um ihm jetzt gleichfalls die Hand zu drücken.

„Sollte es wahr sein, Ernst," fragte Romys, „daß man Ihnen hunderttausend Francs baares Geld angeboten hat? Warum sind Sie so unbesonnen gewesen, es abzulehnen?"

„Soll ich zwanzig tausend Francs opfern, Vater, um vier Monate früher meinen Antheil zu empfangen? Gott sei Dank, so nöthig brauche ich das Geld nicht."

„In der That, Ernst, zwanzig tausend Francs ist wohl etwas viel zum Verlieren. Nun, setzen Sie sich nieder, trinken Sie eine Tasse Café! Ich will

heute fröhlich sein. Wir wollen eine Flasche von meinem alten Burgunder ausstechen."

„Bravo, Vater, sieh, das ist einmal schön von Dir!" rief Hermina. „Hätte ich mein Kind nicht auf dem Schooße, ich flöge Dir dafür an den Hals."

„Ja, zwei Flaschen!" jubelte Blondeel, sich die Hände reibend. „Wenn ich in meinem Leben Lust gehabt habe, ein feines Gläschen zu trinken, so ist es diesen Augenblick."

„Da ist der Schlüssel," sagte Romys zu seiner Frau. „Hole zwei Flaschen, Julie. Von hinten, aus der Tiefe des Kellers, wo die vielen Spinngewebe hängen."

Und Ernst's Hand fassend, sprach er in herzlichem Ton:

„Sehen Sie, Herr de Cock, das ist ein guter Anfang; wenn Sie so fortfahren, werden wir noch die besten Freunde von der Welt. Sie sind ein guter, arbeitsamer Junge. Sie können noch viel Geld erwerben: an Muth und Wissen fehlt es Ihnen nicht. Wer weiß, ob Sie unserer Familie nicht mit der Zeit mehr und besser zu Ehren verhelfen, als Andere, die ihr Vermögen geerbt haben!"

Bei diesen Worten warf er einen leicht verständlichen Blick auf Pottewal: dieser fühlte den Stich und senkte beschämt den Kopf zu Boden. Therese zitterte vor Neid und unterdrücktem Zorn.

„Und was gedenken Sie mit diesem Geld anzufangen, wenn Sie es erhalten?" fragte Romys. „Sie wollen sich gewiß einen Meierhof kaufen, einen großen oder zwei kleinere?"

„Nein, Vater," antwortete Ernst, „mein Vorhaben

ist ein ganz anderes. Für's Erste lege ich für jedes meiner Kinder zwanzig tausend Francs an."

Hermina faßte heimlich seine Hand und drückte sie dankbar.

„Für die übrigen achtzigtausend Francs kaufe ich Staatspapiere, und halte so das Kapital immerdar zu meiner Verfügung, um an Etablissements und Gesellschaften mich betheiligen zu können, welche ich iu's Leben zu rufen gedenke. So ist das Leben eines Mannes, der in die große allgemeine Betriebsamkeit eingreifen will; er muß immerdar von einem Unternehmen zum andern vorwärts schreiten. Lassen Sie mich nur machen, Vater; wenn Gott mir günstig ist, soll meine Hermina einmal ihren Kopf hoch unter den reichsten Frauen von Brüssel tragen dürfen. Und bleibt diese stolze Hoffnung ein Traum, und kann ich es auch nicht so weit bringen, so werden wir doch sicherlich genug haben, um das Glück unserer Kinder zu sichern."

Während Ernst diese Worte aussprach, leuchteten seine Augen von kühnem Eifer und heiterem Lebensvertrauen; es lag in seiner Stimme etwas Eindringliches und zugleich Gefälliges, was eine tiefe Wirkung auf Alle, die ihn anhörten, hervorbrachte.

Es folgte eine kurze Stille; als aber Romys den Wein eingeschenkt sah, hob er sein Glas empor und rief:

„Nun, Freunde, lustig ausgetrunken auf das Wohlergehen des Herrn de Cock! Möge das Glück ihm bei allen seinen Unternehmungen lächeln!"

Die Gläser erklangen und Glückwünsche wiederhallten durch den Garten.

Therese stand auf und sagte befehlend zu ihrem Gatten, welcher mit den Andern zu trinken im Begriff war:

„Setze Dein Glas nieder und begleite mich nach Hause!“

Jedermann bezeugte seine Verwunderung und sein Bedauern über diesen unerwarteten Abgang, gerade in dem Augenblick, da man so heitere Stunden in der Familie zubringen sollte; aber welche Mühe sich auch Romys und Hermina gaben, Therese zurückzuhalten, sie wies alle Bitten ab, unter dem Vorwande, ihre Nerven wären zu sehr angegriffen, und sie bedürfte zu ihrer Genesung der Ruhe. Pottewal hatte gleichfalls ein flehendes Wort einzulegen gewagt, damit er noch eine halbe Stunde bleiben dürfte; aber die Augen seiner Frau hatten ihm allen Muth und alle Lust zum Widerstand benommen.

Er folgte ihr also durch den Hausgang und trat mit ihr auf die Straße.

Sie schritt schnell vorwärts und überhäufte unterwegs ihren schweigenden Gatten mit einer Fluth halb unterdrückten Tadels, bis sie endlich die einsame Promenade auf dem Bollwerk erreicht hatten. Dann erhob Madame Pottewal ihre Stimme und ließ dem feurigen Neide, der ihr Herz verzehrte, und der Wuth, welche sie so lange hatte bezwingen müssen, freien Lauf. Sie sprach von den Kindern ihrer Schwester, als wäre die Existenz dieser kleinen Wesen eine blutige Anklage gegen ihren Mann; sie warf ihm den Gewinn und das Glück Ernst's in's Gesicht; sie verglich den Muth und die Klugheit dieser ge-

ringen Leute mit seiner Dummheit und seinem Unverstande; sie nannte ihn einen Einfaltspinsel, einen Bauern und Feigling ..."

Pottewal hatte anfänglich sie durch sanfte Worte zu beruhigen gesucht; allein gleichwohl hatte er sich durch ihren scharfen Tadel verletzt und erniedrigt gefühlt; er hatte geschwiegen und lang gegen den Sturm, der in seinem Innern sich zu erheben drohte, angekämpft.

Als er sich nur noch wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt sah und die letzten und härtesten Beschuldigungen dem Munde seiner Frau entströmten, blieb er plötzlich stehen und sagte todtenbleich und mit beinahe krächzender Stimme;

„Ha, Madame, Sie sind ungerecht genug, mich das Glück Anderer so grausam entgelten zu lassen. Was Sie verlangen, vermag Gott allein uns zu geben; — aber Sie wollen überdieß reich sein, nicht wahr? sehr reich: Millionen müssen Sie haben? Ich bin ein Einfaltspinsel, ein Bauer, ein Feigling, weil ich mich weigere, mein Vermögen, meine Ruhe und mein Leben an die Erfüllung Ihres Begehrens zu setzen. Wohlan, mein Entschluß ist gefaßt. Sie sollen sie haben, die Millionen ... Millionen des Verderbens, des Elendes! Nun, Madame, Sie sollen mich keinen Feigling mehr nennen. Bitten Sie im Gegentheil Gott, daß er meinen Muth, meine Kühnheit mäßige. Morgen, morgen kaufe und verkaufe ich Getreide in ganzen Schiffsladungen! Möge mir mein Vater im Himmel vergeben: es ist aus, es ist aus!"

Und gefolgt von seiner Frau lief er gleich einem Wahnsinnigen mit dem Kopf voraus durch die offenstehende Thüre seiner Wohnung.

IV.

Madame Pottewal saß seit ein paar Secunden an ihrem Strickzeug in dem großen Gemache, wo sie gewöhnlich einsam und traurig ihre Tage verlebte. Eine völlige Stille umgab sie; weder im Hause, noch auf der Straße ließ sich das mindeste Geräusch vernehmen.

Während ihre Hände in mechanischer Bewegung das Seiden- und Wollgarn an den Nadeln auffaßten, war ihr Geist weit von der Arbeit hinweg, und allerlei Gedanken flutheten ihr durch den Kopf. Obwohl Kummer, Verdruß und Zorn wechselsweise auf ihren Lippen sich abzeichneten, war ihr Gemüth doch vorzugsweise von einer stets- zurückkehrenden Bewegung der Freude beherrscht, welche jedoch wiederum einer tiefern Muthlosigkeit Platz machte. So erhellte sich oft ihr Gesicht von einem Ausdruck zweifelnder Freude, als ob sie in ihrem Innersten eine verlockende Hoffnung belächelte; ihre Augen erglänzten und ihr Busen hob sich; aber nach einer Weile erschlafften ihre Züge wieder. Dann ließ sie seufzend das Haupt auf die Brust fallen und starrte mit einem Hohnlächeln schmerzlicher Täuschung vor sich hin.

Endlich mußte der Zustand der Aufregung vorübergegangen sein; denn sie schien ruhig zu werden

und richtete den gedankenvollen Blick auf ihre Finger, welche mit verdoppelter Schnelligkeit die Nadeln in Bewegung setzten ...

Plötzlich, als hätte ein unsichtbarer Schlag sie getroffen, ließ sie ihr Strickzeug zu Boden fallen und stieß einen dumpfen Schrei aus. Sie stand jedoch nicht auf; im Gegentheil, sie beugte ihren Körper vorwärts und legte sich beide Hände auf das Herz, um das gewaltige Klopfen desselben zu unterdrücken. Sie hielt ihren Athem an und rührte sich nicht, als hätte sie alle Kraft ihrer Sinne gesammelt, um auf einen geheimnißvollen Laut zu horchen ...

Da trifft sie ein zweiter und mächtigerer Schlag! Sie springt mit einem Schrei wahnsinniger Freude auf und erhebt betend die Arme zum Himmel; ihr Gesicht scheint von einem plötzlichen Lichte verklärt; aus ihren Augen strahlt eine unermeßliche Dankbarkeit; sie ist ehrfurchterregend in ihrem Stolze, schön in ihrer Begeisterung, während sie mit zitternder Stimme ausruft:

„O, sei gelobt, mein Gott! Du hast Mitleid gehabt mit dem armen, verstoßenen Geschöpf! Dank, Dank für diese höchste Wohlthat! Mutter? Ich soll Mutter werden? Ja, ja, Mutter werden! Unendliches Glück, unendliche Seligkeit auf Erden ... Ich bin dem Irrsinn nahe, mir wird düster vor den Augen ... sollte ich träumen?“

Sie lief in leidenschaftlicher Erregung von einer Seite des Zimmers nach der andern, machte sonderbare Geberden, als wollte sie den Wänden und den Möbeln begreiflich machen, was sie so gewaltig er-

schütterte, blieb plötzlich mitten im Gemach stehen und flüsterte mit Schrecken:

„Sollte es möglich sein? Habe ich mich nicht durch eine trügerische Hoffnung bethören lassen?“

Aber dann rief sie jubelnd aus, während sie wieder wie wahnsinnig durch das Zimmer zu laufen begann:

„Nein, nein, es ist Wahrheit. Gott hat es zugelassen, daß mir mein Glück offenbar werde. Kein Zweifel mehr, ich werde Mutter sein . . . Mutter, Mutter, Mutter!“

Und sie wiederholte dieß Wort eine Weile mit unmäßiger Freude und immer steigender Begeisterung.

„Er komme nun!“ rief sie. „O, mit welcher Liebe will ich ihn umfassen! Wie will ich ihn mit Freude überhäufen! Wie will ich ihn in meine Arme drücken, ihn, den Vater meines Kindes!“

Sie ließ sich auf den nächsten Stuhl sinken und blieb daselbst wie ermattet, tief Athem holend, eine Weile sitzen.

„Er wird noch nicht kommen,“ murmelte sie; „noch eine Stunde zum Mindesten, eine Ewigkeit peinlicher Erwartung! Ach, der arme Pottewal, so lang noch dieses Glückes entbehren zu müssen!“

Angetrieben von einer unwiderstehlichen Ungeduld, trat sie an das Fenster, riß es auf, blickte über die Straße und die öffentliche Promenade, schloß dann das Fenster wieder und rief mit einem Ausdruck der Verwirrung auf ihrem Angesicht:

„Mein Gott, was geht denn in mir vor? Welches Licht geht vor meinen Augen auf? Warum ist Alles jetzt so schön, so prächtig, so strahlend in un-

bekanntem Glanze? Warum will meine Seele die ganze Natur umarmen, als wäre die Welt zu klein für meine Liebe? Ach, ich soll Mutter werden; in dieser Welt wird mein Kind leben! . . . Und ich habe so bösartig sein können? So eben habe ich noch ungerechter Weise ein armes Dienstmädchen zu Thränen gebracht . . .“

Mit diesen Worten lief sie aus dem Zimmer und trat in die Küche. Die Magd saß ganz niedergeschlagen da, ihr bitteres Loos zu bedenken, und sprang zitternd auf bei der unerwarteten Erscheinung ihrer Gebieterin; aber diese faßte sie bei beiden Händen, drückte dieselben mit einer Art fieberischer Freundlichkeit, während sie hastig sprach:

„Nun, mein gutes Hannchen, sei nicht mehr betrübt; Du bist ein braves Kind; Alles ist vergessen; ich werde Dir ein neues Sonntagskleid kaufen und Deinen Lohn erhöhen. Und denk' nicht mehr an das Wandern; bleibe bei mir; es soll hier ein fröhlicheres Leben beginnen; Du wirst zufrieden und glücklich sein, meine Liebe!“

Die Magd wich einen Schritt zurück und schaute sie mit offenem Munde und Verwirrung und Schrecken in den Augen an. Es war in ihrer Miene zu lesen, daß sie ihre Gebieterin für irrsinnig hielt; diese aber, einen solchen Gedanken vermuthend, zog einiges Geld aus ihrer Tasche und sagte lächelnd:

„Du glaubst mir nicht, Hannchen? Diese plötzliche Umkehr verwundert Dich? Sieh, das ist Deine Aufbesserung für den laufenden Monat. Bleibe guten Muthes und fröhlich, Kind, mit Deinem Kummer ist es vorüber.“

Sie ließ das verblüffte Mädchen stehen, ging nach der Hinterthüre und schritt über den Hofraum. Unterwegs streichelte sie den einzigen Hund, der noch verschont geblieben war. Das Thier leckte ihr die Hände; sie sprach zu ihm in freundlichem Ton und schien sich an seiner Anhänglichkeit zu erfreuen. Weiter gehend, öffnete sie die Thüre zum Magazin. Zwei Taglöhner waren dort mit Umkehren des Getreides beschäftigt; sie hatten die Thüre aufgehen gehört und arbeiteten nun fort, ohne daß sie, aus Furcht vor einem strengen Tadel, aufzublicken wagten.

„Setzt einen Augenblick aus, gute Leute," sagte Madame Pottewal. „Ihr müßt wohl tüchtig arbeiten; aber Ihr dürft Euch nicht so abmatten. Ich will gleich der Magd sagen, daß sie Euch einen guten Krug Bier bringt. Ruht jetzt ein Bischen aus . . . Versteht Ihr nicht, was ich sage? Laßt die Arbeit auf einige Minuten stehen."

Die Arbeiter, auf's Höchste überrascht, mehr noch durch die Weichheit ihrer Stimme, als den Sinn ihrer Worte, wandten sich um und schauten sie mit zweifelnden Augen an. Sie näherte sich ihnen und fragte den Aeltesten:

„Nun, mein guter, braver Jan, wie geht es mit Eurem Kinde? Ist das arme Lämmchen noch nicht genesen?"

„Ach nein, Frau," antwortete der Taglöhner. „Wir sind recht unglücklich: mein kleinstes Mädchen ist gleichfalls krank geworden, und mit meinem Weibe geht es fast zu Ende. Sie kann nur mit Mühe noch vor Schwäche auf den Beinen stehen."

„Ihr habt zwei kranke Kinder?" rief die Frau

im Tone innigen Mitleids. „Eure Frau ist entkräftet? Wer besorgt dann die armen Kleinen? Kommt der Doktor? Sie sollten vielleicht stärkende Nahrung haben? Ist wohl das Nöthige da, Jan?“

Der Taglöhner zuckte traurig die Achsel und seufzte:

„Wir sind zu Sieben, Frau; ich verdiene anderthalb Francs täglich. Jedes einen Bissen Brod ...“

„Aber das ist unmenschlich!“ rief sie mit einer Thräne im Auge aus. „Die armen Kinder, sie sind krank, sie brauchen Arznei, gute Pflege, kräftige Nahrung ... und sie haben vielleicht Hunger! O, so darf es nicht bleiben. Komm', Jan, folge mir; ich will mit Dir in Dein Haus, ich will Deine Kinder sehen, Ihnen Hülfe bringen, Deine Frau trösten. Unglückliche Mutter, was muß sie leiden!“

Mit derselben Miene der Bestürzung, wie die Magd, blieb der Taglöhner bewegungslos stehen, als begriffe er nicht, was geschehe; aber die Frau faßte ihn bei der Hand und zog ihn nach der Thüre, auf die Straße, während sie ausrief:

„Komm', Du sollst Dich freuen; ich will Deinen Kindern die Gesundheit wieder geben; ich will Deine Frau glücklich machen. Du hast meinem Mann und seinem Vater seit zwanzig Jahren treu gedient; ich will Dich belohnen, Deine Kinder unter meinen Schutz nehmen, das Elend aus Deinem Hause verbannen. Fasse Vertrauen, Jan. Komm', komm'!“

Und sie verschwand mit dem alten Arbeiter auf der Straße.

Der Andere sah ihr nach und starrte dann eine Weile nachdenklich vor sich hin, ohne sich zu rühren;

dann erhob er die Hände und schüttelte den Kopf, während er Worte des Zweifels und der Verwunderung in sich hinein murmelte.

In das Magazin tretend, fragte die Magd mit geheimnißvollem Ton:

„Habt Ihr sie gesehen, Jakob? Wo ist sie?"

„Sie ist mit Jan in sein Haus gegangen, um seine Kinder zu besuchen und seine Frau zu trösten," antwortete der Andere, stammelnd vor Erstaunen.

„Was denkt Ihr davon, Jakob?"

„Ich wage es nicht auszusprechen."

„Ach, die Arme, sollte sie wirklich wahnsinnig geworden sein?"

„Sie ist ganz weg, Hanne."

„Was für ein schreckliches Unglück, nicht wahr?"

„Es ist sicherlich ein Unglück für sie. Aber für die Andern? Für Herrn Pottewal vornehmlich? Vielleicht darf der gute Mann für seine alten Tage noch auf ein Bischen Ruhe hoffen."

„Habt Ihr gesehen, Jakob, wie wild ihr die Augen in dem Kopfe stehen?"

„Nein, im Gegentheil; ich habe einen Augenblick geglaubt, sie werde uns umarmen, so freundlich war sie. Aber, Hannchen, hat sie denn das Uebel so plötzlich befallen?"

„Plötzlich, wie ein Hammerschlag! Sie war in dem Zimmer, das auf die Straße geht; ich hörte sie laut mit sich selbst sprechen, konnte aber nicht verstehen, was sie sagte. Plötzlich rief sie: „Mutter, Mutter, Mutter!" gleich Jemand, der ausnehmend erfreut ist. Ich wagte nicht nach ihr zu sehen, aber kurz hernach kam sie zu mir, faßte mich freundlich bei

den Händen, sagte mir lauter süße Worte und gab mir Geld. Ihre Augen schienen jedoch zu flammen, und ich fürchtete mich vor ihr."

Der Taglöhner besann sich eine Weile und sagte dann:

„Sie war doch seit ein paar Wochen etwas sanfter in ihrem Benehmen, kam es mir vor. Ich habe sie selbst vergangene Woche des Bäckers Kind auf der Straße küssen sehen. Ich glaubte von diesem Tage an meinen Augen nicht mehr trauen zu dürfen."

„Ja, nun da Ihr es sagt, Jakob, so habe ich gleichfalls bemerkt, daß sie etwas Unbegreifliches im Kopf hatte und nicht war wie gewöhnlich. Jetzt war sie gut und dann wieder böse, ohne Grund und Ursache. Diesen Mittag hat sie mich noch so schrecklich gescholten, daß ich eine halbe Stunde dasaß und weinen mußte ... Und was soll nun daraus werden, Jakob?"

„Man wird sie in das Irrenhaus thun, Hanne."

„Bis sie wieder genesen ist?"

„Solche hochmüthige, schlimme Menschen genesen nicht mehr davon, Hanne. Mache ein Kreuz darüber; es ist aus mit ihr. Wer weiß, ob sie nicht bald so wild und rasend wird, daß man sie binden muß?"

„Himmel, Ihr macht mich zittern, Jakob! Ich bin allzeit so allein mit ihr!"

Die Hausglocke wurde geläutet.

„Da ist sie! Ach, da ist sie!" seufzte die Magd erbleichend.

„Geh', öffne schnell die Thüre, Hanne," sagte der Taglöhner. „Laß sie nicht warten; das wäre vielleicht genug, um sie wüthend zu machen. Fürchte

Nichts: ich werde an der hintern Thüre stehen und horchen; einen einzigen Ruf, und ich eile Dir zu Hülfe."

Traurig und angsterfüllt schritt die Magd durch den Gang bis zu der Thüre und fragte dann:

„Wer hat geläutet?"

Da sie hörte, daß es die Mutter ihrer Gebieterin war, öffnete sie eilig die Thüre.

„Was soll das bedeuten?" fragte Madame Romys lachend. „Fürchtest Du Dich vor Dieben am hellen Tage? Bist Du denn allein zu Hause, Hanne? Ist meine Tochter ausgegangen? . . . Du gibst keine Antwort? Was hast Du?"

„Ach, Madame Romys, ich kann vor Angst und Bestürzung kaum noch auf meinen Beinen stehen. Meine Frau ist mit Jan, dem Taglöhner, in sein Haus gegangen, um seinen kranken Kindern zu helfen und seine arme Frau zu trösten!"

„Nun, das ist schön von ihr. Warum verwunderst Du Dich darüber? Gott sei gelobt, daß er ihr einen so guten Gedanken eingegeben hat," sagte Madame Romys erfreut.

„Aber, aber sie ist leider selbst krank, sehr krank," stotterte das Mädchen.

„Krank? Und sie ist fort, um Jans Kinder zu besuchen? Wie meinst Du das, Hanne?"

„Ich weiß es nicht, Madame, ich wage es nicht zu sagen; ihre Sinne, ihr Gehirn . . ."

Und sie griff an ihre Stirne, während sie einen Seufzer ausstieß.

Madame Romys erbleichte und schaute die Magd mit einem starren Blicke an.

„Horch! Da höre ich ihre Stimme. Sie kommt, sie kommt!“

Kaum war dieses Wort aus ihrem Munde, so erschien Madame Pottewal auf der Thürschwelle. Ein Freudenruf entschlüpfte ihr, als sie ihre Mutter bemerkte. Ohne ihr Zeit zum Sprechen zu lassen, faßte sie deren Arm und sagte in leidenschaftlichem Tone, während sie dieselbe durch den Gang zog:

„Mutter, liebe Mutter, ich bin so glücklich! Komm', komm', mein Herz geht mir über. Du sollst eine frohe Botschaft vernehmen. Beeile Dich, lauf': das freudige Geheimniß brennt mir auf den Lippen!“

In das Zimmer getreten, warf sie die Thüre zu, flog ihrer Mutter an den Hals, legte den Mund an ihr Ohr und flüsterte derselben einige Worte zu, welche einen Strahl der Freude und Verwunderung auf das Antlitz der alten Frau riefen.

Madame Pottewal trat dann schnell zurück, sah ihrer Mutter mit einem triumphirenden Lächeln in die Augen und sprach fast athemlos:

„Nun, nun, was sagst Du dazu?“

„Ach, ist es wahr?“ rief die alte Frau. „Kein Zweifel mehr, Du wirst Mutter werden! Gott sei gepriesen um seiner Barmherzigkeit willen!“

Auf's Neue warf Madame Pottewal sich an den Hals ihrer Mutter und küßte sie mehrmals leidenschaftlich. Thränen glänzten in ihren Augen und sie hing eine Weile, wie ihrer Bewegung unterliegend, an der Brust ihrer Mutter. Dann faßte Madame Romys ihrer Tochter Hand und sagte:

„Komm', mein Kind, laß uns sitzen. Du mußt Dich nicht so gewaltsam aufregen; das ist unvorsich-

tig. Bezwinge Dich, suche Dich zu beruhigen; Du könntest Dir sonst selbst wehe thun."

„Wehe, Mutter? Kann die Freude Jemand Schaden thun?"

„Alle heftigen Gemüthsbewegungen sind schädlich, Therese: die übermäßige Freude nicht minder, als die übermäßige Betrübniß. Thue Dir Gewalt an, um Deine Erregung zu überwinden."

Madame Pottewal, zu dem Bewußtsein einer neuen Pflicht aufgerufen, setzte sich auf einen Stuhl und antwortete mit wunderbarer Ruhe in ihrer Stimme:

„Du hast Recht, liebe Mutter, ich will mich stille halten und mich selbst beherrschen. Sage mir Etwas, sprich mir von andern Dingen, damit ich mein Glück einen Augenblick vergessen kann."

„Wie wird diese Nachricht den guten Pottewal erfreuen!" murmelte die alte Frau. „Er war sehr erbittert auf Dich; aber das wird ihn auf bessere Gedanken bringen. Sei gegen ihn nun gleichfalls ein Bischen freundlich; beherrsche die Reizbarkeit Deines Gemüths; vergiß nicht, daß er der Vater Deines Kindes ist."

„Himmel, was sagst Du da, Mutter?" rief Therese mit unbedachter Heftigkeit aus. „Aber ich muß ruhig bleiben und gelassen sprechen. Gegen ihn freundlich sein? Ihn? Pottewal? Meinen Gatten? Ach, könnte ein Engel des Herrn ihm die frohe Botschaft in die Ohren flüstern! Er komme nur; ich werde ihn auf den Knieen um Verzeihung bitten für all den Kummer, welchen ich ihm angethan habe; ich werde ihn lieben, umarmen, ich werde ihm dankbar die

Hand drücken, ich werde sein Leben durch Zuneigung, durch Demuth, durch Achtung vor ihm beglücken."

Madame Romys betrachtete mit einiger Bestürzung ihre Tochter; sie erinnerte sich der Unheil verkündenden Worte von Hanne, der Dienstmagd, und schüttelte zweifelnd den Kopf. Therese durchschaute ihre Gedanken und fuhr mit größerer Gelassenheit fort:

„Meine Aeußerungen setzen Dich in Erstaunen, Mutter, nicht wahr? Bei mir ist es ebenso; ich frage mich selbst nach dem Räthsel dieser gründlichen Veränderung meiner Natur. Sollte es wahr sein, daß der Muttername allein genügt, um einen milden Quell von Liebe und Güte in dem Herzen der Frau zu öffnen? Ja, ja, es muß wohl so sein: seitdem mir Gott diese neue Bestimmung offenbarte, liebe ich Alles, Menschen und Dinge; Alles ist schön und liebenswerth in meinen Augen; ich möchte Jedermann glücklich sehen, so wie ich selbst nun glücklich bin!"

„Was für schöne Worte, Therese!" sagte Madame Romys, ihrer Tochter die Hand drückend. „Ich wußte es wohl, daß auf dem Grunde Deines Herzens Edelmuth und Wohlwollen verborgen lag. Vielleicht wird Pottewal voll Entzücken an eine Ehe denken, die ihn bis jetzt nicht glücklich gemacht hat."

„Was habe ich mir gegen ihn zu Schulden kommen lassen!" seufzte Therese. „Ich habe ihn mit Gewalt zu gewagten, vom Zufall abhängigen Unternehmungen gezwungen, seinen Geist aufgeregt, seine Seele mit Bekümmerniß erfüllt und sein Leben verbittert, aus bloßer Gier nach Reichthum, nach Geld.

Jetzt werde ich reich sein! Jetzt soll er ruhen, jetzt soll sein Haus ihm nicht mehr zuwider sein; er soll gebieten, er, das Haupt meiner Familie; ich, die Mutter seiner Kinder, ich werde gehorchen, aus freiem Willen, mit unzerstörbarer Liebe!"

„Seine Angelegenheiten stehen jedoch jetzt sehr gut, Therese? Hat er nicht in kurzer Zeit hunderttausend Francs gewonnen?"

„Aber, Mutter, was sind hunderttausend Francs ohne Frieden des Gemüths, ohne Lebensgenuß?"

„Wahrhaftig, Therese," sprach die alte Frau, „ich muß mich über Dich wundern! Nicht daß ich Deine Worte mißbilligte, das sei ferne; aber so gewiß ich auch zu wissen glaubte, was der Muttername bei einer Frau vermag, so hätte ich mir nie vorgestellt, daß sein Einfluß so gar weit reiche."

Madame Pottewal schwieg und schien mit ihren Gedanken von dem Gespräch sich weit hinweg verirrt zu haben. — Plötzlich sprach sie mit funkelnden Augen:

„Mutter, wenn es ein Knabe wäre?"

„Das ist möglich, Kind."

„Ha, er soll nicht in Darlingen bleiben; er soll Etwas lernen, auf die Universität gehen, Advokat, Künstler, Gelehrter werden, gut zu Pferde sitzen, Musik verstehen, edel von Geist und Herzen. Behüte Gott, daß ich einen geldgierigen und materiellen Interessen ergebenen Menschen ohne sittliche Würde aus ihm machen sollte! Nein, nein, er soll ausgerüstet werden mit Allem, was nöthig ist, um das Leben zu genießen und der Menschheit Nutzen zu bringen."

„Das ist seltsam," murmelte die alte Frau, „man möchte sagen, Du habest Deine Schwester Hermina über die Zukunft ihres kleinen Ernst sprechen hören."

„Hermina?" wiederholte Madame Pottewal, „meine gute, liebe Schwester? Wie sehne ich mich, sie in die Arme zu drücken! Wenn mein Mann nach Hause kommt, werde ich ihn fragen, ob er mich nicht morgen oder übermorgen nach Schärbeek begleiten will. Ich will in Brüssel allerlei schöne Spielsachen für die Kinder von meiner Schwester kaufen. Das wundert Dich? Der Friede, die Liebe muß sich zwischen zwei Schwestern, zwei Müttern niederlassen. Fließt nicht von demselben Blut in den Adern ihrer Kinder? Ich werde den Vater bitten, daß er mit uns geht; er muß gleichfalls wissen, daß ein neues Licht über der Familie aufgegangen ist."

„Der Vater?" rief die Frau, nach der Uhr blickend. „Schon drei! Himmel, ich bin heimlich durch die Hinterthüre entschlüpft, um Dir einen guten Tag zu bringen. Er ist vielleicht schon nach Hause gekommen! Ich werde wieder recht streng getadelt werden; aber die gute Botschaft wird wahrscheinlich seinen Zorn abkühlen. Ich gehe, mein Kind . . . Nein, um Gotteswillen, halte mich nicht auf. Ich werde ihn um Erlaubniß bitten, Dich morgen zu besuchen; dann wollen wir länger zusammenplaudern und froh sein."

Madame Romys stand auf und wandte sich nach der Thüre.

„Sag' Niemand Etwas davon," flehte Therese.

„Du begreifst, daß mein Gatte die glückliche Botschaft allein aus meinem Munde empfangen darf. Mit dem Vater kannst Du wohl davon reden, aber Du mußt ihn bitten, daß er das Geheimniß bewahre, wenigstens bis morgen, nicht wahr?"

„Ja, ja, lebe wohl, Therese," sagte die alte Frau, indem sie voll Besorgniß durch den Gang eilte, um das Haus zu verlassen.

Ihre Tochter sah ihr nach, bis sie in der Straße verschwunden war, gab dann im Vorbeigehen der Magd einige Befehle und kehrte wieder in das Zimmer zurück.

Hier ließ sie sich auf einen Stuhl neben dem Tisch nieder, hielt eine Weile den Blick in die Höhe, als richte sie ein inniges Gebet zum Himmel, und schaute dann wieder in tiefen Gedanken zu Boden. Sie lächelte hell, murmelte undeutliche Worte und machte stille Geberden.

Nachdem sie eine Zeit lang sich nicht von der Stelle gerührt hatte, stand sie auf und schritt eilig zu einem hohen Schranke, welcher in einer Ecke des Zimmers stand. Sie nahm verschiedene Stoffe heraus, betastete sie, faltete sie auseinander, wählte endlich ein Stück der feinsten Leinwand und breitete es über dem Tische aus.

Geraume Zeit heftete sie ihren Blick auf die Leinwand, als wäre sie mit der Erwägung beschäftigt, was sie daraus machen sollte. Sie legte sie zwei- und dreifach zusammen, gleich Jemand, welcher das Maß und Verhältniß von Etwas berechnet. Endlich griff sie nach einer Scheere und schnitt und riß nach allen Richtungen durch den Zeug, bis derselbe

in viele große und kleine Stücke getheilt war. Sie war sehr hastig bei dieser Arbeit, die Scheere zitterte in ihrer Hand, und ihrem Busen entstieg zuweilen ein dumpfer Laut, der von einer lebhaften Bewegung Zeugniß gab.

Endlich räumte sie eine Stelle des Tisches ab und begann, die Stücke Leinwand über und neben einander zu ordnen. In dem Maße, als die Arbeit vorrückte und die Leinwand eine erkennbare Form annahm, schien eine immer heftigere Aufregung sich der Frau zu bemächtigen . . . und als Alles geordnet war, trat sie mit einem Ruf der Bewunderung zurück und hielt zitternd das Auge auf ihr Werk gerichtet.

Was sie gemacht, oder richtiger, was sie mit den Stückchen Leinwand auf dem Tische gezeichnet hatte, war ein Kinderkleidchen: die kleinen Aermel ragten auf jeder Seite hervor und mit Hülfe der Phantasie ließen sich die Aermchen des kleinen Wesens darin sehen.

Die entzückte Frau stand bewegungslos-da, mit gefalteten Händen, in die Betrachtung dieses sonderbaren Gegenstandes vertieft, der eine ganze Zukunft von Glück und Mutterseligkeit vor ihrem Blicke erschloß. Sie hatte die ganze Welt vergessen; alle die Kräfte ihrer Seele waren in einem einzigen Gedanken verschmolzen . . . Sie hörte nicht einmal, daß die Hausthüre geöffnet worden war, und erwachte erst in dem Augenblick, als eine Art heiseren Knurrens an ihr Ohr schlug.

Da stand ihr Gatte im Zimmer, mit bitterem Hohnlachen auf dem Gesicht, mit bleichen Wangen,

wirren Haaren und übereinandergebissenen Zähnen! Sein Aussehen war schrecklich: ein drohendes Feuer leuchtete in seinen Augen, und er schien seine Frau unter seinem anklagenden Blick vernichten zu wollen.

Die Frau stieß einen schneidenden Angstschrei aus, sprang empor und streckte die Arme aus, um ihm an den Hals zu fliegen; aber er sprach, mit geballter Faust sie bedrohend, in finsterem Ton:

„Zurück, giftige Schlange, die Du bist! Ha, ha, Du wolltest Dein Schlachtopfer umarmen? Ihm schön thun? Nun, nun es unterliegt? Falsche, heuchlerische Frau, zurück, zurück, sag' ich Dir! Horch', ich bringe Dir die Botschaft von Deinem Siege. Es ist das letzte Mal, daß Du Dich an meinem Kummer erfreuen sollst . . ."

Die arme Frau erhob die zitternden Hände zu ihm und stammelte in der Verwirrung allerlei Bitten, zwischen welchen das Wort Mutter mehr als einmal wiederholt wurde; aber das verzerrte Gesicht ihres Mannes, der Haß auf seinen Lippen, der Zorn in seinen funkelnden Augen flößten ihr solchen Schrecken und Schauder ein, daß sie sich auf einen Stuhl fallen ließ und von hier aus den bestürzten Blick auf ihn richtete, während sie der Meinung war, derselbe sei von einem wilden Irrsinn befallen.

Die Magd erschien unter der Thüre, aber Pottewal machte ihr mit dem Finger ein so gebieterisches Zeichen, daß Hanne, von dem blitzenden Auge getroffen, in die Küche zurückfloh. Er warf die Thüre zu, kreuzte die Arme auf der Brust, näherte sich seiner Frau und sprach mit bitterem Spott:

„Endlich, Madame, ist Ihr schönes Werk voll-

bracht. Er ist zu Grunde gerichtet, der Mann, dessen Verderben das Ziel Ihres Lebens zu sein schien. Die gefährlichen Unternehmungen, wozu Sie mich so grausam gezwungen, haben ihre Früchte getragen. Das Vermögen meiner Eltern, mein Gewinn, Ihr Heirathgut, Alles ist verloren ... ja sogar die Ehre meines Namens! ... Sehen Sie nun, wozu Ihre boshafte Natur mich getrieben hat ..."

Sie stand auf und sprang mit ausgestreckten Händen auf ihn zu; er wich zurück und wollte sie abwehren, aber sie drängte sich gleich einer Wahnsinnigen gewaltsam zu ihm hin, schlang ihre Arme um seinen Hals und hielt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an ihr Herz gedrückt, während sie ihm in aller Hast einige Worte in's Ohr flüsterte, welche ihn plötzlich mit Lähmung zu schlagen schienen und an die Stelle des Zorns auf seinem Angesicht eine tiefe Betrübniß und unendliche Muthlosigkeit setzten.

Die Frau, über den Eindruck ihrer Offenbarung erfreut, zog ihre Arme von seinem Halse zurück und schaute ihm mit einem bittenden Lächeln in die Augen.

Er schwieg eine Weile still und murmelte dann:

„Mein Gott, ist es möglich? Bin ich nicht unglücklich genug? Warum noch eine neue Folter? Trug oder Wahrheit, die Botschaft vermag Nichts gegen das unerbittliche Verhängniß. Es ist zu spät, es ist zu spät!"

Sie suchte den schrecklichen Spruch zurückzuhalten, umarmte ihn von Neuem und richtete allerlei süße Worte an ihn; aber Herr Pottewal, wie betäubt von der Ueberzeugung, daß Nichts ihn vor dem Ver-

derben und der Schande zu schützen vermöge, starrte vor sich hin und murmelte fortwährend im Tone der tiefsten Verzweiflung:

„Es ist zu spät, es ist zu spät!"

Jetzt fiel die erschrockene Frau vor ihm auf die Kniee und rief, die Hände zu ihm erhebend, unter Schluchzen aus:

„Franz, mein guter Franz, komm' zu Dir selbst. Sieh, ich liege zu Deinen Füßen, ich krieche vor Dir unter Thränen. O, Gnade, Gnade für Dein Kind! Ich bin schuldig, ich habe Dir viel Leid angethan; wirf' Deinen Zorn, Deinen Haß auf mich, aber ich flehe Dich an, räche die Missethat der Muttter nicht an dem armen, unschuldigen Wesen, welches Deinen Namen tragen soll! Franz, o Franz, höre mich an, sei barmherzig!"

Ihr Gatte schaute mit traurigem Blick auf sie nieder; er schien gerührt; in seinen Augen glänzte eine zurückgehaltene Thräne.

„Dank, Dank!" rief sie, ohne aufzustehen. „Verzeihung, schenke mir Deine Verzeihung; ich werde Dich ehren, werde leben, um meine Schuld gegen Dich zu büßen und abzutragen. Franz, ich bin dieselbe Frau nicht mehr; ich werde Dich lieben, wie eine Mutter den Vater ihrer Kinder liebt. Und ist dieß nicht genug, so fordere: ich werde Deine demüthige Sklavin sein!"

Pottewal faßte ihre Hände, während er fast unhörbar murmelte:

„Therese, ach, ich vergebe Dir Alles. Möge Gott Dich glücklich sein lassen auf Erden. Mit mir ist es jedoch vorbei, mein Loos ist beschlossen!"

Und die Hände vor die Augen haltend, sank er auf einen Stuhl nieder und begann bitterlich zu weinen.

Seine Gattin setzte sich neben ihn, legte ihren Arm um seine Schulter, ließ seinen Thränen eine Weile freien Lauf und sprach dann, mit einer gewinnenden Süßigkeit in der Stimme:

„Franz, mein Freund, verzweifle nicht. Wie groß Dein Verlust auch sei, er kann uns nicht ganz unglücklich machen. Wir haben Eltern, die uns nicht ohne Hülfe lassen werden. Wenn wir den Handel auf's Neue und mit Vorsicht beginnen, können wir die Mittel aufbringen, um unser Kind nach Gebühr zu erziehen. Wir werden ein kleineres Haus bewohnen. Das Lächeln unseres Kindes, unsere Zuneigung, unsere unzerstörbare Liebe zu einander wird es zu einem Paradies von Freude und Frieden machen. Glaube nicht, daß jemals noch eine Klage oder ein bitteres Wort von meinen Lippen fallen wird. Mein ganzes Leben will ich an die Bezahlung meiner Schuld gegen Dich setzen. Komm', Freund, fasse Muth, erhebe vertrauensvoll Dein Haupt: eine schöne Zukunft lächelt uns an. Betrübe Dich nicht so sehr über den Verlust unseres Vermögens: uns wird im Austausch dafür ein anderer, ein köstlicherer Reichthum gewährt. Nein, fürchte Nichts: Deine Gattin ist eine starke Frau, Du weißt es. Sie war halsstarrig im Bösen; jetzt wird sie mächtig sein im Guten. Ja, ja, sie wird Dich vertheidigen gegen den Schmerz, gegen die Erniedrigung, gegen die Muthlosigkeit . . .“

„Und gegen die Schande? Und gegen die Entehrung?" murmelte Pottewal mit peinlichem Spott.

„Sei aufrichtig, Franz," fuhr sie fort, „sprich deutlich; laß mich über den Umfang Deines Verlustes urtheilen. Von nun an muß Alles gemeinschaftlich zwischen uns sein. Die Schande bedroht Dich, sagst Du? Das ist unmöglich, Du bist nicht im Stande, eine unehrliche Handlung zu begehen."

„Meine Bücher sind in Unordnung," seufzte er. „Ich war wahnsinnig geworden, Therese. Hundert Dinge zumal habe ich angefangen; ich schritt von einem Unternehmen zum andern, ich eilte mit geschlossenen Augen in mein Verderben, als ob ein endlicher, ein schrecklicher Fall das Ziel meiner aufgeregten Sinne gewesen wäre . . . und ach, in den letzten Monaten habe ich Wenig oder Nichts aufgezeichnet. Wenn meine Gläubiger die Bücher nachschlagen und mich vor Gericht des Betrugs beschuldigen, werde ich nicht dann als ein falscher Bankerottirer verurtheilt werden? Sieh, sieh, dieß einzige Wort treibt mir den Angstschweiß auf die Stirne, Therese, ich habe Dich arm gemacht und den Namen Deines Kindes entehrt. O, schenke mir auch Verzeihung!"

Statt aller Antwort drückte sie ihn mit fieberischer Freude in ihre Arme. Pottewal weinte noch; aber sein Schmerz war nicht mehr so ungestüm, und seine Thränen floßen in der Stille.

„Aber, Franz," rief seine Gattin mit dem Schimmer der Hoffnung in den Augen, „wenn man Deine Gläubiger bezahlte oder Pfandverschreibungen ausstellte, dann würden sie doch Dich nicht verfolgen?"

„Unmöglich!“ seufzte Pottewal.

„Nein, nein, das Geschick ist nicht unüberwindlich; mit Muth und Seelenstärke trägt man überall den Sieg davon. Sage mir, sage mir deutlich, was ist geschehen? Ich flehe Dich an, verbirg mir Nichts!“

„Die Sache ist schrecklich, aber doch äußerst einfach,“ antwortete Pottewal. „Ich habe Schiffe mit Weizen gekauft, die noch unter Segel sind; ich habe Käufe auf Termin geschlossen, für tausend und tausend Hectoliter Roggen, die zu Amsterdam liegen. Auf dem Markte von Amsterdam ist ein Abschlag von zehn Francs per Hectoliter erfolgt. In Antwerpen haben bereits drei mächtige Häuser ihre Zahlung eingestellt. An einem einzigen Tag, Therese, habe ich mehr als sechshundert tausend Francs verloren ...“

„Sechshundert tausend Francs! Himmel, sechshundert tausend Francs!“ wiederholte seine Frau, bleich vor Schrecken.

„Ach, ja. Es ist heute der letzte Tag des Monats. Morgen erfolgt die Abrechnung der Käufe. Nun laufen die glücklichen Speculanten wie wüthend herum, sich ihres Gewinns zu versichern. Keinen Augenblick Frist wird man mir vergönnen.“

Es herrschte eine Weile ein peinliches Stillschweigen.

„Komm, meine Liebe,“ fuhr Pottewal fort, „laß uns aufrichtig sein. Verbannen wir alle Hoffnung und fassen wir einen Entschluß, ehe es zu spät ist. Ich werde diese Nacht abreisen, in andern Ländern einen Zufluchtsort suchen und so zum Mindesten dem Gefängniß entgehen. Du wirst Alles, Alles an meine

Gläubiger abtreten, nicht wahr? Nichts zurückbehalten, Nichts, auf daß mein Name doch unbefleckt bleibe, zum Mindesten vor Dir und vor Gott? Deine Eltern werden Dich nicht verstoßen; Du wirst bei ihnen wohnen. Ach, sei meinem Kinde eine gute, eine zärtliche Mutter; ich werde für Euch Beide immerdar beten und während meiner Verbannung im Geist und Herzen bei Euch sein!"

Aus Theresens Augen brach eine Thränenfluth; keuchend hob und senkte sich ihre Brust und sie schien in ihrem Innersten gegen das grausame Verhängniß anzukämpfen. Sich aufrichtend rief sie:

„Nein, nein, das soll nicht sein! Viel eher folge ich Dir bis an's Ende der Erde. Aber es muß noch Mittel geben, diesem schrecklichen Spruch vorzubeugen. Laß sehen, Pottewal, wenn man einige hunderd tausend Francs entlehnte, könntest Du dadurch Deine Gläubiger nicht von einer Verfolgung abhalten?"

„Wer wird einem gefallenen Kaufmann so viel Geld leihen?"

„Wer? Mein Vater."

„Dein Vater?" wiederholte ihr Gatte mit bitterem Unglauben.

„Antworte mir um Gotteswillen!" rief sie. „Wie viel, wie viel mußt Du haben, um Zeit zu gewinnen, um ohne Gefahr, bis Alles geregelt ist, im Lande bleiben zu können?"

„Dazu bedarf es so schrecklich viel nicht, Therese," war die gelassene Antwort, „aber es ist gleichwohl nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, daß uns Jemand die nöthige Hülfe leisten wird. Siehst Du,

das starke, so plötzliche Sinken der Preise ist wahrscheinlich durch die List mächtiger Häuser hervorgerufen worden. Dasselbe wird wohl in Folge der allgemeinen Besorgniß noch einige Zeit fortdauern, ja zunehmen. Muß nun die ansehnliche Quantität Getreide, welche ich vor deren Ankunft zur See angekauft habe, unmittelbar zu Geld gemacht werden, so werde ich unendlich viel dabei verlieren. Kann ich dagegen das unfehlbare Steigen der Preise abwarten, dann wird mein Verlust nicht so groß sein, und vielleicht können wir durch Aufopferung unseres ganzen Besitzthums meinen Gläubigern noch vollständige Genüge leisten."

„Aber wie viel, wie viel ist nöthig? O, Franz, Du peinigst mich unmenschlich!" rief die Frau, fast erliegend vor Ungeduld.

„Nein, hoffe Nichts, meine Liebe," seufzte er. „Was mir nöthig wäre, um Zeit zu gewinnen, wenn ich wirklich Hülfe finden könnte, ist eine Summe von zweihundert tausend Francs, um die Differenzen meiner auf Termin lautenden Ankäufe auszugleichen; aber diese zweihundert tausend Francs müßte ich sogleich haben, diesen Abend, morgen früh, in Geld oder in Banknoten. Wo können wir nur die Hälfte dieser Summe auftreiben? Unterwerfen wir uns dem Schicksal . . ."

„Ach, mein Muth bricht nicht so leicht!" rief Therese mit begeistertem Lächeln. „Mein Vater wird uns zu Hülfe kommen . . ."

„Dein Vater? Bitte ihn um den zwanzigsten Theil der Summe, er wird sie unbarmherzig weigern. Und überdieß, Therese, hat er kein disponibles Geld."

„Es gibt Notare, Franz; es gibt Bankiers; man kann sein Eigenthum verpfänden.“

Sie faßte ihn bei der Hand und sagte sehr schnell:

„Nun, Franz, lieber Freund, laß mich machen. Ich gehe zu meinem Vater; und müßte ich Blut zu seinen Füßen weinen, er soll den Namen meines Kindes vor Unehre behüten! Versprich mir, Dich ruhig zu verhalten, Vertrauen zu fassen und unser Haus vor meiner Rückkehr nicht zu verlassen . . . Du versprichst mir das? Wohlan!“

Ihn in die Arme drückend, flüsterte sie ihm noch einige zärtliche Worte in das Ohr und eilte dann aus dem Zimmer, während sie noch mit fieberhafter Freude ihm zurief:

„Laß die Hoffnung nicht fahren! O, ich habe Dir viel Kummer angethan; nun gibt mir Gott das Mittel in die Hand, mit dem Ersatz zu beginnen; ich werde Dich retten, ich werde Dich retten!“

V.

„Julie, was bedeutet diese übermäßige Freude? Du hast glückliche Nachrichten, sagst Du? Eine Kinderei gewiß? Hat vielleicht der dumme Pottewal eine halbe Million oder noch mehr gewonnen? Dann könnte ich Deine Erregung begreifen!“

So sprach Romys zu seiner Frau, welche ihm bei seiner Heimkehr auf den Gang entgegen gelaufen und unter Bezeugungen großer Freude in den Saal gefolgt war.

„Du wirst Dich auch freuen, Bonifaz: Gott hat

die Ehe unserer Tochter gesegnet!“ rief die alte Frau mit Augen, die vor Entzücken funkelten.

„Was willst Du sagen?“

„Ah, ah, Therese wird Mutter werden!“

„So? Wer hat Dir das weiß gemacht?“

„Glaube mir, Bonifaz, es ist durchaus nicht daran zu zweifeln. Ich bin davon so gewiß wie von meinem Leben überzeugt . . .“

„So? Und das nennst Du eine gute Botschaft? Darum bist Du beinahe wahnsinnig vor Freude? Wie schlecht verstehst Du die Interessen der Familie!“

„Aber, Bonifaz, bedenke doch. Das Loos unserer armen Therese war beklagenswerth; in ihrem Haushalte schien Nichts als Widerwillen, Haß, Verdruß und Hader zu leben. Es fehlte an einem Bande zwischen ihr und ihrem Mann, das Band wird nun zu Stande kommen. Sie werden Beide noch glücklich werden . . .“

„Ei, laß mich mit diesen albernen Reden in Ruhe!“ rief Romys, durch seine eigenen Gedanken sich aufregend. „Noch nicht genug, daß Hermina uns ein Dutzend kleine Kinder verheißt; da beginnt nun Therese gleichfalls von ihrer Seite. Es ist in der That tröstend und ermunternd, zwanzig Erben in Aussicht zu haben und von der schrecklichen Ueberzeugung verfolgt zu werden, daß unsere Familie, wenn wir dahin scheiden, aus einem Haufen Bettler bestehen wird. Das ist zum Verzweifeln! Thörin, die Du jubelst! Begreifst Du nicht, daß Du mir da eine Unglücksbotschaft bringst?“

Madame Romys ließ den Kopf auf die Brust sinken und schien durch die Art und Weise, wie ihr

Mann ihre Mittheilung aufgefaßt hatte, ganz entzaubert. Doch nahm sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen wieder in flehendem Tone das Wort:

„Nein, Bonifaz, übertreibe die Sache nicht. Der Haushalt von Therese wird sich nicht in dem Maße, wie Du fürchtest, vermehren. Du weißt, daß ich seit langer Zeit Gott um die Gnade angefleht habe, welche er unserer Tochter nun gewährt. Ich war überzeugt, daß sie nur unter dieser Bedingung noch einiges Glück auf Erden zu erwarten hätte. Warum soll ich mich also nicht freuen, nun der innigste Wunsch meines Mutterherzens in Erfüllung geht? Du hast unsere Therese ganz besonders gern, Bonifaz. Die Nachricht, daß ihr bitterer Kummer zu Ende geht, kann Dich also nicht ganz gefühllos lassen!“

Herr Romys hörte nicht auf diese Worte; er rieb sich brummend die Stirne und schien von peinlicher Ungeduld ergriffen. Wie mit sich selbst sprechend, sagte er voll Bitterkeit:

„Müßte ein Stein aus dem Himmel fallen, er träfe mich gewiß flach auf den Kopf! Alles dreht sich gegen mich. Der häßliche Dummbart, von seiner eigenen Bosheit verzehrt, bekam ein Aussehen, als ginge er mit schnellen Schritten dem Grabe entgegen. Er zehrt ab, er wird zusehends mager, er wird es nicht mehr lange treiben, das ist gewiß. Hätte er die Welt ohne einen Erben verlassen, so wäre unsere Therese von seiner grausamen Tyrannei erlöst gewesen und überdieß in den Besitz des ganzen Vermögens der Pottewal gelangt. Sie hätte sich zuverläßig zu einer zweiten Ehe nicht entschlossen.

Demnach würde sie ihre Wohnung bei uns genommen haben; unser persönliches Vermögen wäre dadurch um eine halbe Million vermehrt worden . . . Wehe, jetzt ist es mit dieser glänzenden Aussicht vorüber: das Kind, über dessen Ankunft Du Dich freuest, ist ein unheilvolles Hinderniß für die Erhebung unserer Familie!"

Madame Romys wich mit einem Ausdruck des Schreckens auf ihrem Angesicht zurück.

„Was soll das bedeuten?" rief ihr Mann. „Willst Du mich erzürnen? Merke Dir, Julie, ich bin nicht geneigt, viel Geduld zu üben!"

„Ich täusche mich sicherlich," murmelte sie furchtsam, „sonst würden Deine Worte entsetzlich sein, Bonifaz. Nein, nein, es ist unmöglich: Du kannst den Tod des armen Pottewal nicht wünschen."

„Wenn er sterben will, wie sollte ich ihn daran hindern?" entgegnete Romys. „Unbegreiflich und tadelnswerth ist Dein Mitleid mit dem herzlosen Burschen, der unser Kind zu Boden drückt und unglücklich macht."

Die Frau schlug beide Hände zusammen und blickte sprachlos zum Himmel.

„Ich begreife, was Deine Geberden bedeuten," sagte Romys, mehr und mehr erbittert. „Schlechte Mutter, die Du bist! In Deinem Herzen beschuldigst Du Deine eigene Tochter. — Pottewal ist für Dich das Opfer von Theresens bösartigem Naturell, nicht wahr? Seltsame Verblendung! Was thut Pottewal nun, seit drei Monaten? Er spricht niemals mit seiner Frau ein freundliches Wort, und er thut nur den Mund gegen sie auf, wenn sie ihn mit Gewalt

zum Sprechen zwingt. Er treibt Handel, großen Handel, sagt man; aber weder seine Frau, noch ich, sein Schwiegervater, vermag ein einziges Wort ihm abzulocken, damit man weiß, was er unternimmt, und was für Geschäfte er macht. Er widersteht unseren Vorwürfen, unseren Bitten mit der bornirtesten Halsstarrigkeit. Ach, wenn er nicht wahnsinnig ist, dann muß er die Bosheit und Falschheit selbst sein. So verlauft die Zeit, so wird die Hungersnoth in Flandern vorübergehen, ohne daß er einen einzigen merklichen Gewinn von der erstaunlichen Theuerung des Getreides davon trägt. Nun ginge es mit Leichtigkeit! Wir wissen nicht, was er thut. Und ich sollte ihn nicht verachten, den Niederträchtigen, der unsere Familie vielleicht um mehr als eine Million bestiehlt? Ja, ja, bestehlen ist das rechte Wort: er braucht diese Million nur aufzuraffen! aber er, aus Haß gegen seine arme Frau und gegen uns, er will kein Geld gewinnen. Er würde uns damit zu große Freude machen!"

„Er hat bereits hundert tausend Francs gewonnen," murmelte die Frau.

„Ich glaube Nichts davon."

„Es ist aber doch wahr, Bonifaz."

„Aber woher können wir es wissen? Er verheimicht seine Geschäfte selbst vor seiner Frau!"

„Es hat einige gute Tage im Hause unserer Tochter gegeben, Romys. So erfreut war Pottewal über diesen ansehnlichen Gewinn, daß er allen vorangehenden Hader vergessen zu wollen schien. Er hat damals den Stand seiner Geschäfte seiner Frau mitgetheilt und ihr bewiesen, daß er wirklich einen

reinen Gewinn von hundert tausend Francs gemacht hat."

„Aber seitdem? Er ist boshafter als je. Wer sagt Dir, daß er nicht ebenso viel verloren hat? Es sollte mich nicht wundern, wenn er, nur um uns unglücklich zu machen, absichtlich sich in schlechte Geschäfte einließe. Ach, ich habe es wohl geahnt: die Heirath meiner Tochter sollte der Nagel zu meinem Sarg werden. Da ist Ernst de Cock, der mich seit zwei Jahren mit seinem Eisenbahn-Entwurf in Schlaf wiegt. Nun ist der entscheidende Augenblick gekommen; sein Entwurf gelangt in der Deputirtenkammer zur Verhandlung. Da taucht neben dem seinigen ein anderer Entwurf auf, welcher der Eisenbahn eine ganz verschiedene Richtung gibt. Die Mehrheit scheint ihm nicht günstig. Nach so langem Hoffen, nach so langem Luftschlösserbauen ist Ernst jetzt mit seiner Arbeit und seinen Opfern so weit gekommen. Sei versichert, sein Entwurf wird abgelehnt. Wieder hundertzwanzig tausend Francs verloren! — Und ich soll lachen und froh sein, weil die Zahl unserer Erben zunimmt, während sich unsere Mittel drohend vermindern? Mein Gott, was soll noch aus den Romys werden? Eine alte, reiche Familie, deren Abkömmlinge vielleicht zum Rang von Handwerkern herabsinken."

Es wurde sehr heftig an der Hausthüre geläutet.

„Was für ein Lümmel ist das?" grollte Romys. „Man wird noch bald die Glocke herunterreißen. Es wird der Milchbauer sein. Ich weiß nicht, das geringe Volk treibt es gegenwärtig zu einer Unverschämtheit . . . Ei, was hat dieß nun wieder zu bedeuten?

Sollte Dein Mann Dich mißhandelt haben, Therese? Du bist so bleich!“

Therese war in das Zimmer getreten; ihre Miene trug die Zeichen äußerster Angst, und ihre Brust hob sich sichtbar. Sie schwieg einen kurzen Augenblick, um ihre Kräfte zu sammeln und ihren Schmerz zu bezwingen.

„Nun, willst Du wohl sprechen?“ rief Romys.

Ihm ihre Arme um den Hals legend, klagte Therese mit bewegter Stimme, während sie ihren Kopf an seine Brust fallen ließ:

„O, Vater, habe Mitleiden mit mir! Ein schreckliches Unglück hat Pottewal betroffen; ich unterliege vor Angst, vor Kummer . . .“

„So? Ist er vielleicht todt?“ fiel ihr Romys mit einem Lächeln auf den Lippen in's Wort.

„Du allein kannst uns noch retten. Wenn Du meine Bitte verweigerst, so sind wir verloren; aber Dein Vaterherz wird Dir zureden; Du wirst sie nicht abschlagen, um des Glücks Deiner Tochter, um der Ehre der Familie willen, einen Theil Deines Vermögens zu opfern, nicht wahr?“

Ihr Vater wich ein paar Schritte zurück, blickte sie zornig an und rief:

„Was ist das? Was sagst Du da? Einen Theil meines Vermögens aufopfern? Bist Du wahnsinnig geworden, Therese? Hat Dein Mann schlechte Geschäfte gemacht, so ist es seine Sache. Es wird doch so arg nicht sein, als Deine düstern Worte uns beinahe befürchten lassen?“

„Arg? Ach, es ist ein schreckliches Unglück!“ rief Therese, durch die entmuthigenden Worte ihres

Vaters mit Schrecken geschlagen. „Der Preis des Getreides ist heute um zehn Francs per Hectoliter gefallen. Pottewal hat sechs hunderttausend Francs verloren . . .“

„Sechs hunderttausend Francs!“ wiederholte ihr Vater, bleich wie eine Leiche.

„O Himmel, sechs hunderttausend Francs!“ klagte Madame Romys, mit den Händen vor den Augen auf einen Stuhl sinkend.

Therese zitterte und schien verstummt beim Anblick von ihres Vaters tödtlicher Bestürzung. Er stand bewegungslos da gleich einem Steinbilde, mit weit geöffneten Augen, mit fest geschlossenen Lippen und gesträubten Haaren. — Sie näherte sich ihm, faßte seine Hand und sagte:

„Nun, lieber Vater, beruhige Dich; das Unglück ist gewiß groß, aber mit Deiner Hülfe . . .“

„Und Dein Heirathgut? Dein Heirathgut?“ stieß er in dumpfem Ton hervor.

„Verloren, Vater; Alles ist verloren, wenn Du uns Deinen Beistand verweigerst.“

„Beistand? Was für einen Beistand? Sechs hunderttausend Francs? Der Mörder?“

„Nein, höre mich an, Vater; ich will Dir den traurigen Vorfall erklären. Es ist nicht so, wie Du glaubst. Du weißst, daß Pottewal seit einiger Zeit sehr große Geschäfte machte, um Millionen zu gewinnen, wenn ihn das Glück begünstigte. Er hat viele Getreideschiffe gekauft, die noch unter Segel sind; er hat auch einige Tausend Hectoliter Roggen auf Termin gekauft. Auf den Märkten von Amsterdam und

London ist es plötzlich zu einem Abschlag von zehn Francs gekommen ..."

„Laß mich in Ruhe; ich will Nichts hören," polterte Romys, seine Tochter mit der Hand von sich stoßend. „Du, Deine Schwester, Deine Mutter, Ihr seid Alle mit einander zu meinem Unglück geboren. Mich wird der Schlag noch treffen! Sechs hunderttausend Francs unserer Familie gestohlen! Es ist, als ob mir das Blut aus allen Adern abgezapft würde; ich kann todt zu Euren Füßen niederfallen ... und Du, unglückliches Kind, Du scheinst nicht vernichtet, Du kannst noch reden, ohne eine Thräne in den Augen! O, ich habe zu lang gelebt!"

Er warf sich auf einen Sessel und wandte seiner Tochter den Rücken zu. Diese stand völlig niedergeschlagen da und kämpfte mit schmerzlicher Gewalt gegen die Entmuthigung; ihre Wangen, ihre Lippen zitterten; ihre Augen irrten von ihrem Vater zu ihrer Mutter, als suchte sie eine Zuflucht gegen die Verzweiflung, welche sie zu überwältigen drohte; aber das Aussehen der verstummten Frau konnte ihr keine Hoffnung auf Beistand gewähren, denn sie saß mit gebücktem Kopfe da und bebte sichtbar vor Schrecken.

Durch das Gefühl der Nothwendigkeit gestärkt, raffte Therese allen ihren Muth zusammen, näherte sich ihrem Vater und sagte:

„Thränen? O, ich möchte weinen! Aber die Verzweiflung kann uns nicht retten. Das Schicksal steht vor uns, es bedroht uns mit Verderben und Schande; wir müssen es bis zum Ende bekämpfen. Komm', Vater, höre mir zu, ich flehe Dich an! Versteh' mich wohl: unter dem Verlust, von dem ich

Dir gesprochen habe, ist der Abschlag des noch unter Segel befindlichen Getreides mitbegriffen. Dieser Unterschied beträgt wohl die Hälfte des ganzen Verlustes. Ließe sich der Verkauf dieses Getreides so lang aufschieben, bis die Preise wieder steigen, so könnte Pottewal vielleicht noch einen guten Theil seines Vermögens retten."

„Nun, so behalte er das Getreide!" schnaubte Romys.

„Dazu ist Deine Hülfe nöthig, Vater. Die Differenz der Käufe auf Termin muß morgen bezahlt werden. Bleibt Pottewal im Rückstand, so wird man ihn für insolvent erklären, seine Güter in Beschlag nehmen, seine Bücher versiegeln, und das noch auf der See befindliche Getreide zu dem Marktpreis des Tages zu Geld machen. Um uns vor dem gewissen Verderben zu bewahren, um uns zum Abwarten einer Preiserhöhung Zeit zu gewähren, sind zwei hunderttausend Francs nothwendig, in baarem Gelde oder in Banknoten, spätestens morgen. Mit diesem Opfer können wir uns vielleicht noch aufrecht halten und unsern Handel fortsetzen. Du, Vater, Du kannst uns helfen; Du kannst bei Bankiers, bei Notaren, bei Freunden Geld auf Dein Besitzthum aufnehmen. Sei großmüthig, laß mich Deinen Namen für eine höchste Wohlthat segnen: verschaffe uns die zwei hunderttausend Francs!"

Romys wandte sich um, kreuzte die Arme auf der Brust und sagte mit einem bittern Hohnlächeln auf den Lippen:

„Zwei hunderttausend Francs? Wie soll ich

geben? . . . Du bist wahnsinnig, und Deine Mutter nicht minder. Sieh dieselbe mit ausgestreckten Händen dasitzen! Sie würde gleichfalls thöricht genug sein, zwei hunderttausend Francs in einen Abgrund zu werfen, der bereits über eine halbe Million verschlungen hat. Du willst mich so auf Stroh betten? Du willst einer alten, reichen Familie, wie die unsere, noch den Bettelsack an den Hals hängen? Wir sind unglücklich genug; es ist nicht nöthig, um mich zu ermorden, daß Du der Familie noch zwei hunderttausend Francs raubst."

„Aber, Vater . . ."

„Nichts, ich gebe Nichts!" –

„O mein Gott!" rief Therese, „stärke meine Kräfte! Hilf mir, laß mich gefaßt bleiben . . . Vater, es ist noch Etwas, das Du nicht weißt, etwas Schrecklicheres noch, als der Verlust unseres Vermögens. Pottewal war wahnsinnig geworden; er hat in den letzten Monaten hunderterlei Dinge gethan, Geld gewonnen, Geld verloren, empfangen, ausgegeben, und Nichts in seinen Büchern aufgezeichnet. Kann er morgen, weil es ihm an Hülfe gebricht, nicht Zahlung leisten, dann wird das Gesetz dazwischen treten, und mein armer Mann wird, obwohl unschuldig, auf Grund eines betrügerischen Bankerotts gefangen gesetzt und verurtheilt!"

Es herrschte eine kurze Stille, welche nur durch das halberstickte Schluchzen von Madame Romys unterbrochen wurde.

„Betrügerischer Bankerott?" murrte Romys mit krampfhaftem Lachen. „Ha, der verächtliche Schelm, er hat seinen Zweck erreicht! Aber er ist selbst in

die Grube gefallen, welche er uns gegraben hat. Er kommt in das Gefängniß auf zwanzig Jahre; er wird Kettensträfling; dieß wird er zum Mindesten nicht gestohlen haben; er hat noch viel Schlimmeres verdient . . ."

Ein schneidender Schrei des Abscheus und der tödtlichen Angst entwand sich Theresens Brust. Die Thränen sprangen ihr stromweise aus den Augen. — Sie fiel auf die Kniee und flehte mit aufgehobenen Händen:

„O, Vater, öffne Dein Herz dem Mitleiden! Sei barmherzig gegen Deine unglückliche Tochter. Sie soll Mutter werden! Ihr Kind soll einen Kettensträfling zum Vater haben? Mein Gott, ich fühle mich sterben! Vater, Vater, bewahre unsern Namen vor diesem schrecklichen Brandmal! Laß uns arm werden, wenn es nöthig ist; aber schütze Dein Kind, schütze Dich selbst gegen diese blutige Entehrung!"

„Nichts, keinen Franc, keinen Stüber für den Verräther, den Niederträchtigen, den Bösewicht!" stieß Romys grollend aus, während er die Arme seiner Tochter von seinen Knieen losmachte. — Er stand auf, ohne weiter auf sie Acht zu geben, und begann brummend und auf den Boden stampfend im Zimmer hin- und herzumarschiren.

Fast vernichtet durch seine Unerbittlichkeit und außer sich vor Schrecken und Verzweiflung, kroch Therese zu dem nächsten Stuhl, ließ sich auf denselben niederfallen und verbarg ihr Angesicht mit den Händen. Thränen träufelten von ihren Fingern, und aus ihrer keuchenden Brust stiegen schmerzliche Laute auf, als wollte ihr das Herz im Busen brechen.

Madame Romys, welche bisher aus Furcht vor dem Zorn ihres Mannes kein Wort auszusprechen gewagt hatte, warf sich nun zu seinen Füßen auf die Kniee und flehte um Mitleid für ihre unglückliche Tochter; er aber schaute eine Weile mit geringschätzigem Spott auf seine Gattin nieder, ließ sie knieen und setzte seinen ungestümen Gang durch das Zimmer fort. Die bedrückte Mutter setzte sich neben Therese, legte ihr den Arm um den Hals und suchte unter Thränen sie durch sanftmüthige Worte zu trösten.

Nachdem ein langes Stillschweigen geherrscht hatte und Romys wohl zwanzigmal mit Geberden des Zornes und der Verzweiflung auf- und abgegangen war, blieb er, scheinbar ruhiger, vor seiner Tochter stehen und sagte:

„Ha, Therese, Du, die von Muth spricht, willst Du so das Schicksal bekämpfen? Weine Dich aus. Es gibt ein Mittel, um noch Etwas, möglicher Weise viel zu retten. Laß Pottewal mit Einbruch der Nacht aus dem Lande entfliehen. Wir wollen seine Angelegenheiten hier vor dem Morgen aufs Beste ordnen. Sein Vermögen bestand großentheils in Staatspapieren, industriellen Actien, Banknoten. Wenn wir nur Deine Mitgift für uns sichern könnten; es wäre doch um so viel weniger verloren. — Warum erschrickst Du über meine Worte? Willst Du Dich nicht etwa in den verächtlichen Schelm verlieben, welchen Du mit Recht bis auf diesen Tag gehaßt hast? Du bist von ihm erlöst; das ist zum Mindesten ein Trost in Deinem Unglück!"

Madame Pottewal wurde wie von einem plötzlichen Schlag betroffen; sie richtete sich auf, wischte

sich die Thränen aus den Augen, sah ihren Vater mit einem Blick voll Entrüstung an und fragte:

„Du verweigerst mir also Deine Hülfe?"

„Das heißt, Geld gebe ich nicht; aber ich will Pottewals Angelegenheiten nach seiner Abreise ordnen helfen."

„Du verweigerst die zwei hunderttausend Francs, welche das Leben und die Ehre meines Gatten retten können? Du wählst die Schande für Dich selbst, für meine Mutter, für meine Schwester, für mein unschuldiges Kind?"

„Nichts, ich gebe Nichts," war die Antwort. „Es wird nicht so schlimm sein, wie Du meinst; und bekäme Pottewal auch seinen verdienten Lohn, zwischen der Ehre ohne Geld und dem Geld ohne Ehre wähle ich das Letztere. Mit Geld bekommt man die Ehre zurück; mit der Ehre allein wird man von Jedermann mißachtet. So wie jetzt die Welt steht, gibt es keine größere Schande, als die Armuth."

Therese hatte nur wenig auf diese Worte Acht gegeben, obschon sie den schmerzlichen Eindruck derselben wohl empfand. Sie war sichtbar in einem heftigen Kampfe begriffen und schien mit Gewalt die ungestümen Bewegungen ihres Gemüths niederdrücken zu wollen. Plötzlich unterlag sie in diesem Streite und rief mit fieberischer Hast aus:

„Wehe, es sei denn so! Gott ist mein Zeuge, daß ich demüthig und achtungsvoll Dir meine grausame Noth geklagt habe. Ich ließ Dich den Namen meines Gatten mit Schimpf überladen; ich ließ Dich, ohne ihn zu vertheidigen, Spott mit seinem Unglück treiben. Ha, ich war thöricht genug, zu hoffen, daß

ein einziger Liebesfunke in dem Herzen meines Vaters verborgen liegen könnte! Nun, eiserner Mensch, steinernes Herz, die verzweifelnde Mutter soll aufstehen gegen Dich, und den Vater ihres Kindes gegen Deine Ungerechtigkeit in Schutz nehmen. Höre die Wahrheit. Du, Du allein hast ihn in's Verderben gestürzt, den guten, den edelmüthigen Mann, den Du einen Niederträchtigen, einen Bösewicht und Verräther nennst . . ."

„Ich? Ich?" rief Romys lachend; „was für eine unerhörte Narrheit ist das!"

„Du, Niemand anders, als Du, mein Vater!" fuhr Therese leidenschaftlich fort. „Von den ersten Tagen meiner Ehe an hast Du mich gegen meinen Mann aufgehetzt; Du hast mir unaufhörlich gesagt, daß er ein Feigling und Thor sei; Du hast Alles gethan, um ihn in meinen Augen verhaßt zu machen; Tag für Tag, Stunde für Stunde bist Du ihm in den Ohren gelegen, um ihn zu zwingen, daß er sich in große Geschäfte einlasse und viel Geld gewinne. Mein Naturell war bitter und böse genug; ich bedurfte Deiner ewigen Rathschläge nicht, um meinen armen Mann unglücklich zu machen. Was Du von ihm verlangtest, widerstritt seiner Natur und ging über die Kräfte seines ehrlichen Gemüths. Du hast durch Dich selbst und durch mich seinen Verstand verwirrt und ihn zur Verzweiflung getrieben. Was jetzt geschieht, ist unser Werk, und wir müssen dafür Rechenschaft geben vor Gott, welcher mit seinem allsehenden Auge die Maske der Heuchelei durchdringt..."

„Schweig', schweig', Du machst noch, daß ich ganz

außer mir komme!“ rief Romys mit heiserer Stimme und bebend vor Zorn und Schrecken.

Therese wehrte ihrer Mutter, welche ihr Einhalt zu thun suchte, ab und fuhr noch heftiger fort:

„Wie? Mein Mann ist ein Schelm, er verdient Kettenstrafe? Nein, er ist nichts Anderes, als das unschuldige Opfer Deiner herzlosen Geldgier. Du könntest ihn retten; Du könntest theilweise, vielleicht ganz das Uebel wieder gut machen, welches Du ihm angethan hast! Und Du weigerst Dich! Wohlan, wir werden diesen Abend aus dem Lande fliehen! Regle dann unsere Angelegenheiten auf eine Weise, vor welcher das ehrliche Gemüth des Schelmen Pottewal mit Abscheu, als vor einem feigen Diebstahl, zurückbeben würde. Ja, wir wollen abziehen, weit weg, nach dem andern Ende der Welt. Ich will nicht in den Augen meines Kindes mich wegen des grausamen Menschen zu schämen haben, welcher mir zu meinem Unglück das Leben gab!“

Romys war unter dem mächtigen Eindruck von Theresens Worten bis zu der Wand zurückgewichen. Da stand er, sich in den Haaren kratzend und weiß wie Leinwand. Zugleich grinzte auf seinen Lippen ein seltsames Lachen, und man wußte nicht, ob der Schrecken ihn entstellte, oder ob er der blutigen Vorwürfe, welche ihm in den Ohren klangen, spotte. Seine Frau saß an der Wand, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Wäre nicht zuweilen ein convulsivisches Zittern durch ihre Glieder gefahren, man hätte glauben können, sie sei unter der Last ihre Angst in Ohnmacht gefallen.

„Du lachst, Vater?“ rief Therese wie wahnsinnig.

„Du lachst? Und der Tod und die Schmach stehen drohend zwischen uns! . . . O, ja, beschuldige mich in Deinem Herzen der Pflichtvergessenheit, der ungeheuerlichen Verletzung des Respekts, den ich Dir schuldig bin., Gott soll richten zwischen mir und demjenigen, welcher dieses Brandmal der Schande auf die Stirne meines Kindes drücken läßt; zwischen einer armen Mutter, welche durch Verzweiflung zum Wahnsinn gebracht ist, und zwischen einem unbarmherzigen Vater, welcher die Ehre seines ganzen Geschlechtes für eine Summe Geldes verkauft!"

Herr Romys, unter den letzten Anschuldigungen seiner Tochter wie zerschmettert, sank vor Erschöpfung auf einen Stuhl, schlug sich die Hände vor die Augen und begann zu weinen.

Der Anblick seiner Thränen entriß Therese einen Schrei der Verzweiflung; sie sank aufs Neue ihm zu Füßen, faßte seine Hände, bedeckte sie mit Küssen und Thränen und rief in herzzerreißendem Ton:

„Vater, ach, lieber Vater, verzeihe mir! Ich weiß nicht, was ich sage; ich bin wahnsinnig, es ist finster in meinem Geiste. Erbarmen, Erbarmen, sprich das Wort aus, das uns retten muß. Ich werde Dich segnen, Dich ehren, Dich lieben bis in's Grab!"

Madame Romÿs war gleichfalls herzugetreten; und während ihre Tochter auf dem Boden kniete und die Hände ihres Vaters fieberisch drückte, hatte die alte Frau ihm den Arm um den Hals gelegt und flüsterte ihm eine innige Bitte von Mitleid in's Ohr.

„Sprich, Vater," flehte Therese. „Ist es Dir unmöglich, uns ganz zu retten, so sag' doch, was Du opfern kannst, um uns vor Schande zu bewah-

ren. Ich werde noch andere Wege versuchen. Komm', sei gut; laß' mich nicht nach fremden Landen in die Irre gehen. Gib hunderttausend Francs!"

„Hunderttausend Francs?" rief Romys, mit flammenden Augen aufspringend. „Nach solchem blutigen Hohn? Fort, Du bist meine Tochter nicht mehr: ich kenne Dich nicht!"

„Gnade, Gnade für mein Kind!"

„Keine Gnade: ich gebe Nichts, Nichts, Nichts!"

„Wohlan," schluchzte Therese, „so sei Gott allein meine Hoffnung auf Erden. Ich werde meinen Mann nicht verlassen. Vermag Anhänglichkeit, Aufopferung, Liebe Etwas, um sein Unglück zu versüßen, so will ich versuchen, Deine und meine Schuld ihm abzubezahlen. Lebe wohl, Vater! Lebe wohl, meine gute, meine zärtliche Mutter! Lebe wohl!"

Madame Romys stieß einen Angstschrei aus und wollte ihrer Tochter auf den Gang nacheilen; aber ihr Gatte faßte sie um den Leib und hielt sie mit Gewalt zurück.

Während die bangen Rufe ihrer Mutter ihr bis zur Thüre hinaus folgten, lief Therese wie wahnsinnig auf der Straße dahin; sie wankte auf den Beinen und schien nicht zu wissen, was sie that, noch in welcher Richtung sie forteilte. In wenigen Augenblicken jedoch befand sie sich auf der Promenade des Bollwerks und schritt mit großer Hast auf den Pfaden umher, welche von dem Hauptweg abzweigten, als suchte sie etwas Verlorenes.

Von Ferne hatte eine alte Frau sie bei ihrem Namen gerufen; doch sie hatte es, eine Beute der Verzweiflung, nicht gehört.

Endlich gelangte sie an einen abgelegenen und sehr schattigen Ort, wo eine Bank unter dem Schutze großer Syringenbüsche stand. Sie ließ sich dort nieder, bückte den Kopf, schaute zu Boden und blieb so lange Zeit bewegungslos sitzen, ohne daß ein einziger Seufzer, oder nur eine Geberde von ihrer Gemüthserregung Zeugniß gab.

Eine sehr alte Frau schritt lächelnd auf den gewundenen Pfaden dem Orte zu, wo die bedrückte Therese saß. Sie mußte deren Spur verloren haben, denn sie wandte den Kopf nach allen Seiten und ließ ihr Auge überall umherlaufen. Plötzlich blieb sie stehen; sie hatte diejenige entdeckt, welche sie suchte. Mit leisen Schritten suchte sie Madame Pottewal so nahe als möglich zu kommen und beobachtete sie eine Zeit lang still und mit einem Ausdruck listiger Freude in den Augen.

„Flüchten? Und mein Kind?“ murmelte Therese fast unhörbar bei sich selbst. „O Gott, wie gering ist die Hoffnung! Mein Oheim Jan? Meine Schwester Hermina? Die Eisenbahn, er will abreisen...“

„Arme Therese,“ sagte in mitleidigem Ton die alte Frau, „hat Ihr Mann Sie mißhandelt, mein Kind? Trösten Sie sich, es ist unser Loos auf Erden . . .“

„Himmel, Madame Kwas!“ rief Therese mit einem dumpfen Schrei und an allen Gliedern bebend, als hätte sie den aufgerissenen Rachen einer Schlange gesehen.

„Was fehlt Ihnen, meine Liebe? Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich. Er hat Sie doch nicht geschlagen, gewiß?“

Aber Therese kam zum Bewußtsein, sprang von dem Gebüsch hinweg und eilte mit blinder Hast davon, um der Frau zu entfliehen, deren Erscheinung sie mit tödtlichem Schrecken erfüllt hatte.

Diese schaute ihr bestürzt nach, bis sie ihr ganz aus dem Gesicht verschwunden war, und murmelte, während sie die Richtung nach der Stadt nahm, bei sich selbst:

„Sie ist wahnsinnig! Ich habe, auf mein Wort, gedacht, daß es so kommen werde. Das ist eine Neuigkeit, worüber man schon ein Bischen in Verwunderung gerathen wird. Beeilen wir uns, ich bin vielleicht die Erste, welche es weiß!“

VI.

Ein kleiner Junge von ungefähr drei Jahren saß auf einem hölzernen Pferde und ritt triumphirend, mit der Peitsche in der Hand, durch die Wege eines schönen Gartens zu Schärbeek. Ein dicker Mann, mit krausen weißen Haaren und in einen bunten Schlafrock gehüllt, schob das Pferd vorwärts und that sich Gewalt an, dem Kinde zu Willen zu sein, welches unaufhörlich rief:

„Schneller, schneller noch! Hi, Onkel Jan, hi, hi!“

Der Schweiß perlte auf des Greises Stirne und er athmete schwer; dennoch schien das Spiel ihn zu erfreuen, denn er lachte laut und richtete an das Kind während des Reitens allerlei lebhafte, schmeichelnde

Worte, bis er endlich nicht mehr Athem holen konnte und erschöpft stehen blieb.

„Hi, hi!" gebot der kleine Junge ungeduldig.

„Das Pferd ist müde; hör' es schnaufen," seufzte Jan Blondeel. „Laß es ein wenig ausruhen, Ernstchen; es kann nicht mehr laufen."

„Dann Kätzchen, Kätzchen spielen!" sagte das Kind, zu Boden springend. „Du bist die Katze, lieber Onkel, Du sollst mich nicht fangen!"

Und Herr Blondeel hoppelte dem Kinde mit kurzen Schritten nach und stellte sich, als wäre er nicht im Stande es einzuholen. Dann war wieder Ernstchen die Katze und lief dem Greise nach. So oft sie einander griffen, ertönten Freudenrufe durch den Garten. Der alte Herr, auf's Neue ermüdet, ließ sich auf das Gras niederfallen. Das Kind setzte sich rittlings auf seine Brust, begann ihn zu küssen und zu streicheln, während es mit seinem süßen Stimmchen ihn „lieber Pathe" und „guter Onkel" nannte. Er hob den Knaben in die Höhe, ließ ihn über seinem Kopfe baumeln, drückte ihn dazwischen hin und wieder an sein Herz und küßte ihn mit einer Thräne zärtlicher Neigung in den Augen. Wie war er glücklich, der Greis! Mit welcher Selbstvergessenheit war er wieder zum Kinde geworden, er, der bereits dem Ende des Lebens sich näherte und sich nun verjüngt fühlte unter dem mächtigen Einfluß der Liebe!

„Ein Schmetterling! Ein Schmetterling!" rief der kleine Junge. „Schnell, lieber Onkel, fang' ihn! fang' ihn!"

Und wiederum mußte Herr Blondeel, seinem Spielkameraden zuliebe, rings im Garten herumlau-

fen, bis er, von den vergeblichen Bemühungen ermattet, sich in dem Pavillon niedersetzte. Das Kind, nun gleichfalls ermüdet, kletterte ihm auf das Knie und sagte bittend, während er ihm die Wangen streichelte:

„Lieber Onkel, Du mußt mir von dem Schlaraffenland erzählen.“

„Gut, Du Schelmchen,“ brummte der Greis, „Du gönnst mir nicht einmal Zeit, um Athem zu schöpfen.“

„Nur zu, lieber Onkel, von Hannchen und Miekchen und von dem Zuckerberge!“

„Nun wohl, halt' Dich still und höre zu: — Es war einmal ein Hannchen und ein Miekchen, die waren klug und folgsam gewesen; und sie durften in das Schlaraffenland gehen; aber unterwegs stand ein großer zuckerner Berg, und hier mußten sie sich ein Thor durchbeißen, um in das Schlaraffenland zu gelangen; und als sie durch ein Thor sich durchgebissen hatten, waren sie in dem Schlaraffenlande. Da war es gut, Ernstchen! Das Wasser war Milch und süßer Wein; die Bäume waren von Schokolade, der Boden von Streuzucker, das Gras Kandis, die Steine Marzipan. — Und Hannchen und Miekchen durften von Allem essen, so viel sie wollten, nach Herzenslust. Und da stand ein großes Haus, worin der König vom Schlaraffenlande wohnte. Die Steine vor der Thüre waren von Mandelbrod, die Mauern von Pfefferkuchen, die Fenster von Gerstenzucker . . . Ei, da fällt der kleine Schalk in Schlaf!“

In der That hatte das Kind eine Weile mit aufmerksamem Blick die Aufzählung von all den leckern

Dingen seinem Oheim am Munde abgesehen, aber endlich, der Ermüdung unterliegend, die Augen geschlossen und sein Köpfchen an die Brust des Greises fallen lassen.

Dieser betrachtete es eine Weile in stiller Bewunderung und murmelte dann bei sich:

„Wie ist der Mensch doch so schön! Wie rein seine Seele und seine Züge, so lang die Leidenschaften und Lebenssorgen ihm noch Nichts von seinem angebornen Glauben und seiner angebornen Unschuld geraubt haben! Es ist ein Mensch, der auf meinen Knieen ruht . . . ein Engel. Was wird das Schicksal, was wird die Welt aus ihm machen? Der gute Gott behüte Dich, mein Kind!“

Er gab ihm einen Kuß, stand vorsichtig auf und begab sich, mit dem Kleinen auf den Armen, in's Haus.

In ein Parterrezimmer der Wohnung von Herrn de Cock tretend, sagte er mit einem fröhlichen Lächeln:

„Sieh da Ernstchen, der vom Schlaraffenlande träumt! Er wird nicht wenig schlecken in seinem Schlafe.“

„Komm', Bruder, gib mir Ernstchen,“ rief Fräulein Marie. „Du stehst da, wie ein Kindsmädchen.“

„Sieh, sieh, unser kleines Herminchen streckt Dir auch schon die beiden Händchen entgegen!“ lächelte Madame de Cock, die mit ihrem Töchterchen auf dem Schooße am Fenster saß. Es ist wahrhaftig zum Verwundern, wie gern die armen Kinderchen Dich sehen, Onkel Jan. Unser Ernstchen ist ganz darauf versessen, bei Dir zu sein; sobald Du aus dem Hause

gehst, wird er traurig und sucht überall, als ob er Etwas verloren hätte."

„Es ist in der That so, Hermine," antwortete Blondeel stolz; „ich begreife nicht, wie es kommt."

„Ach, das geschieht darum, weil sie wissen und fühlen, daß Du sie recht zärtlich liebst."

„Ob er sie liebt!" scherzte das alte Fräulein. „Er ist wohl um zwanzig Jahre jünger geworden, seit diese Engelchen auf der Welt sind. Ich wette, daß er alle Nacht von ihnen träumt."

„Du redest nur im Spaße so, Schwester; aber Du schießest nicht so weit daneben. Habe ich diese Nacht unser Ernstchen nicht nach Hause kommen sehen, mit seinem Diplom als Doctor der Rechte? Die Thränen drangen mir vor Freude aus den Augen, während ich schlief."

„Das verwundert mich ganz und gar nicht," fiel Fräulein Marie ihm in's Wort. „Denk' einmal, Hermina, mein Bruder thut gegenwärtig Nichts als rechnen, und er beschnipfelt die Ausgaben in meiner Haushaltung und will sparen und wird geizig. Rathe einmal, warum?"

„Ja, aber Du hast gut spotten, Marie," entgegnete Herr Blondeel mit einem sonderbaren Ernst; „Die Kinder werden groß, und man muß sorgen, daß sie Etwas haben, um in die Welt zu treten. Es geschieht doch nur für die süßen Engelchen, nicht wahr, Schwester?"

Hermina, die aufgestanden war, faßte seine Hand und drückte sie in tiefer Rührung.

„Wie kann ich Gott genug preisen für seine Wohlthaten?" flüsterte sie. „Er schenkte mir einen

edeln, einen großmüthigen Gatten, schöne Kinder und gute, zärtliche Freunde, wie Ihr, um meine Liebe und mein Glück zu theilen! Und ich sollte Kummer haben? O, nein, es wäre Undankbarkeit . . ."

„Kummer?" wiederholte Blondeel. „Kummer in dem irdischen Paradiese; denn, erkenn' es wohl, Hermine, es ist hier ein wahres Paradies von Frieden, von Glück und Liebe. Nun, laßt uns Platz nehmen. Meine Schwester gibt Dir zu viel nach. Wovon spracht Ihr bei meinem Eintritte? Wieder von dem Eisenbahn-Entwurf, nicht wahr?"

„Allerdings, Onkel Jan," antwortete Hermina; „wir sprachen von meinem Mann. Er ist voll Bekümmerniß; er muß den ganzen Tag laufen, für Tagblätter schreiben, Zeichnungen für die Volksdeputirten machen, welche seinen Entwurf vertheidigen wollen und, um ihn zur Annahme zu bringen, die geringsten Chancen berechnen. Diesen Mittag war er beinahe muthlos!"

„Er thut Unrecht daran, Hermine. Sein Entwurf ist gestern an die Section der Kammer zu näherer Prüfung verwiesen worden. Er wird erst kommende Woche wieder auf der Tagesordnung erscheinen."

„Aber die Majorität scheint gegen die Annahme zu sein, Onkel Jan."

„Ei, ei, das wird sich wohl ändern. Hat Herr de Decker nicht den Entwurf mit überzeugender Beredtsamkeit vertheidigt? Hat Herr Rogier nicht das ganze Gewicht seines mächtigen Einflusses zu Gunsten des Entwurfs geltend gemacht? Ich begreife Ernst nicht. Ich glaubte, er würde mehr Muth haben."

„Muth? Ach, Onkel Jan, Du kennst ihn noch

nicht," rief Hermina begeistert aus. „Ernst hat ein Herz, das wunderbar stark und muthig ist; und gewiß, er würde es nicht sein, der das Haupt vor irgend einer Mühseligkeit, welche es auch sein mag, beugte; aber Du, der Du aus Liebe zu dessen Kindern auf Dein Vergnügen verzichten willst, Du begreifst wohl, nicht wahr, daß mein armer Ernst erregt und bekümmert sein muß? Hundertzwanzig tausend Francs, wovon er einen guten Theil auf das Haupt seiner Kinder anlegen wollte, drohen ihm zu entgehen ... Vielleicht ist seine Liebe in der That größer als sein Muth."

„Sprich nicht also von Herrn de Cock, Bruder," sagte das alte Fräulein. „Seine Gewinnsucht, seine Furcht, seine Bekümmerniß sind nur Beweise eines edeln Gemüths und einer tiefen Zuneigung zu seiner Familie."

„Ich weiß es wohl," antwortete Blondeel; „das ist es nicht, was ich sagen wollte; aber es verdrießt mich, daß diese Eisenbahn unsern Frieden stört und graue Wolken an unserem Himmel auftreibt. Was wäre es auch, wenn der Entwurf durchfiele? Stehen Ernst nicht andere gute Geschäfte in Aussicht? Liegen da nicht im Schranke für zehn tausend Francs in belgischen Staatspapieren, welche er vorige Woche mit seinem Honorar für den Bau der neuen Fabrik zu Molenbeek gekauft hat? Und überdieß, was hat er für die Zukunft zu besorgen? Das Vermögen von Onkel Jan und Tante Marie beträgt nahezu zweihundertfünfzig tausend Francs. Ernstchen und Herminchen, und wie viel noch kommen mögen, sind immer durch dieses Erbe gegen alle Noth gesichert!"

„Du mißverstehst Ernst, lieber Onkel," sagte Her-

mina. „Er weiß das Alles ebenso gut, und er segnet Dich um der Wohlthaten willen, welche Du seinen Kindern bestimmst; aber es ist sein Stolz, sein edler Stolz, Etwas durch sich selbst für seine Familie erwerben zu können; die Arbeit, der Kampf auf dem Gebiete der Industrie gehört zu seiner Natur, zu seinem Leben. Sein Geist hat Bewegung nöthig; er ist nie stärker und gesunder, als wenn er ein Ziel hat und für Erreichung desselben streiten kann; aber glaube nicht, daß er darum minder zufrieden ist. Ich bin überzeugt, daß keine Stunde vorübergeht, ohne daß mein Ernst den Blick zum Himmel erhebt, um Gott für seine Güte zu danken. Laß ihn Geld verdienen, Onkel Jan. Wüßtest Du nur, wie glücklich er ist, wenn er mir die geringste Frucht seiner Bemühungen einhändigen kann! Hättest Du nur gesehen, wie er die zehn tausend Francs auf die Wiege seiner Kinder niederlegte, Du wärest zu Thränen gerührt worden vor Mitgefühl und Bewunderung. Ernst? Mein Gatte? Er hat das Herz eines Engels und den Willen eines Riesen!"

Hermina hatte diese Worte mit solcher Begeisterung ausgesprochen, daß ihre Zuhörer sichtbar bewegt wurden.

„Nun, liebe Nichte," antwortete Blondeel, „Du bringst mich wahrhaftig zu der Erkenntniß, daß ich vollkommen Unrecht habe. Wohlan, wir wollen Alle zusammen für die Zukunft unserer theuren Kinder sorgen; aber laß uns doch niemals von Kummer reden. Es ist nicht der mindeste Grund dazu vorhanden."

Das kleine Töchterchen war nun gleichfalls auf

dem Schooße der Mutter eingeschlafen. — Nach einer kurzen Stille sagte Blondeel:

„Hermine, wenn Du nur die Magd riefest und die Kinder schlafen legtest! Du mußt das Stück von Servais noch einmal mit mir auf Deinem Piano wiederholen."

„Wieder?" rief Fräulein Marie. „Du wirst noch von Neuem ein Musiknarr werden."

„Ganz und gar nicht; aber ich muß nächsten Sonntag in dem Armenconcert für Schärbeek mein Stück spielen. Es ist wahrscheinlich das letzte Mal, daß ich vor dem Publikum mich hören zu lassen wage, und ich möchte nicht gern damit durchfallen, Schwester."

Hermina klingelte der Magd; die Kinder wurden aus dem Zimmer getragen, und Mutter und Tante gingen mit, um sie schlafen zu legen. Herr Blondeel eilte inzwischen durch den Garten nach seinem Hause, um sein Violoncell zu holen.

Als er zurückkehrte, saß Hermina bereits vor dem Piano und ließ ihre Finger über das Klavier laufen. Sie sagte lachend:

„Wohlan, wohlan, fangen wir an. Wir müssen uns beeilen, lieber Onkel; die Kinder könnten aufwachen."

„Willst Du wieder zu Pferde davon, Hermine, ohne Mitleid und Nachgiebigkeit?" murmelte Blondeel, indem er sich bemühte, die Saiten seines Violoncells zu spannen und mit den Tönen, die ihm auf dem Piano angedeutet wurden, zu stimmen. „Du solltest einsehen, daß ich keine Finger von fünfundzwanzig Jahren habe. Um Gottes willen, laß mich nicht so unbarmherzig schwitzen."

„Es ist gut; Du hast den rechten Ton," fiel Hermina ein; „merk' auf, wir beginnen."

Es ging sehr gut zu Anfang und während des Andante. Wahr ist es, der alte Dilettant schwitzte gewaltig, sobald eine Anhäufung der Noten ihn zu einer schnellen Bewegung der Finger auf den Saiten zwang; aber er hielt Takt und spielte ziemlich richtig. Dann ging es minder gut, als das Allegro eine Weile begonnen hatte und das Stück einen rascheren Gang nahm. Herr Blondeel rief zwischen hinein derjenigen, die ihn accompagnirte, zu: „Es ist zu schnell, es ist zu schnell!" aber sie fuhr fort ohne Aufhalt, bis der Violoncellist, abgemattet und hustend, mitten in dem Allegro stecken blieb. Der Schweiß träufelte ihm von der Stirne, und er keuchte gleich Jemand, der sich außer Athem gelaufen hat.

„Uf!" seufzte er; „Du thust es mit Fleiß, Hermine; es ist, als ob Du die Peitsche Dir auf den Beinen fühltest. Glaubst Du denn, ich habe zwanzig Finger an meiner linken Hand?"

„Aber, lieber Oheim," antwortete Madame de Cock, „was kann ich dafür? So ist einmal der Takt; das ist der richtige Verlauf des Stücks."

„Welcher Gedanke auch," bemerkte Fräulein Marie, „ein so mühsames Werk ausführen zu wollen! Die Musiker zeichnen sich gewiß nicht durch Demuth aus. Warum spielst Du nicht lieber Etwas, das Du gut auswendig kannst?"

„Es ist wahr, Schwester, aber für das letzte Mal, siehst Du? Ich wollte mit meinem Leibstück auftreten. Es ist Zeit, daß ich davon ablasse; das Herz mag

jung bleiben, die Finger werden jedoch alt; ich fühle es wohl."

„Nein, Du irrst Dich, Onkel Jan," sagte Hermina. „Es sind noch fünf Tage bis zum Sonntage; wir wollen das Stück wiederholen, bis Du es vollkommen spielen kannst. Zweifle nicht, es wird gut gehen. Es ist im Allegro nur eine Schwierigkeit, bei welcher Du allezeit stecken bleibst; aber es hat Nichts zu bedeuten: einmal darüber hinweg, und es ist gethan."

„Wohl, ich glaube, daß Du Recht hast, Hermine. Noch einmal mit neuem Muthe und festem Willen probirt. Laß sehen, ob ich über die Schwierigkeit dießmal Meister werde."

Das Allegro wurde wieder begonnen und mit viel Glück fortgeführt. Als man der gedachten Stelle sich näherte, schien Blondeel alle seine Kräfte zusammenzunehmen und erbleichte und seine Augen zeugten von der lebhaftesten Aufmerksamkeit. Ein Freudenschrei entschlüpfte ihm, und ein ermunternder Beifallsruf antwortete ihm von dem Piano. Die Schwierigkeit war ohne Straucheln überwunden worden, und er spielte mit erhöhter Kraft und Schnelligkeit weiter.

Plötzlich erschien die Magd unter der Zimmerthüre und sagte:

„Frau, Madame Pottewal, Ihre Schwester, ist da."

„Meine Schwester?" rief Hermina.

„Therese?" murmelte Fräulein Marie erstaunt.

Aber Madame Pottewal, welche der Magd gefolgt war, trat in das Zimmer.

Blondeel ließ vor Ueberraschung sein Violoncell zu Boden fallen. Er hatte mit einem flüchtigen

Blick gesehen, daß seine Nichte Therese tödtlich blaß war, und ihre Augen die Spuren von übermäßigem Weinen trugen.

Hermina war mit einem Angstschrei ihrer Schwester um den Hals gefallen, und während sie dieselbe also in die Arme geschlossen hielt, jammerte sie:

„Therese, liebe Therese, was fehlt Dir? Was hat Dich betroffen? Du zitterst, Du bist so bleich? Ist zu Hause ein Unglück geschehen? Sprich, Schwester, sprich!“

Therese antwortete anfänglich nicht und senkte den Kopf; aber noch einmal zu einer Erklärung aufgefordert, antwortete sie mit einer Stimme, welche scheinbar ruhig, aber durch den Ton einer tiefen Niedergeschlagenheit rührend war:

„O, Schwester, mein armer Mann hat sein ganzes Vermögen verloren . . . und mehr noch: sechs mal hundert tausend Francs!“

Während ihre Zuhörer mit Bestürzung und Schrecken diese verhängnißvolle Botschaft wiederholten, oder sie stumm ansahen, erklärte sie mit einigen kurzen Worten, wie dieser Schlag den unglücklichen Pottewal betroffen hatte.

Hermina sprang wieder auf sie zu, unterbrach ihre Erzählung durch schmerzliches Jammern und richtete unter einem Strom von Thränen allerlei freundliche Worte an dieselbe, um sie zu trösten: aber Therese schien, obwohl sie ihrer Schwester für ihr Mitleid dankte, nicht viel Acht auf ihre Tröstungen zu geben, sondern betrachtete vielmehr mit einem Blick ängstlicher Forschung ihren Oheim Blondeel,

dessen Gesicht nicht allein von Mitleid, sondern zugleich von tiefem Mißvergnügen zeugte.

„Sechshundert tausend Francs verloren?“ sprach Fräulein Marie. „Gänzlich verloren? Hoffnungslos?“

„Ach, könnte ich nur zweihundert tausend Francs geliehen bekommen!“ seufzte Therese, „heute oder morgen früh, dann könnten wir noch einen Theil unseres Vermögens retten; aber wo werde ich sie finden, o Himmel!“

„Dein Vater wird sie Dir geben,“ sagte Jan Blondeel. „Er hat es; er ist über eine halbe Million reich.“

„Nein, nein, mein Vater hat mich unbarmherzig verstoßen. Und stürbe ich zu seinen Füßen, er gäbe mir nicht den zehnten Theil von dem, was zu unserer Rettung nothwendig ist.“

„Aber was willst Du in diesem Fall thun?“

„Ich weiß es nicht, in meinem Geist ist's finster,“ war die Antwort. „Wehe, abgewiesen von meinem Vater, gejagt von der drohenden Schande, wagte ich zu hoffen, daß sich vielleicht hier noch Hülfe für eine unglückliche Frau finden ließe, welche sich unter dem Schlage des grausamsten Verhängnisses vernichtet fühlt. Aber ich habe mich betrogen. Und wahrhaftig, was habe ich auch gethan, um Euer Mitleid zu verdienen?“

Ein seltsamer Freudenruf entschlüpfte Hermina's Brust. Sie eilte zu einem Schrank, zog eine Schublade heraus, raffte mit fieberischer Bewegung einige Gegenstände zusammen und kehrte damit zu ihrer Schwester zurück. Sie hielt ein Packet Papiere und einige Juwelenetuis in der Hand.

„Da, nimm, Therese," sagte sie. „Alles, was ich besitze. Zehntausend Francs und meine Juwelen."

Aber Madame Pottewal betrachtete mit traurigem Blick die angebotenen Gegenstände und schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Nein, meine gute Hermina," murmelte sie, „Du bist nicht reich, Du hast Kinder. Was Du mir so edelmüthig geben willst, kann uns doch nicht helfen."

Sie schaute noch einmal mit besonderer Aufmerksamkeit ihren Oheim an und schien in der Tiefe seines Herzens lesen zu wollen. Ein hohler Seufzer stieg aus ihrer Brust empor, und sie sank auf einen Stuhl nieder, als unterliege sie einer völligen Muthlosigkeit.

Hermina legte ihre Juwelen auf den Tisch, setzte sich zu ihrer Schwester und ergriff deren Hände.

„Komm, liebe Therese," sagte sie, „sei nicht so hoffnungslos; Du wirst nicht ohne Freunde, nicht ohne Hülfe auf der Welt bleiben. Mein Mann ist so edelmüthig! Wir wollen Dir beistehen, Dich trösten . . ."

„Trösten! O mein Gott!" rief Madame Pottewal. „Es gibt auf Erden keinen Trost mehr für mich. Urtheile selbst, Schwester; Du kennst mein Unglück noch nicht ganz. Mein Mann war krank geworden, seine Sinne waren in Verwirrung gerathen. O, wie schuldig bin ich gegen ihn gewesen? Er hat Monate lang Handelsgeschäfte gemacht, gekauft und verkauft, ohne in seinen Büchern Etwas aufzuzeichnen. Das Gesetz ist unerbittlich. Der unglückliche Pottewal wird als ein betrügerischer Bankerottirer verfolgt werden; und vielleicht wird ein

grausamer Spruch ihn zu vieljährigem Gefängniß verurtheilen ...."

Ein doppelter Angstschrei ertönte durch das Zimmer.

„Und noch nicht genug," fuhr Therese mit hohler Stimme fort, „ich soll Mutter werden! Das Kind, das Gott mir bescheeren will, wird zur Welt kommen, wehe, wehe, mit einem schrecklichen Brandmal auf der Stirne!"

Und ein Strom von Thränen stürzte der unglücklichen Frau aus den Augen. Hermina umarmte sie und weinte mit dem Gesicht an ihrem Busen.

Fräulein Marie, von Theresens letzter Enthüllung in tiefstem Herzen getroffen, wandte sich mit flehenden Händen zu ihrem Bruder.

„Jan, Jan," rief sie, „laß uns Etwas für unsere unglückselige Nichte thun. Müssen wir auch einen guten Theil unseres Vermögens abtreten, wohlan, der Herr des Himmels wird uns dieses Opfer anrechnen. Du schüttelst den Kopf? Du weigerst Dich, Bruder? O, könntest Du gefühllos bleiben bei dem tödtlichen Schmerz einer armen Mutter?"

„Gefühllos?" wiederholte Herr Blondeel, sich die Thränen aus den Augen wischend; „nein, Schwester, gefühllos gewiß nicht; aber mein Mitleid, wie groß es auch sei, verblendet mich nicht ganz. Zwei hundert tausend Francs? Es ist beinahe unser ganzes Vermögen. Ich habe auch Kinder, ich habe eine Schwester, über deren Zukunft ich wachen muß. Wir sind zu alt, um noch Geld verdienen zu können. Du solltest arm sein und Mangel leiden in Deinen alten Tagen, Marie? Die unschuldigen Wesen,

welche dahinten schlafen, sollten ihres Erbtheils beraubt werden? Ich sollte für ihr künftiges Glück Nichts mehr thun können? Nein, nein, ich fühle nicht die Kraft zu einem so grausamen Opfer in mir."

„Sei edelmüthig, Jan!"

„Um edelmüthig zu sein gegen diejenigen, welche uns niemals geliebt haben, muß ich diejenigen berauben, welche uns allzeit Zuneigung und Liebe bewiesen haben."

Hermina streckte die Hände aus und flehte:

„Habe Mitleid mit dem Loose meiner armen Schwester! Denk nicht an meine Kinder; mein Mann ist noch jung; er wird für uns Alle zusammen arbeiten!"

„Wohlan, ich will Etwas thun," antwortete Blondeel, „ich will fünfzig tausend Francs geben."

„Ah Dank!" rief Hermina. „Schwester, Schwester, tröste Dich! Onkel Jan gibt fünfzig tausend Francs!"

„Nein, Hermine, suche mich nicht zu trösten," sagte Madame Pottewal mit schmerzlicher Unterwerfung. „Mein Loos ist beschlossen, ich sehe es wohl. Vergib mir, lieber Onkel, und Du gleichfalls, Marie, vergebt mir, daß ich hieher zu kommen wagte, mit der Hoffnung auf eine unmögliche Hülfe. Ich war wahnsinnig . . ."

„Aber Therese, Du irrst Dich vielleicht," fiel Blondeel ein. „Meine Absicht ist, mit Dir nach Darlingen zu reisen. In einer Stunde geht noch ein Eisenbahnzug. Ich werde mit Dir zu Deinem Vater eilen und ihn überzeugen, daß er sich nicht weigern kann, Dir hundertfünfzig tausend Francs zu

geben, wenn ich, der nicht halb so reich ist, als er, zu einem so beträchtlichen Opfer mich hergebe, um die Ehre seiner Tochter und die Ehre der Familie zu retten."

„Ich danke Dir," antwortete Therese in muthlosem Ton; „Deine Güte kann den verhängnißvollen Schlag, der uns bedroht, nicht abwehren. Nähme ich die fünfzig tausend Francs an, so würden sie nutzlos in dem Abgrund unseres Verlustes verschlungen. Was ich haben muß, sind zweihundert tausend Francs . . . Mein Vater? Du hoffst auf meinen Vater? Sein Herz hat sich über dem Geld geschlossen; Nichts vermag es zu öffnen, außer Geld . . . Es ist um mich geschehen. Gott hat mich gestraft; ich habe es verdient. Laß mich noch ein Bischen weinen, ein Bischen ausruhen; ich werde mit dem Bahnzug wieder abreisen . . ."

Sie beugte den Kopf tief auf die Brust und versank in eine gränzenlose Verzweiflung. Eine Weile schien sie für die Bemühungen von ihrer Schwester und Fräulein Marie, ihr Muth einzuflößen und sie zu trösten, gefühllos zu bleiben; aber auf einige undeutliche Worte von Herrn Blondeel antwortete sie mit einer Art fieberischen Leidenschaft:

„Pottewal ist nicht schuldig; ich bin es, die ihn zu Verzweiflung und Geistesverwirrung getrieben hat; und Gott im Himmel weiß, wie mein Vater bei diesem gottlosen Werke mir geholfen hat. Mein armer Mann ist ein unschuldiges Opfer. Ihr wundert Euch über solche Redensarten? Ich bin dieselbe nicht mehr; die Ueberzeugung, daß ich Mutter werden soll, hat mir die Binde von den Augen gerückt.

Ha, ich will mit ihm nach fernen Landen ziehen, ihm folgen, wohin er geht, ihn stützen, ihn trösten und, muß es sein, mit meiner Hände Arbeit für ihn und mein Kind das Brod verdienen. Hier wird man seiner spotten und ihn verachten, als einen betrügerischen Bankerottirer; dort wird jedoch Jemand neben ihm stehen, der ihn vertheidigen, der ihn mit frommer Achtung, mit unendlicher Ergebenheit lieben wird ... Aber, o Himmel, mein Kind! Das unauslöschliche Brandmal der Schande an meinem armen Kinde!"

Blondeel wandte überrascht den Kopf nach der Thüre; es kam ihm vor, als habe er einen Schlüssel im Schlosse an der Hausthüre drehen gehört. Die Frauen waren zu sehr von Schmerz und Mitleid ergriffen, als daß irgend ein Geräusch zu ihren Ohren gedrungen wäre.

Eine freudige Stimme ertönte auf dem Gange; es war Ernst de Cock, der im Tone der Begeisterung ausrief:

„Hermine, gute Hermine, mein Entwurf ist angenommen! Ich bringe Dir hundertzwanzig tausend Francs! Für unsere Kinder, für unsere lieben Kinder ..."

Ein von Banknoten schwellendes Portefeuille tragend, stürzte er in das Zimmer herein und war im Begriff, auf seine Frau zuzueilen und ihr den theuer erworbenen Schatz einzuhändigen; — aber der Anblick der Thränen auf Hermina's Wangen schlug ihn mit plötzlichem Schrecken und er blieb mit ängstlich fragendem Blick mitten im Zimmer stehen.

„O, Gott sei Dank, da ist mein Ernst!" rief

Hermina. „Er wird der Retter meiner armen Schwester werden!“

Und ihrem Gatten an den Hals fliegend, sprach sie mit großer Hast in der Stimme:

„Ernst, Freund, höre und sei großmüthig. Pottewal hat sein ganzes Vermögen verloren; seine Bücher sind in Unordnung; man wird ihn als betrügerischen Bankerottirer verfolgen; er wird verurtheilt werden; zweimal hundert tausend Francs können ihn retten; meine arme Schwester soll Mutter werden; ihr Kind wird für immer entehrt sein; sie wird sterben . . . Dieses Geld, das Du so glücklich bist, mitzubringen, dieses Geld kann meiner Schwester das Leben zurückgeben und unsere Familie vor ewiger Schmach bewahren. Ernst, Du liebst mich so zärtlich! Sie ist meine Schwester, die unglückliche Mutter!“

Herr de Cock trat einen Schritt zurück und rieb sich in tiefem Nachdenken die Stirne.

„Betrüglicher Bankerott?“ murmelte er. „Gefängniß? Entehrung? Laß, laß mich überlegen!“

Jedermann betrachtete ihn bebend und mit klopfendem Herzen. Blondeel war näher getreten und schien mit der Hand bereit, ihn zurückzuhalten.

„Der Name meiner Hermina entehrt?“ rief Ernst plötzlich, als stiege jetzt erst ein schreckliches Licht in seinem Geiste auf. „Sie sollte über ihrer Schwester zu erröthen haben? Nein, nein! Da, Hermine; es ist ein schmerzliches Opfer für einen Vater; aber...“

Herr Blondeel, der wahrscheinlich diesen Entschluß vorausgesehen hatte, faßte Ernst's Hand und hielt ihn in seiner Bewegung zurück.

„Wie?“ sprach er; „Du besitzest noch Nichts, als

diese einzige Frucht Deiner Arbeit und Deiner jahrelangen Kümmernisse, und solltest also das Vermögen Deiner Kinder wegschenken? Das soll nicht geschehen; ich bin hier, um die armen Kleinen zu vertheidigen!"

„Meiner Kinder?" wiederholte Ernst mit seltsamem Stolze in seinem Blick. „Bringe ich nicht um meiner Kinder willen dieses Opfer? Ihr Vermögen, sagen Sie? Vermögen? Wenn der Name ihrer Mutter entehrt wäre? Nein, nein, o Himmel, kein Fleckchen auf der Stirne meiner Hermina! Das Vermögen kann man gewinnen und verlieren und wieder gewinnen; aber die verlorene Ehre bekommt man nimmer zurück. Ich habe Muth, ich bin stark, Gott wird mich beschirmen. Da, Hermine, kann dieses Geld Deine Schwester retten, sei glücklich; unsere Kinder werden zum Mindesten mit aufrechtem Kopfe in der Welt gehen dürfen."

Während Hermina mit der Brieftasche zu ihrer Schwester eilte, faßte Jan Blondeel die Hand von Herrn de Cock und sagte mit Thränen in den Augen:

„Ernst, Freund, Du hast ein besseres Herz als ich; Deinem Vorbilde will ich folgen. Das Geld, welches Du opferst, um die Ehre unserer Familie zu retten, reicht nicht aus: es fehlen noch achtzig tausend Francs. Ich werde sie geben."

„Mein Gott, mein Gott, ist es möglich!" rief Therese, beinahe wahnsinnig vor Glück. „Mein armer Mann, mein unschuldiges Kind gerettet? Sie sollen gerettet werden?"

Die erschütterte Frau wollte ihrem Oheim an den Hals fliegen und streckte bereits die Arme nach ihm aus, aber sie hatte die Kraft nicht mehr, sich aufzu-

richten und fiel zitternd vor Rührung auf den Stuhl zurück.

„Nun schnell!“ rief Jan Blondeel. „Noch eine kleine halbe Stunde, und der Zug geht ab, wir haben keine Zeit zu verlieren. Was mich betrifft, ich werde noch diesen Abend zu meinem Notar gehen und das nöthige Geld erheben. Jetzt nach Darlingen!“

„Ich gehe mit,“ sagte Hermina; „ich will meine gute Mutter sehen. Was wird sie gelitten haben!“

Jan Blondeel eilte in ein Kabinet, um seinen Schlafrock abzuwerfen.

Plötzlich fiel Madame Pottewal vor ihrer Schwester auf die Kniee und rief in rührendem Ton:

„Hermine, Verzeihung, Verzeihung! Ich habe Dir in meinem Leben so viel Kummer angethan; aber ach, wüßtest Du jetzt, wie die Dankbarkeit, wie die Liebe nun in meinem Busen lodert als eine heilige Flamme, welche niemals erlöschen soll! Edelmüthiges Herz, Dir bin ich die Ehre, das Leben meines Mannes und meines Kindes schuldig. Sei gesegnet; ich werde zu Gott beten, täglich beten, daß er die Kinder meiner Wohlthäter auf Erden glücklich lassen werde.“

Oheim Blondeel trat in das Zimmer.

„Kommt, kommt,“ sagte er. „Die Zeit ist kostbar. Beeilt Euch, Freunde, oder es möchte zu spät sein!“

Hermina warf Fräulein Marie die Arme um die Schulter und murmelte zwischen der Umhalsung:

„Du wirst auf Ernstchen und Herminchen Acht geben? Du wirst über ihnen wachen, wie eine zweite Mutter, nicht wahr?“

Nach diesen Worten lief sie in aller Eile ihren Reisegefährten nach, welche bereits auf der Straße verschwunden waren.

VII.

Pottewal saß in seinem Comptoir, den Kopf auf die Hände gestützt und den starren Blick zu Boden gerichtet. Bewegungslos waren seine Glieder und bewegungslos war seine Miene, als hätten Schmerz und Schrecken ihn versteinert.

Auf dem Tische neben ihm lagen zwei Handelsbücher und ein kleineres gedrucktes, dessen geöffnete Blattseite die Ueberschrift trug:

„Kapitel II. Von dem betrügerischen Bankerott."

Schon geraume Zeit mußte der Unglückliche in einen Abgrund finsterer Gedanken versunken sein, denn seine Züge waren ganz erschlafft und seine Augen des Glanzes und Lebens beraubt. Auf seinen Lippen zeigte sich zuweilen ein unveränderliches Lächeln, aber dieser Ausdruck schien so schmerzlicher Art, wie das Verzerren des Mundes bei einem Sterbenden, und zeugte von Verzweiflung ohne Ende.

Noch eine ganze Stunde blieb Pottewal in die Betrachtung seines Unglücks versunken. Dann traf plötzlich der Ton der Hausglocke sein Ohr; er erhob langsam den Kopf und wandte den Blick nach der Thüre . . . aber ein hohler Seufzer entwand sich seiner Brust und ein konvulsivisches Zittern lief durch seine Glieder, als sein Schwiegervater im Zimmer erschien.

Herr Romys sah gleichfalls sehr niedergeschlagen aus: er war bleich und roth um die Augen, gleich Jemand, der Stunden lang geweint hat.

Eine Weile sahen beide Männer einander an, ohne zu sprechen. Dann sagte Romys in klagendem Ton und ohne merklichen Zorn:

„Entsetzliches Unglück! Arme Familie! Sechshundert tausend Francs an einem Tage verloren! Ich begreife Ihre tödtliche Verzweiflung, Franz. Wie ich noch lebe, ist mir unerklärlich. Der verhängnißvolle Schlag hat mich zerschmettert. Dreimal fiel ich von einer Ohnmacht in die andere; ich raufte mir die Haare aus, ich zerfleischte mir die Brust, ich vergoß Ströme von Thränen . . . mein Geist war hinweg; mir drang sich die Ueberzeugung auf, daß ich auf immer mit Wahnsinn geschlagen wäre. Wehe, daß es doch so gewesen wäre! Die Wahnsinnigen haben kein Bewußtsein ihres Unglücks — aber gleichwohl wird es nicht lange mehr mit mir dauern: dieses Unglück wird die Ursache meines frühen Todes . . . Es sind doch sechshundert tausend Francs, nicht wahr? Man hat mich nicht getäuscht? Und sie sind absolut verloren? Nun, antworten Sie mir, Franz; ich kann Ihnen vielleicht noch guten Rath geben, um den Verlust der Familie um ein Weniges zu vermindern."

„Wo ist meine Frau?" fragte Pottewal.

„Ihre Frau?" wiederholte Romys. „Ist sie nicht hier?"

„Sie ist bei Ihnen gewesen; sie wollte Sie um Etwas bitten."

„Allerdings. Ich begreife: sie wird nach Schärbeek gegangen sein; aber es ist eine thörichte Hoffnung, die sie antreibt.“

„Sie haben also ihre Bitte abgeschlagen?“

„Gewiß, und Sie müssen mir Recht geben, Franz. Wäre es nicht eine verwerfliche Dummheit, zwei hunderttausend Francs in den bodenlosen Abgrund eines Bankerotts werfen zu wollen?“

Es herrschte eine Weile Stillschweigen. Pottewal betrachtete seinen Schwiegervater mit einem bittern Hohnlächeln auf den Lippen.

„Grausamer Mann,“ murmelte er; „ohne Zweifel haben Sie Ihre arme Tochter durch Ihre Gefühllosigkeit vernichtet. Weit entfernt, sie zu trösten oder ihr zu helfen, haben Sie ihr durch giftige Worte das Herz zerrissen, nicht wahr?“

Herr Romys zitterte und ein Funke des Zorns leuchtete in seinen Augen; aber er bezwang sich mit Gewalt, als hätte er einen besondern Zweck, und sagte in ruhigem Ton:

„Das Unglück macht Sie ungerecht, Franz. Lassen Sie uns aufrichtig sein. Ihr Vermögen hat nun Schiffbruch gelitten; Klagen oder Beschuldigungen können das Unglück nicht wieder gut machen. Es bleibt Ihnen jedoch eine heilige Pflicht zu erfüllen; Sie müssen zu Gunsten Ihrer Frau und Ihres Kindes zu retten suchen, was noch zu retten ist. Hier, in Ihrem Comptoir, in dieser Kasse müssen Banknoten, Staatspapiere, Werthobjekte und baares Geld liegen. Nun, geben Sie mir die Schlüssel.“

„Die Schlüssel? Warum?“ rief Pottewal erbleichend.

„Es ist nutzlos, mich dieß aussprechen zu lassen,“ antwortete Romys, „Sie begreifen es doch wohl selbst? Diesen Abend werden Sie nach Holland abreisen, und von da nach London. Ich werde Ihre Angelegenheiten hier ehrlich arrangiren und vielleicht noch genug zu retten finden, um das Loos Ihrer armen Frau ein wenig zu erleichtern.“

„Habe ich Sie recht verstanden?“ sprach Pottewal stammelnd vor Entrüstung. „Sie wollten nach meiner Abreise die Banknoten und das Geld aus dieser Kasse wegnehmen und verbergen?“

„Wegnehmen?“ wiederholte Romys mit einem schlauen Lächeln. „Sie glauben vielleicht, daß ich diese Ueberbleibsel Ihres Vermögens nicht ehrlich für Ihre Frau und für Ihr Kind aufbewahren werde? Kommen Sie, geben Sie her, wir wollen es genau zählen.“

„Himmel, das ist schrecklich!“ rief Pottewal. „Das ist also die Hülfe, die Sie mir anbieten? Sie wollen mich zu einem feigen Diebstahl verleiten?“

„Nein, nein, Franz. Das Geld hat keinen bekannten Herrn; und was die Banknoten anbelangt, so ist es möglich, daß die Nummern davon in Ihrem Kassenbuch aufgezeichnet sind; aber ich habe Ihnen Geld geliehen und Sie haben es mir zurückgegeben. Was ist daran zu verwundern? Und auf alle Fälle kann man ja die Banknoten ein Jahr oder zwei zurückbehalten ... Sie sehen wohl, daß Niemand Etwas von der Sache argwöhnen wird.“

„O, Sie flößen mir Abscheu ein!“ grollte Pottewal. „Nicht genug, daß die menschliche Gerechtigkeit mich zu ewiger Schande verurtheilte, wollten Sie

mich auch vor meinem eigenen Gewissen und vor Gott schuldig machen?"

Romys bemerkte, daß der Schlüssel in der Geldkasse steckte, und trat vor, um derselben sich zu nähern.

Diese Bewegung schien Herrn Pottewal einen heftigen Schrecken einzujagen. Er sprang auf, stellte sich mit geballten Fäusten vor die Kasse und schrie mit heiserer Stimme:

„Zurück! Zurück! Diese Kasse enthält meine Ehre, meine Unschuld, mein Leben. Ich werde sie gegen Ihren verbrecherischen Anschlag vertheidigen, und müßte selbst Blut zwischen uns fließen!"

„Sie sind verrückt!" schnaubte Romys mit entflammtem Zorn, jedoch zurückweichend. „Wie kann ein Mensch so böse und doch so dumm sein? Anstatt seine Frau gegen Noth und Armuth zu schützen, überläßt er ihr Heirathgut lieber denjenigen, welche seine Thorheit benützt haben, um ihm sein Vermögen wegzufischen. Es sei so! Fügen Sie diese schnöde That noch zu den Niederträchtigkeiten Ihres ganzen Lebens. Ich will hingehen und Sie dem Schicksale überlassen, das Sie sich selbst bereitet haben . . . Geben Sie mir die Juwelen meiner Tochter."

„Geben Sie mir die Juwelen meiner Tochter!" wiederholte er mit zornigem Nachdruck.

Pottewal bückte sich zu der Kasse nieder; der Schlüssel drehte sich im Schlosse.

„Wie?" fiel Romys ein, „die Juwelen sind in dieser Kasse? Sie schließen dieselbe? Sollten Sie unverschämt genug sein, sie mir zu verweigern? Gehören sie nicht meiner Tochter als volles Eigenthum

zu? Sie sprechen von Ihrer Ehrlichkeit? Aber das ist ein Diebstahl, das ist ein Mord!"

Einige Schritte vortretend, sprach Pottewal mit einer überraschenden Ruhe in der Stimme:

„Die Juwelen gehören meiner Frau. Da wir in Gütergemeinschaft lebten und sie an meinem Gewinne Theil hatte, muß sie auch meinen Verlust mittragen."

„Wütherich! Und wenn dieselbe Sie anflehte, ihr dieses letzte Hülfsmittel zu lassen, um ihr Kind gegen das drohende Elend zu schützen, könnten Sie unmenschlich genug sein, ihr diese Bitte abzuschlagen?"

„Ich weiß nicht, was ich thäte; es ist Etwas, worüber ich mit ihr sprechen würde."

„Wohlan, sie hat mich selbst auf den Knieen ersucht, Ihre Juwelen hier zu holen. Wollen Sie mir also dieselben ohne längern Widerstand einhändigen?"

„Was Sie da sagen, ist eine Unwahrheit," erwiederte Pottewal. „Sie verlästern Ihre Tochter auf eine schnöde Weise. Auf alle Fälle habe ich Therese versprochen, vor Ihrer Rückkehr nichts zu thun oder zu beschließen. Sie bleibt lang aus. Trotz meines Versprechens sollte ich schon lange abgereist sein; denn ich wußte wohl, daß Ihr Herz unbarmherzig und gefühllos ist wie Stahl; aber was nun geschieht, habe ich vorhergesehen und gefürchtet. Lassen Sie demnach alle Hoffnung fahren, Romys. Hier ist Nichts zu retten. Ich werde bleiben, bis daß ich mein Haus der Bewachung Ihrer Tochter anvertraut habe. Sie ist eine starke Frau; sie wird meine Ehre und die Ehre ihres Kindes vertheidigen, selbst gegen Sie."

Romys schien bei diesen letzten Worten von der äußersten Wuth zu entbrennen; er erblaßte schrecklich, sank auf einen Stuhl und stieß von da mit bebenden Lippen, als wäre er vom Schlage bedroht, heraus:

„Niederträchtiger, Dummkopf, feige Schlange, die sich in mein Haus geschlichen hat, um eine alte Familie mit ihrem Gift zu bespritzen! Du bist also geboren als ein Fluch des Herrn, um die Ursache meines Unglücks und meines Todes zu sein? Schrecklich! Du bist so ruhig wie ein Teufel, und Du scheinst zu lachen bei der Verzweiflung eines unschuldigen Schlachtopfers. Gibt es denn keine Blitze mehr im Himmel, um ein solches Ungeheuer zu zerschmettern!“

Pottewal zitterte; seine Lippen verzogen sich zu einem bittern Ausdruck und in seinen Augen funkelte ein düsteres Licht.

„Sie, Sie beschuldigen mich?“ rief er. „Ha, müßten die Blitze des göttlichen Zorns hier ein Opfer suchen, sie fielen nicht auf mein Haupt, sondern auf das Ihrige. Die Schlange, die dahinschleicht, die betrügt und mit ihrem Gift das Leben eines unschuldigen Mannes vergiftet, sind Sie. Ich bin schwach gewesen, dumm und niederträchtig, allerdings: wie hätte ich mich sonst zu einer Ehe ohne Liebe verleiten lassen durch Ihre heuchlerische Schmeichelei? Wie hätte ich nicht die Tyrannei zerschmettern sollen, die mich angetrieben hat, meine Ehre und mein Vermögen auf's Spiel zu setzen? Ja, ja, Sie haben meine Einfalt und meine Gutherzigkeit mißbraucht. Mich werden die Menschen verurtheilen; aber Sie, Sie werden verurtheilt werden von Gott! Bereits straft

er Sie in der Leidenschaft, die Sie vergessen läßt, daß Sie ein Mensch sind; Ihre Seele war zu Geld geworden; Geld ist es, viel Geld, das Ihnen entrissen wird. Das ist gerecht: die Ursache und das Werkzeug liegen beide zu Grunde gerichtet."

Romys sank auf einen Stuhl, legte sich mit einem Angstschrei die Hände vor die Augen und schien in Thränen auszubrechen.

Lange Zeit sah Pottewal mit wachsendem Mitleiden auf ihn nieder. — Endlich schwand seine Erbitterung gänzlich; er senkte den Kopf und schaute zu Boden; aus seinen Augen fielen Thränen.

Es herrschte eine feierliche Stille in dem Zimmer.

Es mußte wohl der Fall sein, daß Romys trotz seiner Verzweiflung noch immer eine geheime Absicht verfolgte; denn er blickte bisweilen durch seine Finger zur Seite auf seinen Schwiegersohn, als wollte er seine Gemüthsbewegungen beobachten.

Zu Romys tretend, sprach Pottewal mit sanfter, trauriger Stimme:

„Nun, Vater, lassen Sie uns nicht streiten. Ich bin schuldig, wenigstens einer wahnsinnigen Unvorsichtigkeit schuldig. Ich bereue es tief; ich werde mich meiner Strafe unterwerfen und mein Loos tragen, ohne Jemand der Ungerechtigkeit zu bezüchtigen. Unterwerfen Sie sich gleichfalls dem Willen des Herrn und schenken Sie mir Ihre Vergebung für den Kummer, welchen ich Ihnen verursache."

„Ich werde Ihnen Alles vergeben, Franz," antwortete Romys mit dem Lichte der Hoffnung in den Augen; „aber seien Sie gerecht, und zeigen Sie einiges Mitleid für Ihre Frau und für ihr armes Kind.

Kommen Sie, vertrauen Sie mir die Banknoten und das Geld an."

„Niemals! Es kann nicht sein," murmelte Pottewal.

„Geben Sie mir zum Mindesten die Juwelen meiner Tochter."

„Nein, ich will warten, bis sie heimgekehrt ist."

„Sie bleiben also unerbittlich, gleich einem Henker?"

„Mein Gewissen ist unerbittlich."

Romys sprang auf, trat ein paar Schritte zurück und rief mit den Armen auf der Brust:

„Ist dieß Ihr letztes Wort, Mörder?"

„Gott sieht uns," war die Antwort.

„O, sei verwünscht!" heulte Romys toll vor Verdruß und Zorn. „Und ich sollte Dich nicht einen Niederträchtigen, ein Ungeheuer nennen? Wie? Du stiehlst einer alten ehrbaren Familie sechshundert tausend Francs? Du befleckst den Namen Deiner Frau und schlägst Dein Kind mit ewiger Schmach, selbst ehe es noch zu athmen anfängt? Es fehlt Dir nicht allein an dem nöthigen Verstand, um ihnen ein Stück Brod zu erhalten, sondern Du bist unmenschlich und kleinmüthig genug, um Dich als betrügerischen Bankerottirer verurtheilen zu lassen, ohne selbst zu erwägen, ob es nicht noch ein Mittel gibt, um diesem verhängnißvollen Spruch zu entgehen. Geh, Dein Herz ist leer; Du hast keine Seele!"

„Ein Mittel, um der Verurtheilung zu entgehen?" wiederholte Pottewal.

„Solch ein Mittel muß es geben; und wärest

Du nicht zu dumm oder zu feig, Du würdest es bald gefunden haben."

„Aber welches Mittel? Um Gotteswillen, sprechen Sie!" bat Pottewal, bebend vor Erregung.

„Vergeblich," entgegnete Romys; „hättest Du Seelenstärke genug, um Deine Pflicht zu erfüllen, dann würdest Du von selbst Deine Pflicht begreifen."

„Aber Sie foltern mich unbarmherzig, Vater," rief Pottewal. „Um mein Kind, um meine arme Frau vor diesem Brandmal zu bewahren, wollte ich mit Freuden zwanzigmal sterben!"

„Sterben?" murmelte Romys. „Gäbe Gott, daß Du bei der Nachricht von Deinem Fall gestorben wärest . . . Die Todten verurtheilt man nicht."

Pottewal sprang zurück, griff mit den Händen in seine Haare und blickte mit einem seltsamen Lachen seinem Schwiegervater in die Augen. Er war todesbleich; er zitterte und schien in der That mit Wahnsinn geschlagen.

„Welches Licht!" murmelte er mit trockener Kehle. „Es sollte wahr sein? Der Name meines Vaters, der Name meines Kindes? . . . kein Brandmal auf meinem Grabe? Das Gefängniß sollte sich nicht schließen hinter mir? . . . Ach, ach, mir schwindelt, ich träume, es ist Nacht vor meinen Augen . . . aber, aber, Dank Ihnen dennoch; es wird nur ein einziges Opfer geben. Leben Sie wohl, Romys, seien Sie der Vater meines Kindes . . . Gott wird es Ihnen lohnen!"

Indem er diese letzten Worte aussprach, war er im Begriff, das Zimmer zu verlassen und eilte mit blinder Hast hinweg . . . aber die Thüre flog auf,

ehe er sie erreicht hatte, und mit ausgestreckten Armen sprang ihm Therese, von andern Personen gefolgt, an den Hals.

„Franz, mein guter Franz," rief sie, „wir bringen Dir zweihunderttausend Francs! Kein Kummer mehr; sei froh; Du bist gerettet. Sieh, sieh!"

Und sie entfaltete vor seinen Augen ein ganzes Packet Banknoten.

Das Zimmer erfüllte sich mit Jubelrufen. Blondeel, Ernst und Hermina hatten gleichfalls ihre Arme um Pottewals Schulter geschlagen und so schlossen sie ihn Alle zusammen in eine zärtliche Umarmung, während ihre Freude und ihre Freundschaft sich in verwirrten Worten ausströmte.

Pottewal, der einen kleinen Augenblick verstummt war, als könnte er an die Wirklichkeit dieser unverhofften Hülfe nicht glauben, drückte nun seine Frau lebhaft an seine Brust und stammelte, während Freudenthränen ihm über die Wangen liefen, mit inniger Dankbarkeit:

„Therese, meine liebe Frau, ich werde Gott für mein Unglück preisen müssen. Er ließ mich einen verborgenen Schatz von Hingebung und Stärke in Deinem Herzen entdecken. Er hat unsere Seelen durch das Band einer unzerstörbaren Neigung vereinigt. Ach, Therese, wie werde ich Dich lieben!"

Mehr konnte er nicht sagen; aber er hielt den strahlenden Blick auf die milden Augen seiner Gattin gerichtet und war entzückt vor Bewunderung und Liebe . . .

Herr Romys trat herzu. Sein Gesicht schien verzerrt und seine Hände zitterten. Blondeel am Arme

fassend, fragte er mit einer Stimme, welche von seiner schrecklichen Aufregung Zeugniß gab:

„Was? Was? Was höre ich? Ich habe nicht recht verstanden; es kann nicht sein. Zweihundert tausend Francs? Woher? Von wem?“

„Von Ernst,“ antwortete Blondeel, „von seiner Eisenbahn, welche angenommen worden ist; von mir und meiner Schwester.“

„Aber, aber es ist das Geld unserer Familie!“ stammelte Romys, seiner gewaltigen Aufregung erliegend. „Achthundert tausend Francs! Wehe, ich werde arm sterben, im Elend, auf Stroh! Helft mir; ich falle; Ihr bringt mich um!“

Und er sank auf einen Stuhl nieder.

Hermina sprang auf ihn zu, umschlang ihn mit ihren Armen und sagte in tröstendem Ton:

„Nein, Vater, sei nicht traurig; Franz wird sein Handelsgeschäft fortsetzen. Mein Ernst wird dazu behülflich sein, wieder zu gewinnen, was wir verlieren; fasse Vertrauen zu seiner Kraft und seinem Glück; er wird die Ehre der Familie stützen und vermehren. Er wird die Freude Deiner alten Tage werden... O, mein Gott!“ rief sie plötzlich; „Hülfe, Hülfe! Wasser, Wasser! Der Vater fällt in Ohnmacht.“

Und sie selbst lief jammernd in die Küche und kam, schnell wie der Blitz, mit einem Krug Wasser zurück. Sie befeuchtete eine Weile mit fieberischer Angst die Stirne ihres ohnmächtigen Vaters und wurde in ihrer liebevollen Sorge von allen Andern, selbst von Pottewal unterstützt; denn die Furcht vor einem schrecklichen Unglück hatte ihrer Freude alsbald ein Ziel gesetzt.

Die Magd trat mit einem Papier in der Hand herein und überreichte es ihrem Herrn.

„Es hat Eile, Herr," sagte sie; „es kommt von dem Telegraphen."

„Himmel! Ist es möglich?" rief Pottewal, die Botschaft mit zitternder Hand vor sein Auge haltend. „Ja, ja, Therese, es ist wahr, Therese, liebe Therese, bessere Neuigkeiten von London. Der Preis des Getreides ist zu Antwerpen bereits um fünf Francs gestiegen. Die Hälfte unseres Vermögens ist gerettet! Unser Kind wird nicht arm sein!"

Es antwortete Niemand auf diesen Ausruf, obgleich Alle dadurch lebhaft gerührt waren; man war noch immer ängstlich damit beschäftigt, Romys aus seiner Ohnmacht zu erwecken.

„Vater, Vater, hör'," rief Hermina ihm in's Ohr. „Es sind gute Nachrichten da. Pottewal hat wieder dreihundert tausend Francs zurückerhalten!"

Diese Ankündigung erklang bis in das Herz des Ohnmächtigen; er öffnete die Augen und sah die Umstehenden mit zweifelnder Verwirrung an.

„Dreihundert tausend Francs?" murmelte er. „Zurückerhalten?"

„Ja, ja, das Getreide ist gestiegen," war die bestätigende Antwort.

„Wir verlieren noch dreihundert tausend Francs?" seufzte er. „Genug, um davon den Tod zu haben..."

Pottewal wollte seine Hand fassen; aber er stieß ihn wüthend zurück und schnaubte ihn mit verzerrten Lippen und mit Gift in den Augen an:

„Bleibe verwünscht, Niederträchtiger, der das Geld, das Blut einer armen Familie verschwendet hat!"

Er streckte die Arme nach Ernst de Cock aus; dieser aber wich zurück, als hätte die Umarmung in einem solchen Augenblick ihm Schrecken eingeflößt. Dessen ungeachtet schloß ihn Romys in die Arme und sagte:

„Ernst, Sie sind meine einzige Hoffnung auf Erden. Werden Sie die Stütze und der Retter einer armen Familie. Erwerben Sie Geld, viel Geld; und ich werde das Schicksal segnen, das mir einen so würdigen Sohn gewährte.“

Hermina stieß einen Freudenruf aus und sank ihrem Vater an die Brust.

„Du segnest meine Ehe? Du umarmst meinen Gatten?“ jubelte sie. „Ha, er hat sein Ziel erreicht, er hat den Sieg davon getragen!“

Therese kniete nieder und rief, die Arme erhebend, aus:

„O, mein Gott, wie unbegreiflich sind Deine Wege, wie grenzenlos Deine Barmherzigkeit! Du hast Mitleid gehabt mit den Opfern einer Ehe ohne Liebe; Du machst das Unglück selbst zum milden Quell Deiner Gnade! Ach, vergib mir mein bisheriges Leben: ich werde gut sein, ich werde lieben, ich werde wachen als ein Schutzengel über den Lebensfrieden des Mannes, dessen Glück Du mir anvertraut hast auf Erden! Dank! Dank!“

Und auf's Neue flog sie an den Hals ihres Mannes, welcher in der Voraussicht einer frohen Zukunft beinahe verging vor Seligkeit . . .

Ende.

Conscience, Hendrik,

Die Bürger von Darlingen Sittengemälde in zwei Zeitabschnitten von
Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen von C. Büchele

Stuttgart 1862